Peter M. Michels
Aufstand in den Ghettos

Zur Organisation des Lumpenproletariats in den USA

Young Lords Party
Rising Up Angry
I Wor Kuen
Chicano Power
Indian Power
Black Workers Congress

INFORMATIONEN ZUR ZEIT

Über dieses Buch

Der Begriff ›Lumpenproletariat‹ ist nicht nur in Deutschland mit einem Stigma behaftet, das die sachliche Diskussion dieses sozialen Phänomens erschwert. Emotionale Identifikation mit den deklassiertesten Mitgliedern unserer modernen Gesellschaften oder blinde Verabscheuung dieser Minderheit als ›Abschaum der Menschheit‹, das sind die beiden extremen Pole, zwischen denen sich die Diskussion bewegt. Die vorliegende Dokumentation will beide Extreme vermeiden und durch umfangreiches Material die sachliche Einschätzung dieser untersten Gesellschaftsschicht anregen und erleichtern. Besonderes Gewicht wurde dabei auf die seit jeher umstrittene Frage gelegt, ob und inwieweit das Lumpenproletariat eine progressive gesellschaftsverändernde Kraft sein kann und welche Rolle es vor allem in Amerika innerhalb der revolutionären Bewegung einnehmen kann.

Angesichts der spärlichen Literatur über diesen Untersuchungsgegenstand kann dieses Buch nicht die Aufgabe erfüllen, eine umfassende und widerspruchsfreie Theorie des Lumpenproletariats aufzustellen. Es ist vielmehr als Anregung gedacht, einem Phänomen, das unter veränderten wirtschaftlichen Bedingungen auch bei uns an Bedeutung gewinnen kann, erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, und soll nicht zuletzt über einen Teil amerikanischer Wirklichkeit informieren, der selbst in den USA von der breiteren Öffentlichkeit und den Massenmedien lieber verdrängt als auch nur wahrgenommen wird.

Dieser Band informiert über sechs in den USA derzeit relevante Bewegungen: Young Lords Party (Puertoricaner), Rising Up Angry (weißes Großstadtproletariat), I Wor Kuen (Chinesen), Chicano Power (Mexikaner), Indian Power (Indianer), Black Workers Congress (Arbeiterorganisation der Schwarzen, Puertoricaner, Chicanos, Asiaten und Indianer).

Der Autor

Peter M. Michels, Jahrgang 1941, Studium an der Hochschule für Gestaltung Ulm, Abteilung Information, an der Freien Universität Berlin und am Institut für Umweltplanung der Universität Stuttgart. Kurze Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Meinungsforschungsinstitut und Verlagslektor. Freier Film- und Funkautor. 1967 Kurt-Magnus-Preis der ARD. 1972 Reisestipendium des Auswärtigen Amtes. Lebt in Frankfurt/Main.

Peter M. Michels

Aufstand in den Ghettos

Zur Organisation des Lumpenproletariats in den USA

Fischer Taschenbuch Verlag

Inhalt

Einleitung 9
Über die Rolle des Lumpenproletariats (bei Marx, Engels, Lenin, Mao und Fanon) 11 · Zur materiellen Basis des Lumpenproletariats in den USA 17 · Klassenanalytische Bestimmung des Lumpenproletariats in den USA 24 · Black Panther Party: Die Avantgardefunktion des Lumpenproletariats 28 · Neuere Tendenzen: Einschränkung des Avantgardebegriffs des Lumpenproletariats und Aufbau eines Lumpen-Arbeiter-Bündnisses 35 · Studentisches Lumpenproletariat 41 · ›Street gangs‹ als revolutionäres Potential 44 · Der Aufbau einer Vereinigten Front 47

Erster Teil: Young Lords Party 49
Einführung 51 · Interview mit David Rivera, ehemals Feldmarschall der Young Lords Organization, Chicago 54 · Interview mit Richie Perez, stellvertretender Informationsminister der Young Lords Party, New York 59 · Interview mit Gloria Fontanez, Feldmarschall der Young Lords Party, Puerto Rico 105 · Interview mit Carmen Mercado, Young Lords Party, Puerto Rico 110 · Interview mit Benjamin Cruz, Informationskapitän der Young Lords Party, Puerto Rico 113 · 13-Punkte-Programm und Plattform der Young Lords Party 118 · Disziplinarische Regeln der Young Lords Party 121

Zweiter Teil: Rising Up Angry 125
Einführung 127 · Interview mit Raymond Tackett, ehemals Vorsitzender der Young Patriots Organization, Lincoln Park, Uptown Chicago 130 · Interview mit Mike James, Mitglied des Zentralstabs von Rising Up Angry, Uptown Chicago 133 · Statement zum Selbstverständnis von Rising Up Angry 150 · Erklärung über Entwicklung, Schwerpunkte und Ziele von Rising Up Angry 151

Dritter Teil: I Wor Kuen 155
Einführung 157 · Interview mit einem Mitglied von I Wor Kuen, New York 159 · Interview mit Carmen Chow, I Wor Kuen, San Francisco 168 · Statement der Mitglieder und des Zentralkomitees von National I Wor Kuen 176 · 12-Punkte-Programm von I Wor Kuen 178

Vierter Teil: Chicano Power 183
Einführung 185 · Interview mit Jorge Leos, Erziehungsminister von MECHA, Berkeley, Kalifornien 188 · Interview mit Willie Ballesteros, EMPLEO, Richmond, Kalifornien 191 · Interview mit Arturo Hernandez, Feldmarschall der Brown Berets, San Francisco, Kalifornien 195 · Politisches Programm der Brown Berets 199 · Interview mit Reggie Ruiz, La Raza Unida Party, Los Angeles, Kalifornien 202 · Interview mit Tito Lucero, La Raza Unida Party, Oakland, Kalifornien 207 · Interview mit Rodolfo V. Quinones, Labor Committee, East Los Angeles, Kalifornien 212

Fünfter Teil: Indian Power 219
Einführung 221 · Interview mit Lehman L. Brightman, Präsident der United Native Americans, San Francisco 224 · Grundsätze der ›United Native Americans‹ 249 · Interview mit Raymond Cox, Alcatraz Movement, San Francisco 252 · Alcatraz ist keine Insel 254

Sechster Teil: Black Workers Congress 257
Einführung 259 · Interview mit Harry Wells, Beauftragter des Black Workers Congress, Los Angeles 261 · Ziele. Auszug aus dem Entwurf eines Manifests des Black Workers Congress 275

Literatur 279

Der Autor fühlt sich den Personen und Organisationen, die in dieser Dokumentation zu Wort kommen, zu Dank verpflichtet. Ohne ihre Gastfreundschaft, Hilfe, Auskunftsbereitschaft und ihr Vertrauen wäre dieses Buch nicht zustandegekommen. Die Dokumente sind ausnahmslos unredigierte, teilweise gekürzte Tonbandprotokolle, die durch einige wesentliche Programme und Erklärungen ergänzt wurden.

Mein besonderer Dank gilt auch Susan Heuman in New York, die durch zahlreiche Hinweise und lange Diskussionen mit dem Autor am Zustandekommen dieses Buches beteiligt ist; ebenso Heidi Knorr in Frankfurt, die mich auf der USA-Reise im Herbst 1971 teilweise begleitete und vor allem in Puerto Rico umfangreiches Material sammelte, das, durch die enge Thematik dieses Buches bedingt, hier leider nur bruchstückweise eingehen konnte. Sie hat in monatelanger Arbeit an der Aufbereitung des Materials mitgewirkt.

Frankfurt/Main, im Sommer 1972 P. M. M.

»Ich habe alle Hoffnungen auf privates Glück in diesem Leben aufgegeben, um für das Wohl unserer Gemeinschaft zu wirken. Ich habe einen Plan. Ich werde mich einsetzen, einsetzen, einsetzen, bis ein Fortschritt erzielt oder mein Leben beendet ist.«

George Jackson, Feldmarschall der Black Panther Party, geb. 23. 9. 1941, erschossen im San Quentin-Gefängnis am 21. 8. 1971

Einleitung

Über die Rolle des Lumpenproletariats

(bei Marx, Engels, Lenin, Mao und Fanon)

»Neben zerrütteten Roués mit zweideutigen Subsistenzmitteln und von zweideutiger Herkunft, neben verkommenen und abenteuernden Ablegern der Bourgeoisie, Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zuchthaussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner, Gaukler, Lazzaroni, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Maquereaus, Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher, Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz, die ganze unbestimmte, aufgelöste, hin- und hergeworfene Masse, die die Franzosen la bohème nennen [. . .]«[1], stellte Louis Bonaparte in seine Dienste.

So beschreibt Marx in ›Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte‹ all diejenigen Subjekte, an anderer Stelle kurz ›Pariser Lumpenproletariat‹ genannt, aus dessen Reihen sich die konterrevolutionären Stoßtrupps des Louis Bonaparte in der Restaurationsperiode von 1848 bis 51 rekrutierten.

»Auf seinen Reisen mußten die auf der Eisenbahn verpackten Abteilungen derselben ihm ein Publikum improvisieren, den öffentlichen Enthusiasmus aufführen, vive l'Empereur heulen, die Republikaner insultieren und durchprügeln, natürlich unter dem Schutze der Polizei. Auf seinen Rückfahrten nach Paris mußten sie die Avantgarde bilden, Gegendemonstrationen zuvorkommen oder sie auseinanderjagen.«[2]

Weiter beschreibt Marx in ›Die Klassenkämpfe in Frankreich‹ in der Periode 1844/48 die Zusammensetzung und Funktion des Lumpenproletariats, das immer wieder als eine konterrevolutionäre Kraft eingesetzt wurde:

»Zu diesem Zwecke bildete die provisorische Regierung 24 Bataillone Mobilgarden, jedes tausend Mann, aus jungen Leuten von 15 bis 20 Jahren. Sie gehörten dem Lumpenproletariat an, das in allen großen Städten eine vom industriellen Proletariat genau unterschiedene Masse bildet, ein Rekrutierplatz für Diebe und Verbrecher aller Art [. . .], durchaus bestimmbar, der größten Heldentaten und der exaltiertesten Aufopferung fähig, wie der gemeinsten Banditenstreiche und der schmutzigsten Bestechlichkeit.«[3]

[1] Marx/Engels, Werke, Bd. 8, Berlin 1966, S. 161.
[2] Ebd., Bd. 8, S. 161 f.
[3] Ebd., Bd. 7, S. 26.

Die Klassenherkunft und Funktion des Lumpenproletariats in den Klassenkämpfen des 19. Jahrhunderts faßt Marx im ›Manifest der kommunistischen Partei‹ zusammen:

»Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert. Seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.«[4]

Engels definiert in seiner Vorbemerkung zum ›Deutschen Bauernkrieg‹ dessen Rolle noch negativer:

»Das Lumpenproletariat, dieser Abhub der verkommenen Subjekte aller Klassen, der sein Hauptquartier in den großen Städten aufschlägt, ist von allen möglichen Bundesgenossen der schlimmste, dies Gesindel ist absolut käuflich und absolut zudringlich. [...] Jeder Arbeiterführer, der diese Lumpen als Garde verwendet oder sich auf sie stützt, beweist sich schon dadurch als Verräter an der Bewegung.«[5]

Der Begriff ›Lumpenproletariat‹ wurde von Marx geprägt und ist gebunden an eine Zeit entfalteter Klassenkämpfe, in denen genau auszumachen ist, welche Gruppen sich auf die Seite der Konterrevolution schlagen. Das Lumpenproletariat rekrutiert sich aus den untersten Schichten aller Klassen. Es ist ein Sammelbecken deklassierter Individuen mit verschiedenstem individuellen Schicksal und entsprechendem Bewußtsein, das als soziale Gruppe überhaupt erst im Zusammenhang mit Klassenkämpfen erfaßbar wird.

Während Marx und Engels das Lumpenproletariat klassenanalytisch behandeln, setzt sich Lenin mit dem Lumpenproletariat ›praktisch-politisch‹ auseinander. In seinem Artikel ›Der Partisanenkrieg‹ verteidigt Lenin die Aktionen von bewaffneten Gruppen, die aus »deklassierten Elementen der Bevölkerung, (aus) Lumpenproletariern und anarchistischen Gruppen«[6] bestehen, vor denjenigen russischen Sozialdemokraten, die die Arbeit dieser Gruppen mit der Begründung ablehnen: »[...] es handle sich um Aktionen von Einzelpersonen, die von den Massen losgelöst sind, solche Aktionen demoralisierten die Arbeiter, stießen weite Kreise der Bevölkerung von ihnen ab, desorganisierten die Bewegung, schadeten der Revolution.« Sie befürchten: »Der Partisanenkrieg bringt das klassenbewußte Proletariat den heruntergekommenen Trunkenbolden und Lumpenproletariern nahe«, und sind der Ansicht: »Wir sind keine Diebe, keine Räuber, wir sind

[4] Ebd., Bd. 4, S. 472.
[5] Ebd., Bd. 7, S. 338.
[6] Dieses und die folgenden Zitate sind entnommen aus: W. I. Lenin, Ausgewählte Werke, Bd. 2, Berlin 1970, S. 223 ff.

darüber erhaben.« Lenin sieht die bewaffneten Gruppen, die 1906 überall in Rußland entstanden und zum größten Teil keiner revolutionären Organisation angehörten, als revolutionäres Potential an und schreibt: »Desorganisiert wird die Bewegung nicht durch Partisanenaktionen, sondern durch die Schwäche der Partei, die es nicht versteht, diese Aktionen in die Hand zu nehmen.«

Der scheinbare Widerspruch zwischen Marx/Engels und Lenin in der Behandlung des Lumpenproletariats beruht auf der Tatsache, daß sich das Lumpenproletariat, wie es im ›18. Brumaire‹ beschrieben wird, von den deklassierten Individuen in Rußland unterscheidet, die bedingt durch die spezifischen russischen Verhältnisse sich in Form von Bandenwesen gegen staatliche Institutionen und Privateigentum richteten. Weiterhin war durch die Existenz einer konspirativen Partei die Möglichkeit gegeben, sich der Tätigkeit dieser bewaffneten Gruppen für revolutionäre Zwecke zu bedienen. (Beschaffung von Waffen und Geld, Tötung von Spitzeln und Subalternen.)

Werden die deklassierten Individuen bei Lenin noch als Lumpenproletariat zusammengefaßt, fallen sie bei Mao unter den Begriff des ›vagierenden Proletariats‹ (Pauper).

> »Das sind Bauern, die ihr Land verloren haben, sowie Handwerker, die keine Arbeitsgelegenheit haben. Ihre Existenz ist unter allen menschlichen Lebensverhältnissen die unsicherste.«[7]

An einer anderen Stelle konkretisiert Mao die Lage des ›vagierenden Proletariats‹ folgendermaßen:

> »Die koloniale und halbkoloniale Lage Chinas hat dazu geführt, daß es in den Dörfern und Städten eine gewaltige Menge von Arbeitslosen gibt. Darunter sind viele, die — der Möglichkeit, sich die Existenzmittel auf ehrliche Weise zu erwerben, beraubt — gezwungen waren, ihren Unterhalt auf unehrliche Weise zu erwerben. Aus diesen Reihen stammen die Banditen, Gangster, Bettler, Prostituierten und die berufsmäßigen Nutznießer des volkstümlichen Aberglaubens. Diese Gesellschaftsschicht ist unbeständig. Ein Teil dieser Menschen läßt sich leicht durch die reaktionären Kräfte kaufen, aber ein anderer Teil kann sich an der Revolution beteiligen.«[8]

Hieraus wird ersichtlich, daß der Begriff ›vagierendes Proletariat‹ ähnlich wie bei Lenin ›Lumpenproletariat‹ einen viel größeren Teil der Bevölkerung umfaßt als das von Marx be-

[7] Mao Tse-tung, Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft, Peking 1967, S. 14.
[8] Mao Tse-tung, Die chinesische Revolution und die kommunistische Partei Chinas, Peking 1968, S. 52.

schriebene ›Lumpenproletariat‹. Sind sie bei Marx Abschaum aller Klassen, die ihrem individuellen Schicksal nachgehen, sind bei Mao und Lenin all die durch sozio-ökonomische Verhältnisse deklassierten Individuen und pauperisierten Schichten gemeint, die nicht mehr im Produktionsprozeß stehen. Ihr als Masse aufgezwungenes Schicksal ermöglicht ihnen den Besitz eines kollektiven Bewußtseins, das im Bandenwesen wie in Rußland oder in Geheimorganisationen (»Organisationen der gegenseitigen Hilfe im politischen und wirtschaftlichen Kampf«)[9] wie in China seinen Ausdruck fand. Die Funktion dieser Gruppen im Klassenkampf behandelt Mao wie Lenin als eine praktisch-politische Frage:

> »Zum mutigsten Kampf fähig, aber zu Zerstörungsaktionen neigend, können sie, wenn man sie richtig leitet, zu einer revolutionären Kraft werden.«[10]

Ein weiterer, auf marxistische Grunderkenntnisse zurückgreifender Theoretiker des Lumpenproletariats, der im Rahmen seiner ›Lehre von der befreienden Gewalt‹ dessen Rolle und Funktion in den kolonialisierten Ländern Afrikas behandelt, ist Frantz Fanon. Sein Werk ›Die Verdammten dieser Erde‹ ist nicht nur das meist gelesene Buch der Revolutionäre Afrikas und Südamerikas, sondern hatte auch einen starken agitatorischen Einfluß auf die Emanzipationsbewegung der Schwarzen und anderer ethnischer Minderheiten in den USA.[11] Die in den Ghettos zusammengepferchten, sich subjektiv als kolonisiertes Volk empfindenden farbigen Minderheiten fanden in Fanon ihren Propheten, der die Welt der Kolonisierten aufruft, durch die absolute Gewalt die Kolonialherrschaft zu brechen und einen neuen Menschen, den ›totalen Menschen‹ zu schaffen, der im Prozeß der Dekolonisation entsteht. In diesem Befreiungsprozeß wird er geschaffen aus einem Wesen, das bis dahin kein Mensch, sondern ein ›Halbtier‹ oder ›Halbmensch‹ war. Nur die gewaltsame Revolution schafft den Eingeborenen wieder als Mensch, befreit ihn von Frustration,

[9] Vgl. a. a. O., S. 22.
[10] Mao Tse-tung, Analyse der Klassen, a. a. O., S. 14.
[11] Die Befreiungskämpfe der ›Dritten Welt‹ führten besonders in den sechziger Jahren zu einer starken Identifikation ethnischer Minderheiten mit den farbigen Völkern in Afrika, Asien und Lateinamerika. Lin Piaos These, daß die ganze Sache der Weltrevolution in letzter Analyse von den revolutionären Kämpfen der asiatischen und lateinamerikanischen Völker abhängt, da durch den Verlust dieser ländlichen Gebiete der Erde die imperialistischen Gesellschaften des Westens ihre bisherige Herrschaft nicht mehr aufrechterhalten können, beeinflußten weite Teile des farbigen Amerikas und führten über verbale Solidaritätsbekundungen hinaus zu dem Versuch, sich als integraler Bestandteil der Befreiungsbewegungen der farbigen Welt zu verstehen und deren Strategien und Theorien auf die eigene Situation zu übertragen. Dieser Versuch mußte jedoch auf entscheidende Hindernisse stoßen, da die Übertragung dieser Strategien den objektiven Status einer Kolonie voraussetzt, die einen nationalen Unabhängigkeitskampf gegen das Mutterland führt. Letztlich machte er die eigene Befreiung vom Stand der Emanzipation der ›Dritten Welt‹ abhängig und trug wenig zur Entwicklung einer wirkungsvollen Strategie bei.

Repression und ungerichteter, selbstzerstörerischer Aggression, lenkt diese auf das einzig sinnvolle Ziel: seinen Unterdrücker und Zerstörer seines Menschseins, in dessen Auge er ein Tier ist.

»Der Kolonisierte weiß das alles und lacht, wenn er in den Worten des andern als Tier auftritt. Denn er weiß, daß er kein Tier ist. Und genau zur selben Zeit, da er seine Menschlichkeit entdeckt, beginnt er seine Waffen zu reinigen, um diese Menschlichkeit triumphieren zu lassen.«[12]

Die große, gewaltsame Revolution der Befreiung hat sich in den Ländern der Kolonisierten nach Fanon nicht auf das Proletariat, eine privilegierte kleine Schicht von kaum mehr als 1 Prozent der Bevölkerung, zu stützen, sondern auf die Masse der Verarmten und Hungernden, die Bauern. Und das städtische Lumpenproletariat, das dabei ist, »wie eine Meute Ratten, trotz Tritten und Steinwürfen, die Wurzeln des Baumes anzunagen«[13], soll unter ihrer Führung »auf den Weg der Nation zurückfinden«.[14] Fanon schreibt dem Lumpenproletariat in den Befreiungskämpfen der Bauern, die vom Land her die Städte erobern sollen, sogar eine äußerst wichtige Rolle zu:

»In dieser Masse, in diesem Volk der Slums, inmitten des Lumpenproletariats wird der Aufstand seine Lanzenspitze gegen die Städte finden. Das Lumpenproletariat, diese Horde von Ausgehungerten, die aus der Stammes- oder Klangemeinschaft herausgerissen sind, bildet eine der spontansten und radikalsten unter den revolutionären Kräften eines kolonisierten Volkes.«[15]

Mehr noch als Lenin und Mao betont Fanon die Notwendigkeit, das Lumpenproletariat in revolutionäre Kämpfe zu engagieren, denn auch die Geschichte der Befreiungskämpfe in Afrika hat gezeigt, daß es jederzeit konterrevolutionär mobilisiert und in Söldnerheeren aktiviert werden kann. Wenn es nicht auf der Seite der Revolution kämpft, dann wird es auf der Seite der Konterrevolution kämpfen, und das gilt es zu verhindern.

»Auch im Lumpenproletariat wird der Kolonialismus eine erhebliche Menge Handlanger finden. Deshalb muß jede nationale Befreiungsbewegung diesem Lumpenproletariat die größte Aufmerksamkeit widmen. Es antwortet immer auf den Appell zum Aufstand, aber jedesmal, wenn der Aufstand glaubt, ohne das Lumpenproletariat auskommen zu können, wird sich diese Masse von Ausgehungerten und Deklassierten auf der Seite des Unterdrückers in den Kampf

[12] Frantz Fanon, Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt/M. 1966, S. 33.
[13] Ebd., S. 101.
[14] Ebd., S. 101.
[15] Ebd., S. 100.

stürzen und am Konflikt teilnehmen. Der Unterdrücker, der keine Gelegenheit versäumt, die Neger sich gegenseitig auffressen zu lassen, macht sich mit viel Geschick das mangelnde Bewußtsein und Wissen, diese Geburtsfehler des Lumpenproletariats zunutze. Wenn das verfügbare Menschenreservoir nicht sofort vom Aufstand mobilisiert wird, kann man es als Söldnerheer auf seiten der kolonialistischen Truppen wiederfinden.«[16]

[16] Ebd., S. 106.

Zur materiellen Basis des Lumpenproletariats in den USA

Wurde das ›Lumpenproletariat‹ von den Klassikern des Marxismus negativ, d. h. als konterrevolutionäres Potential eingestuft, erfuhr dieser Begriff in der Emanzipationsbewegung der amerikanischen Minderheiten einen Funktionswandel. Nach der Phase der Bürgerrechts- und der darauf folgenden ›Black Power‹-Bewegung unternahm die Black Panther Party als erste den Versuch, den Kampf der schwarzen Ghettobewohner organisatorisch zu erfassen und seine Träger klassenanalytisch zu bestimmen. Ausgehend von der Tatsache, daß sich der größte Teil der Mitglieder und Sympathisanten der Partei aus arbeitslosen, verwahrlosten, in Ghettos dahinvegetierenden Schwarzen rekrutierte, übernahmen sie den Begriff ›Lumpenproletariat‹ zur Bestimmung ihres gesellschaftlichen Ortes. Er verlor dadurch seinen denunziatorischen Inhalt und wurde eine positive Bezeichnung für all die organisierten farbigen wie auch weißen Gruppen in Amerika, die in den pauperisierten Teilen des Proletariats ihre Massenbasis sahen. Eldridge Cleaver schreibt:

»OK. Wir sind Lumpen. Vorwärts. Lumpenproletariat sind all diejenigen, die keine sichere Beziehung oder einen althergebrachten Anteil an den Produktionsmitteln haben. Der Teil der ›industriellen Reservearmee‹, der beständig in Reserve gehalten wird; der niemals gearbeitet hat und das auch niemals tun wird; der keine Arbeit finden kann; der ohne Ausbildung und ungelernt ist; der durch Maschinen, Automation und Kybernetik ersetzt und niemals ›umgeschult oder mit neuen Qualifikationen versehen‹ worden ist; all diejenigen, die von Wohlfahrt oder staatlicher Hilfe leben. Ebenso die sogenannten ›kriminellen Elemente‹, die von ihrem gewitzten Verstand leben, von denen, die sie ausnehmen; die Gewehre in die Gesichter von Geschäftsleuten stecken und sagen ›Hände hoch‹ oder ›gib's auf‹! Diejenigen, die einen Job noch nicht einmal wollen, die die Arbeit hassen und keine Lust haben, die Zeituhr irgendeines Kapitalisten zu stechen, die ihm lieber in die Fresse schlagen und ihn ausrauben, als eine Zeituhr zu stechen und für ihn zu arbeiten; diejenigen, die Huey P. Newton die ›illegitimen Kapitalisten‹ nennt. Kurzgesagt alle die, denen

die Wirtschaft verschlossen ist und die man um ihr rechtmäßiges soziales Erbe betrogen hat.«[17]

Nur scheinbar hat dieses ›Lumpenproletariat‹ etwas mit dem von Marx im ›18. Brumaire‹ beschriebenen Lumpenproletariat gemeinsam. Äußere gemeinsame Erscheinungsformen wie Asozialität und Kriminalität haben verständlicherweise zu der identischen Bezeichnung geführt, aber die ›Lumpen‹ in Amerika haben ähnlich wie das ›vagierende Proletariat‹ bei Mao und ›Lumpenproletariat‹ bei Lenin andere soziale und ökonomische Ursachen, eine andere Klassenherkunft und treten als gesellschaftliches Phänomen in viel größeren Dimensionen in Erscheinung. Ist bei Marx das Lumpenproletariat ein unbestimmbares, zusammenhangloses Konglomerat der verfaulten Elemente aller Klassen, das als soziale Gruppe nur in Zeiten der entfalteten Klassenkämpfe revolutionstheoretisch zu bestimmen ist, so erfaßt der Begriff der ›Lumpen‹ in Amerika die breiteren Schichten der unteren Klassen, die ein Produkt des amerikanischen Spätkapitalismus sind, zur Arbeitslosigkeit gezwungen und im Elend der Ghettos ihr kollektives Schicksal erfahren.

Statistiken vermitteln einen Eindruck über die Größe dieser Arbeitslosigkeit.

Arbeitslose 1964: Weiße 5,3 Prozent; Nichtweiße 10,4 Prozent.

Arbeitslose Nichtweiße zwischen 14 und 19 Jahren 1966: Washington, D. C. 18,4 Prozent, Philadelphia 36 Prozent.

Unterbeschäftigung in ausgewählten Slumgebieten 1966: Boston 24,2 Prozent; East Harlem, New York 33,1 Prozent; St. Louis 38,9 Prozent; San Antonio 47,4 Prozent.[18]

Im Durchschnitt ist jeder dritte Slumbewohner arbeitslos oder drastisch unterbeschäftigt. Unter den jugendlichen Slumbewohnern überschreitet die Arbeitslosenquote oft 50 Prozent. Die amtliche Statistik zeigt eine geschminkte Wirklichkeit: Ein hoher Anteil Nichtweißer ist nicht registriert und bleibt daher auch in der Arbeitslosenstatistik unberücksichtigt. Wer länger als zwei Jahre erfolglos nach Arbeit sucht, wird in der amerikanischen Statistik nicht mehr als arbeitslos gezählt.

Die von der Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung am härtesten getroffenen Schichten sind ethnische Minderheiten, eine Tatsache, die ihren Ursprung in der Entstehung des Kapitalismus in Amerika hat. Durch den Import von Sklaven aus Afrika, der mit 7 Millionen Sklaven seinen Höhepunkt fand, entwickelte sich im Süden Amerikas ein ökonomisches System,

[17] Eldridge Cleaver, Zur Klassenanalyse der Black Panther Party, Frankfurt/M. 1970, S. 9.

[18] Zitiert nach: Gerhard Amendt, Black Power. Dokumente und Analysen, Frankfurt/M. 1970, S. 202 f.

das man als kapitalistisches Sklavenhaltersystem bezeichnen könnte. In den für den Weltmarkt produzierenden sklavenhaltenden Kolonien, so schrieb Marx, »findet kapitalistische Produktion statt, obgleich nur formell, da die Negersklaverei die freie Lohnarbeit, also die Grundlage der kapitalistischen Produktion ausschließt. Es sind aber Kapitalisten, die das Geschäft mit Negersklaven betreiben. Die Produktionsweise, die sie einführen, ist nicht aus der Sklaverei entsprungen, sondern wird auf sie aufgepfropft. In diesem Fall ist Kapitalist und Grundeigentümer eine Person.«[19]

Dieses System der Sklaverei fand seine ideologische Entsprechung im Rassismus. Der Rassismus entstand in diesem System nicht spontan, sondern als Rechtfertigung der ökonomischen Ausbeutung der Schwarzen. Im Zeitalter der bürgerlichen Revolution war die Aufrechterhaltung der Sklaverei nur möglich, wenn rassistische Ideologien die Sklaven nicht als Menschen, sondern als ›Sachen‹ oder ›Privateigentum ihrer Besitzer‹ definierten.

Doch das Sklavenhaltersystem im Süden trat in Widerspruch mit dem sich im Norden rasch entwickelnden industriellen Kapitalismus, dessen Grundlage das Vorhandensein des ›freien‹ Lohnarbeiters ist. Das Sklavenhaltersystem hatte seine immanenten Schranken. Trotz der hohen Profite, die man aus den Sklaven herauspreßte, blieb die Produktivität der Landwirtschaft gering, und die Kapitalakkumulation ging vergleichsweise viel langsamer als im Norden voran. Ursachen dafür liegen darin, daß das System der Sklaverei die Einführung von Maschinerie verhinderte. Darüber hinaus konnten die Sklaven nicht mit komplizierter Maschinerie umgehen, da man ihnen keine Ausbildung zukommen ließ. Das Sklavenhaltersystem konnte nur überleben, wenn es die geistige Entwicklung seiner Opfer bewußt verhinderte. Die Träger der raschen Entwicklung der Industrie im Norden sahen im System des Südens erstens ein Hindernis für die industrielle Expansion nach Süden, zweitens bedeutete es für sie langfristig den Verzicht auf billige Arbeitskräfte, und drittens entsprach die niedrige Produktivität des Sklavenhaltersystems nicht den steigenden Bedürfnissen des industriellen Kapitalismus des Nordens. Außerdem war dieses System nur rentabel, wenn es sich permanent ausdehnte. »Die durch Sklaven betriebene Kultur der südlichen Ausfuhrartikel, Baumwolle, Tabak, Zucker usw.«, so analysierte Marx den expansionistischen Charakter des Sklavenhaltersystems, »ist nur ergiebig, solange sie mit großen Gängen von Sklaven, auf massenhafter Stufenleiter und auf weiten Flächen eines natürlich fruchtba-

[19] Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26, S. 299.

ren Bodens, der nur einfach Arbeit erheischt, ausgeführt wird.«[20] Die Auslaugung der Böden verwandelt fortwährend Staaten, »die Sklaven (zur Produktion) züchten«, um diese dann an andere Sklavenstaaten zu verkaufen. »Sobald dieser Punkt eintritt, wird der Erwerb neuer Territorien nötig, damit ein Teil der Sklavenhalter mit den Sklaven neue fruchtbare Ländereien besetze, und damit dem zurückgebliebenen Teil ein neuer Markt für die Sklavenzucht, also für den Verkauf von Sklaven geschaffen werde.«

Bei diesem Versuch mußte das expansive System des agrarischen Südens mit den Interessen des industrialisierten Nordens zusammenstoßen, und da das Sklavenhaltersystem überfällig geworden war, wurde seine Beseitigung notwendig. Seine Abschaffung erfolgte im Bürgerkrieg 1861–65. Der militärische Erfolg des Nordens im Bürgerkrieg bestätigte die Hegemonie des nördlichen Wirtschaftssystems. Die Lage der arbeitenden Bevölkerung hatte sich jedoch durch den Krieg überall verschlechtert. Als sich die Bourgeoisie des Südens und des Nordens nach dem Bürgerkrieg zwischen ihren unterschiedlichen ökonomischen Interessen und ihrem gemeinsamen Klasseninteresse der Machterhaltung gegenüber den Forderungen der ehemaligen Sklaven und der sich politisch organisierenden weißen Arbeiter zu entscheiden hatten, siegte die Furcht vor einer revolutionären Verschiebung der Machtverhältnisse über ihre unterschiedlichen Interessen. Die im Bürgerkrieg vorübergehend zerbrochene Einheit wurde angesichts dieser Gefahr bald wieder hergestellt. Auf eine kurze Periode der demokratischen Erneuerung (›Reconstruction‹) folgte die Wiederherstellung der alten Machtverhältnisse durch einen neuen Kompromiß zwischen dem Süden und dem Norden. Die strenge Rassentrennung (›Segregation‹), die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere im Süden eingeführt wurde, machte eine potentielle Einheit von schwarzen und weißen Arbeitern unmöglich. So änderte sich nur die Form der Abhängigkeit des Negers. Manche wurden jetzt Landarbeiter, die Mehrheit jedoch an der Ernte beteiligte Kleinpächter (›sharecroppers‹). Ihre Ausbeutung war nur selten weniger grausam als zur Zeit der Sklaverei.

Mit der Freisetzung der Arbeitskraft der Sklaven setzte ihre Proletarisierung erst langsam ein. Lebten 1910 nur 20 Prozent der Schwarzen in den Städten, waren es 1966 69 Prozent. Die Wende brachte der Erste Weltkrieg, der mit seiner Verknappung des Arbeitskräftemarktes bei gleichzeitigem Produktionsanstieg in der Kriegsindustrie erstmals den schwarzen Arbeitskräftereserven im Süden den Zugang zur Industrie im

[20] Dieses und die folgenden Zitate sind entnommen aus: ›Der nordamerikanische Bürgerkrieg‹ in: Marx/Engels, Werke, Bd. 15, S. 335 ff.

Norden eröffnete. Vor diesem Zeitpunkt spielten die Neger in der Wirtschaft des Nordens nur eine unbedeutende Rolle, denn »dort hatte sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ein einzigartiges System herausgebildet, die von der rasch expandierenden und industrialisierten Wirtschaft erzeugte riesige Nachfrage nach Arbeitskraft zu decken. Die aufeinanderfolgenden Wellen von Einwanderern, meist aus Europa, aber auch aus Asien, Mexiko und Kanada, nahmen die untersten Sprossen der ökonomischen Leiter ein. Sobald Neuankömmlinge eintrafen, um sie auf ihrem untersten Platz abzulösen, stiegen die Kinder und Enkel der ›älteren‹ Einwanderer auf der Leiter auf, um den Bedarf an angelernten und gelernten Arbeitern und an Angestellten zu decken.«[21] Da aber mit dem Ersten Weltkrieg der Einwanderungsstrom aus Europa versiegte, entsann man sich des Südens, wo die Arbeitslosigkeit vor allem unter Farbigen aufgrund schlechter Ernten und der Einführung neuer, zahlreiche Arbeitskräfte einsparender Maschinen und Anbaumethoden stark angestiegen war. Jetzt begann man, diese Reserven anzuzapfen und beschränkte nach dem Krieg drastisch die Zahl der ausländischen Einwanderer durch ein Quotensystem, da man — nach Baran und Sweezy — befürchtete, europäische Einwanderer könnten die USA »mit dem revolutionären Virus infizieren, der schon das kapitalistische System in Rußland zu Fall gebracht hatte«[22].

Die Verlagerung von der ausländischen auf die inländische Deckung des Bedarfs an ungelernten Arbeitskräften bedeutete die Ansiedlung der Neger in den Städten, und die Binnenwanderung farbiger Arbeitskräfte aus dem Süden hielt seit dem Ersten Weltkrieg ununterbrochen an. 1960 lebten 1 141 322 nichtweiße Amerikaner in den Ghettos von New York, 837 656 in Chicago, 535 033 in Philadelphia, 487 174 in Detroit, 418 693 in Washington und 417 207 in Los Angeles.[23]

In den Städten gelang es der großen Masse der Schwarzen aber nie, den durchschnittlichen Lebensstandard der weißen Arbeiterklasse zu erlangen. Der Rassismus, ursprünglich die von oben gepredigte Ideologie der Sklavenhalter, hatte sich nach jahrhundertelanger systematischer Indoktrinierung fest in den Köpfen der Weißen eingenistet, die der Masse der in die Städte gewanderten befreiten Sklaven den untersten Platz auf der Stufenleiter der Produktion zuwiesen. Als potentielle Konkurrenten im Kampf um Arbeitsplätze erschienen sie sogar der weißen Arbeiterklasse als eine Bedrohung, so daß es ihr ein leichtes war, die von oben propagierte rassistische

[21] Paul A. Baran, Paul M. Sweezy, Monopolkapital, Frankfurt/M. 1967, S. 243.
[22] Ebd., S. 245.
[23] Zahlen nach Harry A. Ploski und Roscoe C. Brown, The Negro Almanac, New York 1970, S. 231 f.

Ideologie fest in sich zu verankern. Daß die massenhaft verfügbaren schwarzen Arbeitskräfte dem amerikanischen Kapital als Lohndrücker oder Streikbrecher gegenüber den weißen Arbeitern dienten, bestärkte die weiße Arbeiterklasse noch weiter in ihrem rassistischen Bewußtsein.

Als Viehsklaven befreit, wurden die Schwarzen auf den niedrigsten Stufen der Produktion als ungelernte Arbeitssklaven eingesetzt. Die herrschende rassistische Ideologie und das rassistische Erziehungssystem der USA, das ihnen nicht ermöglichte, ihr Ausbildungsniveau an das der weißen Arbeiter anzugleichen, verewigte ihre niedrige Stellung im Produktionsprozeß. Es gab kein Entkommen. Die radikale Veränderung im Charakter des Einwanderungsstroms — nach 1924 waren die meisten aus Europa kommenden Einwanderer qualifizierte Arbeitskräfte — hatte unter anderem den Effekt, daß der Bedarf an Aufsteigern aus der Masse der ungelernten und angelernten Arbeitskräfte sich stark reduzierte. Neben den indianischen Ureinwohnern und einigen anderen Einwanderungsgruppen ethnischer Minderheiten (Puertoricaner, Mexikaner, Chinesen) waren die Schwarzen die größte Gruppe, der die Assimilation nicht möglich war. In Zeiten der Prosperität wurden sie als letzte eingestellt und in Krisenzeiten oder Rezessionsperioden als erste entlassen, so daß sie allmählich die Funktion übernahmen, die permanente industrielle Reservearmee für das US-Kapital zu bilden. Fand man während des Ersten Weltkrieges massenhaft Verwendung für sie, so waren sie in der darauf folgenden Krise die am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffene Gruppe. 1931 waren beispielsweise in Detroit 60 Prozent aller schwarzen gegenüber 32 Prozent aller weißen Arbeiter stellungslos. 1933 zählte man 66 Prozent Arbeitslose in Harlem. 1937 mußten im Norden 38,9 Prozent aller farbigen, doch nur 18,1 Prozent aller weißen Arbeiter ohne Beschäftigung leben.[24] Erst der Zweite Weltkrieg eröffnete den farbigen Arbeitskräften aufgrund der Verknappung des Arbeitskräftereservoirs wieder neue Möglichkeiten in der Industrie.

Während bis zu den fünfziger Jahren die Arbeitslage der Schwarzen von Perioden der Rezession bzw. Prosperität beeinflußt wurde, zeichnete sich seit dieser Zeit eine Tendenz ab, daß selbst in Zeiten der Hochkonjunktur die Situation für nichtweiße Amerikaner ungünstig blieb. Die Automatisierung der amerikanischen Industrie, ein immer schneller voranschreitender Prozeß des technologischen Wandels, hat seit zwei Jahrzehnten auf die amerikanische Industrie umformend gewirkt. Die Kategorie der ungelernten Arbeiter wurde am

[24] Zahlen nach E. Franklin Frazier, The Negro in the United States, New York 1949, S. 599.

meisten von diesem Prozeß getroffen. In absolute Zahlen übersetzt bedeutet das nach Baran und Sweezy, »daß die Anzahl ungelernter Arbeiter zwischen 1910 und 1950 leicht abnahm, und zwar von etwas über auf etwas unter 13 Millionen, und dann nur zwölf Jahre später auf weniger als 4 Millionen hinuntergepurzelt war. Diese Zahlen werfen ein grelles Licht auf die rasche Verschlechterung, die in der Arbeitssituation der Neger seit dem Zweiten Weltkrieg eingetreten ist.«[25] Dieses Faktum ist das Verbindungsglied, das die ›Lumpen‹-Revolte mit dem System des amerikanischen Kapitalismus verknüpft. Die Technologie, die sich in den USA in immer wachsendem Überfluß bei immer unerträglicherer sozialer Misere ausdrückt, ist aber unter zutiefst widersprüchlichen sozialen Verhältnissen zustande gekommen, die dem kapitalistischen System immanent sind. Die Diskriminierung der Farbigen ist kein ›Schönheitsfehler‹ der amerikanischen Demokratie oder ein Überbleibsel aus der Vergangenheit, sondern eine zur Aufrechterhaltung des bestehenden Systems unerläßliche Voraussetzung.

[25] Baran/Sweezy, Monopolkapital, a. a. O., S. 255.

Klassenanalytische Bestimmung des Lumpenproletariats in den USA

Das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation von Marx weist nach, daß die zunehmende Verelendung breiter Teile der Arbeiterklasse kein »Schönheitsfehler« des kapitalistischen Systems ist, sondern eine ihm eigentümliche Tendenz.

> »Die kapitalistische Akkumulation produziert . . . und zwar im Verhältnis zu ihrer Energie und ihrem Umfang beständig eine relative, d. h. für die mittleren Verwertungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige, daher überflüssige oder Surplusarbeiterbevölkerung.«[26]

Mit fortschreitender Entwicklung und Produktivität des Kapitalismus geht tendenziell einher ein ständig wachsendes Elend. Diese Verelendungstendenz des kapitalistischen Systems resultiert aus der Tatsache, daß im Prozeß der kapitalistischen Akkumulation durch die Vervollkommnung und Entwicklung der Maschinerie die einfache menschliche Arbeit verdrängt wird, was bei Marx als »beständige Zunahme (des) konstanten auf Kosten (des) variablen Bestandteils«[27] des Gesamtkapitals bezeichnet wird. Wie oben angeführt, haben durch die ›Dritte industrielle Revolution‹ (Automation) Millionen von ungelernten Arbeitern ihren Arbeitsplatz verloren und wurden in die ›industrielle Reservearmee‹ gedrängt.

> »Wenn aber eine Surplusarbeiterpopulation (industrielle Reservearmee) notwendiges Produkt der Akkumulation oder der Entwicklung des Reichtums auf kapitalistischer Grundlage ist, wird diese Surpluspopulation umgekehrt zum Hebel der kapitalistischen Akkumulation, ja zu einer Existenzbedingung der kapitalistischen Produktionsweise. Sie bildet eine disponible industrielle Reservearmee, die dem Kapital ganz so absolut gehört, als ob es sie auf seine eigenen Kosten großgezüchtet hätte.«[28]

Da mit dem Fortschritt der Akkumulation ein Teil der Profite für kapazitätserweiternde Produktionsmittel eingesetzt oder plötzlich in alte oder neue Produktionszweige gedrängt wird, müssen große Menschenmassen je nach Bedarf an den entscheidenden Punkten verfügbar sein, ohne daß man auf die aktive Arbeiterarmee zurückgreifen muß. Diese Menschen-

[26] Karl Marx, Das Kapital, Berlin 1966, S. 658.
[27] Ebd., S. 657.
[28] Ebd., S. 661.

massen liefert die industrielle Reservearmee. Außerdem dient sie dem Kapital als Lohndrücker gegenüber der aktiven industriellen Armee und wirkt daher spaltend auf das Proletariat.
Der industriellen Reservearmee oder relativen Überbevölkerung (Surplusarbeiterpopulation) gehört jeder Arbeiter während der Zeit an, in der er halb oder gar nicht beschäftigt ist, und sie existiert in allen möglichen Schattierungen. Zum einen erscheint sie in verschiedener Form je nach Geschäftslage, »bald akut in Krisen, [...] bald chronisch in Zeiten flauen Geschäfts«[29], während sie in Prosperitätszeiten, zumal infolge umfangreicher öffentlicher Arbeiten, ganz von der aktiven Arbeiterarmee absorbiert werden kann. Zum anderen besitzt sie fortwährend »drei Formen: flüssige, latente und stokkende«.

»In den Zentren der modernen Industrie – Fabriken, Manufakturen, Hütten und Bergwerken usw. – werden Arbeiter bald repelliert, bald in größerem Umfang wieder attrahiert, so daß im großen und ganzen die Zahl der Beschäftigten zunimmt, wenn auch in stets abnehmendem Verhältnis zur Produktionsleiter. Die Überbevölkerung existiert hier in fließender Form. [...] Sobald sich die kapitalistische Produktion der Agrikultur, oder im Grad, worin sie sich derselben bemächtigt hat, nimmt mit der Akkumulation des hier funktionierenden Kapitals die Nachfrage für die ländliche Arbeiterbevölkerung absolut ab, ohne daß ihre Repulsion, wie in der nichtagrikolen Industrie, durch größere Attraktion ergänzt wäre. Ein Teil der Landbevölkerung befindet sich daher fortwährend auf dem Sprung, in städtisches oder Manufakturproletariat überzugehen, und in der Lauer auf dieser Verwandlung günstige Umstände. Diese Quelle der relativen Überbevölkerung fließt also beständig. [...] Die dritte Kategorie der relativen Überbevölkerung, die stockende, bildet einen Teil der aktiven Arbeiterarmee, aber mit durchaus unregelmäßiger Beschäftigung. Sie bietet so dem Kapital einen unerschöpflichen Behälter disponibler Arbeitskraft. Ihre Lebenslage sinkt unter das durchschnittliche Normalniveau der arbeitenden Klasse und grade dies macht sie zur breiten Grundlage eigner Exploitationszweige des Kapitals. Maximum der Arbeitszeit und Minimum des Salairs charakterisieren sie. [...] Sie rekrutiert sich fortwährend aus den Überzähligen der großen Industrie und Agrikultur, und namentlich auch aus untergehenden Industriezweigen. [...] Ihr Umfang dehnt sich, wie mit Umfang und Energie der Akkumulation die ›Überzähligmachung‹ fortschreitet. Aber sie bildet zugleich ein

[29] Dieses und die folgenden Zitate sind entnommen aus: Marx, Kapital, S. 670ff.

sich selbst reproduzierendes und verewigendes Element der Arbeiterklasse, das verhältnismäßig größeren Anteil am Gesamtwachstum derselben nimmt als die übrigen Elemente. In der Tat steht nicht nur die Masse der Geburten und Todesfälle, sondern die absolute Größe der Familien in umgekehrtem Verhältnis zur Höhe des Arbeitslohns, also zur Masse der Lebensmittel, worüber die verschiedenen Arbeiterkategorien verfügen. Dies Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft klänge unsinnig unter Wilden, oder selbst zivilisierten Kolonisten. Es erinnert an die massenhafte Reproduktion individuell schwacher und vielgehetzter Tierarten.«

Es ist naheliegend, daß die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung (und anderer Minderheiten) in diese Kategorien der industriellen Reservearmee fallen, aber immer größere Teile dieser Gruppen fallen in die unterste Schicht der relativen Überbevölkerung, die die Sphäre des Pauperismus behaust. Abgesehen vom eigentlichen ›Lumpenproletariat‹ rechnen drei zur Pauperismusschicht: erstens freigesetzte Arbeitsfähige, zweitens Waisen- und Pauperkinder, Kandidaten der industriellen Reservearmee; drittens Verkommene, Verlumpte, Arbeitsunfähige, »namentlich Individuen, die an ihrer durch die Teilung der Arbeit verursachten Unbeweglichkeit untergehen, solche, die über das Normalalter eines Arbeiters hinausleben, endlich Opfer der Industrie, deren Zahl mit gefährlicher Maschinerie, Bergwerksbau, chemischen Fabriken etc. wächst, Verstümmelte, Kranke, Witwen. Der Pauperismus bildet das Invalidenhaus der aktiven Arbeiterarmee und das tote Gewicht der industriellen Reservearmee. Seine Produktion ist eingeschlossen in der Produktion der relativen Überbevölkerung, seine Notwendigkeit in ihrer Notwendigkeit, mit ihr bildet er eine Existenzbedingung der kapitalistischen Produktion und Entwicklung des Reichtums. Er gehört zu den faux frais der kapitalistischen Produktion.«[30]

Ist bei Marx das Lumpenproletariat als aktives Element innerhalb der durch Passivität und Hinfälligkeit charakterisierten Sphäre des Pauperismus eine »unbestimmte, aufgelöste, hin und her geworfene Masse«, die vom »Bedürfnis« getrieben wird, »sich auf Kosten der arbeitenden Nation wohlzutun«[31], stellen die arbeitslosen Verlumpten, vorwiegend zu ethnischen Minderheiten gehörenden, in Ghettos der Großstädte zusammengepferchten, zu Vagabundentum und Kriminalität gezwungenen Massen eine bestimmte, erfaßbare Schicht oder Klasse dar. Aufgrund ihrer gemeinsamen materiellen Bedingungen konnte sich bei den Schwarzen wie auch anderen

[30] Ebd., S. 673.
[31] Marx/Engels, Werke, Bd. 8, S. 161.

ethnischen Minderheiten ein kollektives Bewußtsein entwikkeln, das ihnen ermöglichte, ihr Schicksal als ein gemeinsames, von weißer Herrschaft oktroyiertes zu begreifen. Der täglich erfahrene weiße Rassismus und die öffentlich institutionalisierte Rassendiskriminierung (Schulen, Polizei etc.) beschleunigen diesen Prozeß der Bewußtwerdung, der daher in seiner ersten Phase nicht in Klassen-, sondern in Rassensolidarität zum Ausdruck kam.

Aufgrund der materiellen Bedingungen und Hand in Hand mit dem Prozeß der Bewußtwerdung der pauperisierten Massen entwickelte sich der entsprechende Überbau, nämlich eine bestimmte Lebensweise, Wertskala und bestimmte Kommunikations- und Kunstformen und religiöse Kulte, die man kurz als ›Ghetto-Kultur‹ bezeichnen kann.

> »Die Kultur der Armut ist sowohl Anpassung an als auch Reaktion auf ihre Randposition in einer klassengebundenen, noch individualisierten, kapitalistischen Gesellschaft. Sie ist ein Versuch, mit Gefühlen der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung fertig zu werden, die sich aus der Erkenntnis der Unmöglichkeit des Erfolges im Sinne der Werte und Ziele der übrigen Gesellschaft entwickeln. [. . .] Die Kultur der Armut überschreitet regionale, ländlich-städtische und nationale Grenzen und weist bemerkenswerte Ähnlichkeiten in Familienstruktur, zwischenpersönlichen Beziehungen, Zeitgebundenheit, Wertsystem und Gewohnheiten im Geldausgeben auf.«[32]

Die Existenz einer eigenständigen ›Ghetto-Kultur‹ macht den subjektiven Unterschied zwischen den ›Lumpen‹ und dem klassischen Lumpenproletariat aus und hat den Prozeß der Bildung eines kollektiven Bewußtseins weiter intensiviert. Und nicht zuletzt ist für die Bildung einer bewußten Kollektivität die geographische Lage der ethnischen Minderheiten (Zusammenballung in Ghettos) ein wichtiger Grund, was später eine der Voraussetzungen für die politische Bewegung und Organisationsansätze der ethnischen Minderheiten in den Ghettos war.

[32] Oscar Lewis, La Vida, Düsseldorf und Wien 1971, S. 48 f.

Black Panther Party: Die Avantgardefunktion des Lumpenproletariats

Die Black Panther Party wurde im Oktober 1966 von Huey P. Newton und Bobby Seale in Oakland, Kalifornien, als die erste revolutionäre Organisation des farbigen Lumpenproletariats in den USA gegründet.

> »Was diese beiden Brüder taten: Sie gingen in die schwarzen Gemeinden von Oakland, redeten mit den Leuten und versuchten herauszufinden, was deren wirkliche Bedürfnisse und Wünsche sind. Diese Bedürfnisse und Wünsche sind die Grundlage für das 10-Punkte-Programm der Black Panther Party geworden. Einer der Grundpfeiler der Black Panther-Ideologie ist die Selbstverteidigung. In allen schwarzen Gemeinden Amerikas ist das schwarze Volk einer systematischen und vorsätzlichen Art von Brutalität und Gewalt seitens der Polizei ausgesetzt. Die angebliche Funktion der Polizei ist es, den Bürgern Schutz zu bieten. Das gilt jedoch nicht für die schwarzen Gemeinden. Hier ist es die Hauptaufgabe der Polizei, dafür zu sorgen, daß das schwarze Volk in seinem grausamen, ihm aufgezwungenen Status verharrt und sicherzustellen, daß wir — die sogenannten Wilden — nicht unruhig werden.«[33]

Ausgehend von dem Konzept einer Gemeindeorganisation zum Schutz der farbigen Slumbevölkerung gegen Übergriffe und Brutalität der Polizei entwickelte sich die Black Panther Party zur treibenden revolutionären Kraft der Vereinigten Staaten, die von FBI-Chef Edgar Hoover im Juli 1969 als »die größte Bedrohung für die innere Sicherheit des Landes« bezeichnet wurde.[34]

Soweit sich die Black Panther Party nicht selbst vorwiegend aus Elementen des Lumpenproletariats rekrutierte (z. B. Eldridge Cleaver, Protokoll Nr. 1 vom 19. April 1968: »Ich bin dreiunddreißig Jahre alt [...] Von meinem sechzehnten Lebensjahr an verbrachte ich fünfzehn Jahre abwechselnd in Freiheit und im Gefängnis, davon die letzten neun Jahre in ununterbrochener Haft.«[35]), betrachtete sie doch bis vor kur-

[33] Michael ›Cetewayo‹ Tabor, bis zum Ausschluß der ›New York 21‹ im Februar 1971 Defense Captain der Black Panther Party, Harlem Branch, New York, in einem Tonbandinterview mit dem Verf. am 30. 9. 1970.

[34] Geschichte, Programm, Strategie und die Versuche zur Zerschlagung der BPP sollen hier nicht weiter behandelt werden, da es hierüber inzwischen umfangreiche Literatur gibt. Lediglich auf das Selbstverständnis der BPP als Organisation des Lumpenproletariats soll hier näher eingegangen werden.

[35] In: Eldridge Cleaver, Nach dem Gefängnis, Hamburg 1970, S. 26.

zem das Lumpenproletariat als wichtigste, wenn nicht sogar ausschließliche Zielgruppe ihrer Organisationsbemühungen, ohne allerdings den Begriff ›Lumpenproletariat‹ einer präzisen Bestimmung zu unterziehen.

Eldridge Cleaver schrieb in *The Black Panther* vom 14. 12. 1970:

»Es gibt viele Leute in der schwarzen Gemeinde, die keinen Platz in der Wirtschaft finden, die nicht in die soziale Struktur passen und nicht in das politische System. Sie haben keine Vertretung, sie haben keine Sicherheit, und die betrachten wir als Lumpenproletariat. Darin hat die Black Panther Party ihre soziale Basis.«

John Turner, Mitglied der Black Panther Party in Oakland, hat in einem Interview mit dem Verfasser (28. Oktober 1970) die Organisationsweise der Partei unter dem Lumpenproletariat beschrieben:

»Wenn wir vom Lumpenproletariat sprechen, dann meinen wir, daß unsere Brüder und Schwestern von der Straße unsere wichtigsten Verbündeten sein werden, weil unsere 400jährige geschichtliche Erfahrung einige der klügsten Köpfe heranreifen ließ, nämlich jene Brüder und Schwestern, die — wie wir es nennen — eine ›Geschicklichkeitsmentalität‹ entwickelt haben. Durch diese Mentalität ist es ihnen möglich geworden, ihre Umweltverhältnisse so zu manipulieren, daß sie überleben können. Nimm einen Zuhälter, einen Rauschgiftschieber oder einen Hehler; alle diese Brüder und Schwestern haben auf die objektiven Bedingungen reagiert, sie analysiert und sich gesagt: Nun gut, hier ist ein Weg, wie ich überleben kann, von einem Tag zum anderen. Und sie machen das so geschickt, daß es mitunter Monate oder Jahre braucht, bis ihnen die Polizei auf die Schliche kommt. Aber wir sagen, daß diese Brüder eine Mentalität haben, die wir gebrauchen können. Alles, was denen fehlt, ist eine politische Ideologie. Wir müssen sie mit einer politischen Ideologie bewaffnen und sie für unseren Kampf einsetzen. Das sind die Brüder und Schwestern, die alle ihre Informationen tagtäglich von der Straße beziehen. Die kennen jeden einzelnen in der Gemeinde; die kennen die Örtlichkeiten; die kennen die Bullen und wissen, wer die Spitzel sind. Wenn ein Bruder nur anfängt, seine ›Geschicklichkeitsmentalität‹ politisch anzuwenden, wird er sie gegen die Bullen richten. Aber alles hängt davon ab, daß wir dem Volk die grundlegenden Bedürfnisse erfüllen. So etwa, wenn einer Probleme mit dem Alkohol hat und wir jeden Morgen seine Kinder füttern. Der nimmt das schon wahr und kommt bei uns vorbei, um zu sehen, was hier los ist. Und wenn er kommt, wird er die Brüder und Schwestern

treffen, die für die Partei arbeiten und mit ihnen ins Gespräch kommen. So fangen wir an, ihn zu erziehen und sagen ihm, daß er es nicht zulassen sollte, sich für seine letzten Pfennige von einem Weißen mit Schnaps vollpumpen zu lassen. Sobald die Leute sehen, daß man Interesse für sie aufbringt, werden sie einen lieben und unterstützen. Und das ist die Basis der Partei in der Gemeinde und der Grund, warum Bobby Seale sagte, daß wir unsere Büros zu verlassen und in die Gemeinde zu gehen haben, um diese Programme aufzubauen, 24 Stunden am Tag unter den Leuten zu sein, sie kennenzulernen und Interesse für ihre Belange zu zeigen. Die Leute werden uns dafür lieben und beschützen. Deshalb kümmern wir uns um das Lumpenproletariat und das Volk in unserer Gemeinde, und darum geht es uns in unserem Programm: um die Erfüllung der grundlegenden Bedürfnisse des Volkes. Und deshalb wird — wenn die Zeit gekommen ist — das Volk auf unserer Seite sein.«

Die historische Zeitspanne ist zu kurz, um endgültige Aussagen über dauerhafte Organisationserfolge der Black Panther Party machen zu können, doch kann nicht bestritten werden, daß sich das politische Bewußtsein weiter Teile des Lumpenproletariats in den letzten Jahren entfaltet hat und hier ein revolutionäres Potential entstanden ist. Eldridge Cleaver schreibt in seinem ›Brief an die Lumpen‹ vom 28. September 1971:[36]

»Als die Lumpen zum ersten Mal die Alternative organisierter revolutionärer Gewalt gegen die organisierte reaktionäre Gewalt der herrschenden Gesellschaft stellten, fanden sich die Lumpen selbst isoliert. Angesichts der Klagen und Forderungen der Lumpen, wie sie im 10-Punkte-Programm und in der Plattform der Black Panther Party zusammengefaßt waren, gerieten die anderen Klassen in Panik und distanzierten sich von den Lumpen so weit sie nur konnten. Die Tatsache, daß die Lumpen tatsächlich zum Gewehr griffen und es gebrauchten, verdrehte vielen Leuten den Verstand, von denen angenommen wurde, daß sie Freunde einer gerechten Sache seien [. . .]

Die Lumpen sind sich nun ihrer selbst als Avantgarde der Revolution in Babylon bewußt. Seit dem Ausbruch der Rebellion in Watts 1965 sind die Lumpen die wichtigste Triebkraft in Babylon gewesen. Durch ihre Aktionen haben sie die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft gezwungen wurden, ihre Forderungen zur Kenntnis zu nehmen. Es ist wahr, daß die

[36] Eldridge Cleaver, ›Letter to the Lumpen‹, Algiers, September 1971, in: *Voice of the Lumpen*, Vol. I, Nr. 9, Frankfurt/M. Dezember 1971.

offizielle Reaktion der Schweine auf die Lumpen in dem Versuch sie zu unterdrücken bestand, durch Gefängnis oder den Tod auf der Straße. Aber die Lumpen, Millionen an der Zahl, haben begonnen, zurückzuschlagen, jedes Mal stärker und auf einer höheren Ebene politischen Bewußtseins, organisatorischer Sachkenntnis und mit einer höheren Form des Kampfes.«

Die Eskalation der politischen Gefängnisrevolten vom Manhattan House of Detention, New York City, im August 1970 bis hin zur Revolte in Attica im September 1971 liefert ein blasses Spiegelbild der vor allem von der Black Panther Party eingeleiteten Bewußtseinsveränderung unter dem farbigen Lumpenproletariat, ebenso wie der Befreiungsversuch des 17-jährigen Jonathan Jackson im Marin County Courthouse von San Rafael am 7. August 1970 und die Gefängnisbriefe seines am 21. August 1971 erschossenen Bruders George Jackson Zeugnis ablegen von den veränderten subjektiven Bedingungen zahlloser politischer Häftlinge und revolutionärer Lumpenproletarier.

Eldridge Cleaver stellt in seinem ›Brief an die Lumpen‹ fest: »Die Lumpen haben einen Eid geleistet: zu töten, zu zerstören«, und fährt fort:

»An diesem Punkt haben die Lumpen sogar die Furcht vor dem Tod verloren, die sie zu besiegen hatten, ehe sie töten konnten. Sie fühlen sich nicht mehr als Mitglieder einer Minderheitengruppe. Sie wissen, daß sie unbesiegbar und den Menschen gleich sind.«

Doch selbst angesichts der von der Black Panther Party offenbar weitgefaßten Definition des Lumpenproletariats wäre es falsch, die Bevölkerung schwarzer Gemeinden und schwarzer Ghettos zum gegebenen Zeitpunkt in ihrer Gesamtheit als Angehörige des Lumpenproletariats zu bezeichnen. Huey P. Newton hat in seiner Bostoner Rede vom 18. 11. 1970 allerdings auf die materielle Grundlage verwiesen, die in der Spätphase des Kapitalismus eine Zunahme des Lumpenproletariats erwarten läßt und damit der Organisationsbemühung um diese deklassierte Schicht zunehmend Rechtfertigung verschafft:

»Während (wir) sehen, daß das Lumpenproletariat die Minderheit und das Proletariat die Mehrheit bildet, sehen wir auch, daß sich die Technologie derart rasch entwickelt, daß wir von der Automation ausgehend zur Kybernetisierung und dann wahrscheinlich zur Technokratie gelangen werden [. . .] Wenn die Herrschaftsclique an der Macht bleibt, wird die proletarische Arbeiterklasse unweigerlich im Niedergang begriffen sein; denn die proletarischen Arbeiter werden nicht mehr verwendbar sein und deshalb die Reihen

der Lumpen auffüllen, die nicht verwendbar sind. Nicht verwendbar, weil die Herrschaftsclique sie nicht länger braucht.«[37]

Aus der Tatsache, daß das schwarze Volk in den Vereinigten Staaten am stärksten unter der kollektiven Unterdrückung leidet und am nachhaltigsten von der durch die technologische Entwicklung bedingten Verelendung des Proletariats bedroht ist, leitet die Black Panther Party die Hypothese von der Avantgardefunktion des farbigen Lumpenproletariats in der Revolution ab. Daraus, daß das (farbige) Proletariat eine untergehende Klasse sei, folgert Newton in seiner Bostoner Rede, daß das Proletariat als zukünftiges Lumpenproletariat der wichtigste Bündnispartner der Black Panther Party sei und verwies auf das Beispiel Lenins, der aus Einsicht in die gesellschaftlichen Veränderungen in Rußland 1917 auf die Klasse des Proletariats setzte, obwohl sie sich zu diesem Zeitpunkt gegenüber den Bauern in der Minderheit befand.

In einer Analyse des Frankfurter Black Panther Solidaritätskomitees heißt es dazu:

»Die ›orthodoxen‹ marxistischen Kritiker stehen vor der für sie paradoxen Tatsache, daß die ›klassische‹ Avantgarde ihre Avantgarderolle anscheinend erst in den ›kommenden Klassenkämpfen‹ wahrnehmen will, daß aktuell der Kampf auf höchstem Niveau nicht von produktiven Arbeitern geführt wird.«[38]

Nicht zuletzt Herbert Marcuse hat in bezug auf Organisationsfragen in den USA vor der Fetischisierung des Klassenbegriffs gewarnt:

»Mit den Strukturveränderungen im Kapitalismus verändern sich auch die Klassen und ihre Lage. Nichts ist für einen Marxisten unzulässiger und gefährlicher, als einen verdinglichten Begriff der Arbeiterklasse zu benutzen.«[39]

Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch zu Newtons Einschätzung des klassischen Proletariats als künftigen Bündnispartner, wenn Cleaver erklärt:

»Tatsache ist, daß die Arbeiterklasse unserer Zeit eine neue industrielle Elite geworden ist, die eher den chauvinistischen Eliten der selbstsüchtigen Handwerks- und Handelsgilden aus Marx' Zeiten gleicht als den brodelnden Massen, die von abgrundtiefer Armut niedergedrückt waren«[40],

da Cleaver hier eher die weiße Facharbeiterschaft (›White collar‹) als das von künftiger Arbeitslosigkeit bedrohte proleta-

[37] Huey P. Newton, Rede in Boston vom 18. 11. 1970, abgedruckt in *The Black Panther* vom 23. 1. 1971.
[38] Antiimperialistischer Kampf I. Zur Spaltung der Black Panther Partei.
[39] Herbert Marcuse, USA: Organisationsfrage und revolutionäres Subjekt, in: *Kursbuch* 22, Berlin 1970, S. 47.
[40] Eldridge Cleaver, Zur Klassenanalyse, a. a. O., S. 11.

rische Arbeiterreservoir im Auge hat. Cleaver selbst verwies auf den »gleichmachenden Effekt des Kolonisationsprozesses« und die Tatsache, »daß alle Schwarzen kolonisiert sind, sogar wenn einige von ihnen bevorzugte Stellungen innerhalb der Systeme innehaben, die die kolonisierenden Unterdrücker [. . .] aufgerichtet haben«[41].

Huey P. Newton hat in Boston zwar darauf hingewiesen, daß die Black Panther Party nicht untätig abwarten werde, bis das Proletariat in das Lumpenproletariat abgesunken sei, um auch dieses traditionelle Avantgardepotential zu organisieren:

> »Die Black Panther Party sagt, daß es vollständig korrekt ist, das Proletariat zu organisieren, denn wenngleich es aus den Fabriken geworfen und ›unverwendbare Arbeitslose‹ oder ›Lumpen‹ genannt werden wird, wird dadurch sein Interesse zu leben nicht aufhören oder transformiert werden, und um zu leben, braucht es zu essen. Sein größtes Interesse wird also darin liegen, die Maschinerie zu ergreifen, die es selbst geschaffen hat, um den Reichtum zu schaffen, den es und seine Brüder zum Leben brauchen [. . .] Heute geht es darum, daß wir das Bewußtsein der Menschen heben müssen, um ein klares Bild von dem zu gewinnen, was getan werden muß.«[42]

Doch neben dem rhetorischen Bekenntnis zur notwendigen Kooperation mit dem arbeitenden Proletariat lieferte die Black Panther Party bisher keine konkreten Beweise ihres Einbruchs in die Arbeiterklasse. Newtons Hinweis, daß die in den letzten Jahren gewachsene Militanz schwarzer Arbeiter nur auf dem Hintergrund der militanten Kämpfe in den Gemeinden zu erklären sei, verschleiert eher die Erfolglosigkeit der Black Panther Party in ihren unmittelbaren Organisationsversuchen an den Stätten der Produktion, ohne daß die Wechselwirkung zwischen Gemeindeorganisation und Arbeiterorganisation hier bestritten oder sogar negiert werden soll. Es bleibt dahingestellt, ob mit der Verlegung des National Headquarters nach Atlanta, Georgia (angekündigt in *The Black Panther* vom 18. September 1971), eine Umstrukturierung der Partei und ihrer Prioritäten verbunden ist, die die Partei aus ihrer gegenwärtigen Stagnation befreien würde. Die Befürchtung, daß dies nicht der Fall sein wird, sondern sich die Partei unter der Führungsgruppe um Huey P. Newton nach der Loslösung von der Internationalen Sektion der BPP in Algier im Zusammenhang mit dem Ausschluß der ›New York 21‹ verstärkt auf den Aufbau der ohne eine umfassende revolutionäre Strategie zu reformistischen Maßnahmen absinkenden ›Überlebensprogramme‹ (›Survival Pending Revolution‹) kon-

[41] Ebd., S. 8.
[42] *The Black Panther* vom 23. 1. 1971.

zentriert und sich bereits von der ehemals zentralen Frage der bewaffneten Selbstverteidigung und des bewaffneten Kampfes distanzierte, hat sich durch die kategorische Weigerung des Central Headquarters in Oakland, dem Verfasser im Herbst 1971 Antwort auf die für die Black Panther Party entscheidenden Zukunftsfragen Auskunft zu geben, nur noch verstärkt.

Dadurch und durch das Fehlen einer neueren Klassenanalyse wie einer klar definierten revolutionären Strategie der inzwischen von vielen Seiten attackierten Newton-Fraktion erklärt sich die Auswahl der hier vorgelegten Dokumentation. Interessenten seien auf die über die Black Panther Party informierenden Schriften verwiesen. Die Dokumentation gilt vorwiegend jüngeren und in Deutschland weitgehend unbekannten Bewegungen und Organisationen, die den unbestreitbaren Einfluß der Black Panther Party, in deren Gefolge sie entstanden sind, untermauern und trotz aller Differenzen und in einigen Fällen weiterführender Ansätze dem Vorbild Huey P. Newtons verpflichtet sind, von dem Eldridge Cleaver sagte:

> »Was Huey im wesentlichen geleistet hat, war, daß er eine Ideologie und Methode zur Organisation des schwarzen städtischen Lumpenproletariats lieferte. Mit dieser ideologischen Perspektive und Methode bewaffnet, hat Huey das schwarze Lumpenproletariat als das vergessene Volk am Boden der Gesellschaft in die Avantgarde des Proletariats transformiert.«[43]

[43] Eldridge Cleaver, On the Ideology of the Black Panther Party, in: *The Black Panther* vom 6. 6. 1970.

Neuere Tendenzen: Einschränkung des Avantgardebegriffs des Lumpenproletariats und Aufbau eines Lumpen-Arbeiter-Bündnisses

Ausgehend von der frühen Rekrutierungsarbeit der Black Panther Party unter dem Lumpenproletariat und der Hypothese von der Avantgardefunktion der schwarzen Lumpen in der Revolution stellt sich die Frage nach den potentiellen Bündnispartnern. Was das Rekrutierungspotential anbelangt, so ist es sicherlich unter den Kreisen der Bevölkerung zu suchen, die Angela Davis in ihrer Einführungsvorlesung an der Universität von Kalifornien in Los Angeles im Herbst 1969 als ihrer Entfremdung in der Gesellschaft bewußt geworden bezeichnet hat.

> »Es ist meine Meinung, daß die meisten Menschen in der heutigen westlichen Welt entfremdet sind, sich selbst gegenüber wie von der Gesellschaft [...] Der entscheidende Punkt ist, daß der Sklave, der Schwarze, der Chicano und die unterdrückten Weißen dieser Entfremdung weitaus stärker bewußt sind, vielleicht nicht als einem philosophischen Konzept, doch als Tatsache ihrer täglichen Existenz. Der Sklave, zum Beispiel, erfährt diese Entfremdung als die beständige Feindseligkeit seiner täglichen Umwelt.«[44]

Die Entfremdung der Unterdrückten ist sozusagen die subjektive Komponente, die als Voraussetzung der Organisierbarkeit angesehen werden kann. Paart sie sich mit den ökonomischen Bedingungen, unter denen die überwiegende Mehrheit der Unterdrückten in den Vereinigten Staaten lebt, umreißt man das engere Umfeld, in dem die Befürworter eines radikalen Gesellschaftsumsturzes zu suchen sind.

Stokely Carmichael stellte 1969 fest:

> »Wie man schätzt, werden in weiteren fünf bis zehn Jahren zwei Drittel der 20 Millionen schwarzen Einwohner der USA im Herzen der Städte, d. h. in den Ghettos leben. Dazu werden noch Hunderttausende von Puertoricanern, mexikanischen Amerikanern und Menschen aus der amerikanischen Indianerbevölkerung kommen. Die amerikanische City wird im wesentlichen von Menschen der Dritten Welt bevölkert sein, während die weißen Mittelklassen sich in die Vorstädte absetzen werden [...] Es handelt sich also buchstäblich um Kolonien in dem Sinne, daß jene, die außerhalb der Städte leben, dort billige Arbeitskraft aus-

[44] Angela Davis, Lectures on Liberation, Peace Press, o. O., o. J.

beuten [. . .] Es scheint keinesfalls so, daß sich die Männer, die die Macht und die Lebensgrundlagen der USA kontrollieren, jemals hingesetzt und die schwarzen Enklaven geplant oder die Bedingungen ihres kolonialen und abhängigen Status vorher festgelegt hätten [. . .] Man kann jedoch, wenn man durch die USA zieht, kein Ghetto von einem anderen unterscheiden. Jedes Ghetto sieht aus wie das andere. Beachten Sie, daß die USA innerhalb der kontinentalen Grenzen 48 Staaten haben, und jeder dieser Staaten hat in all seinen Großstädten ein Ghetto.«[45]

Die Bürgerrechtskommission der Vereinigten Staaten stellte in einem Bericht von 1967 fest, daß sich das durchschnittliche Jahreseinkommen weißer Familien zwischen 1949 und 1964 mit einer Steigerung von 3200 Dollar auf 6800 Dollar mehr als verdoppelte; eine Entwicklung, die sich auf niedrigerer Ebene für Nichtweiße mit einer Steigerung von 1650 Dollar auf 3800 Dollar zwar wiederholte, bei näherem Hinsehen jedoch die fortschreitende Verelendung Nichtweißer dokumentiert, da sich die Disparität im Jahreseinkommen weißer und nichtweißer Familien im genannten Zeitraum von 1550 Dollar auf 3000 Dollar erhöht hat.[46] Unberücksichtigt bleibt in der verallgemeinernden Statistik, daß sich auch unter der weißen Bevölkerung der USA ein wachsendes Heer ständig Arbeitsloser und Deklassierter bildet, die sowohl die objektiven als auch die subjektiven Bedingungen des Lumpenproletariats erfüllen. Dies gilt insbesondere für die aus den Südstaaten und Appalachen in die Städte des Nordens gewanderten ehemaligen Landarbeiter und Bergwerksarbeiter, die die in Chicago gegründete Young Patriots Organization, eine von der Black Panther Party stark beeinflußte weiße Lumpenproletariatsorganisation, zu ihrer Zielgruppe erklärt hat:

»Wir kümmern uns um unser Volk, die unterdrückten Weißen, die es noch nicht einmal bis in die Arbeiterklasse geschafft haben, die so weit unten, so zusammengetreten sind, daß sie noch nicht einmal einen Arbeitsplatz finden können und rein gar nichts mehr zu verlieren haben. Wir sind dahinter her, das Lumpenproletariat zu organisieren, die schwarzen und die weißen Nigger.« (Defense Captain Art Turco, Young Patriots)[47]

Ganz ähnlich, wenn auch mit deutlicherem Bezug auf die durch das kapitalistische System verursachte Verelendung ihrer Volksgruppe, äußerte sich die ebenfalls in Chicago gebildete puertoricanische Young Lords Organization 1969 zu

[45] Stokely Carmichael, Black Power, in: *Kursbuch* 16, Frankfurt/M. 1969, S. 119.
[46] Zahlen nach Nathan Wright, Jr., The Crisis Which Bred Black Power, in: The Black Power Revolt, hg. von Floyd B. Barbour, New York 1968, S. 121.
[47] Zitiert nach: The Movement Toward a New America, hg. von Mitchell Goodman, Pilgrim Press, Philadelphia/Alfred A. Knopf, New York 1970, S. 547.

ihrer Rekrutierungsarbeit unter den Lumpen und deren Zielen:

»Die Young Lords lieben Rauschgiftsüchtige, Mitglieder von Straßenbanden, Prostituierte und alle Armen. Warum? Weil sie zu unserem Volk gehören und wir wissen, daß sie sich in ihrer Rolle selbst nicht gefallen. Es liegt daran, daß sie Opfer des kapitalistischen Systems sind. Wer hat jemals einen dieser Menschen gesehen, dem diese Rolle gefallen hätte? Keiner!!! Sie sind keine Faulpelze. Versuche, dort zu arbeiten, wo sie arbeiten, und du wirst es sehen. Und was die Gesetze anbelangt: wenn die Gesetze den Armen dienen, werden wir sie anerkennen, nicht aber, solange sie uns der Sklaverei unterwerfen. Bis dahin kann Amerika weiter Gewehre, Ketten und Gefängnisse produzieren, denn Amerika wird zur Hölle fahren. Freiheit ist unser Ziel und kämpfend werden wir für es sterben.

Alle Macht dem Volk.

Cha Cha Jimenez, Chairman YLO.«[48]

Doch während sich die Young Patriots Organization und die Young Lords Organization kaum über den Status sozialrevolutionärer lokaler Gruppen hinausentwickelten, deren temporäre Erfolge und Erfahrungen allerdings weiterreichende Impulse auf die gesamte amerikanische Protestbewegung lieferten, vollzogen deren Nachfolgeorganisationen — Rising Up Angry in Chicago und die Young Lords Party in New York — nach anfänglich bescheidener Organisationsarbeit unter dem städtischen Lumpenproletariat den Schritt zur Entwicklung einer marxistisch-leninistischen und antiimperialistischen Strategie, die sich von der teilweise romantischen Fixierung der Black Panther Party auf das Lumpenproletariat als Avantgarde distanzierte.

Pablo ›Yoruba‹ Guzman, Informationsminister der Young Lords Party, zog im Sommer 1971 das Resümee aus der bisherigen Organisationserfahrung:

»Der Teil unseres Volkes, der sich als erster an der Revolution beteiligen, für sie arbeiten und sie unterstützen wird, ist das Lumpenproletariat, das Volk von der Straße: Prostituierte, Fixer, Rauschgiftschieber, Hehler und Mütter, die von der Fürsorge leben. Das ist die Gruppe, die der Partei durch die ersten zwei Jahre geholfen hat. Marx und Lenin sagten, daß die Arbeiterklasse die treibende Kraft sein wird. Richtig. Aber wir müssen die Realität der Puertoricaner berücksichtigen: Das Volk von der Straße wird revolutionär, weil es nichts zu verlieren hat. Und es ist ein Gesetz der Revolution, daß diejenigen die Führung übernehmen werden, die am meisten unterdrückt sind.

[48] *YLO* (Zeitung der Young Lords Organization, Chicago), Vol. I, Nr. 4, S. 15.

Nach den Lumpen kommen die untersten Schichten der Arbeiter. Lange Zeit und aus verschiedenen Gründen ist die Bedeutung der Arbeiter in Amerika unterschätzt worden, und wenn die Leute ›Alle Macht dem Volk‹ sagten, sprachen sie nur von einem Segment und haben jedermann sonst davon losgetrennt. In der Phase, in die wir gerade eintreten, forcieren wir sehr stark ein Lumpen-Arbeiter-Bündnis, das für die puertoricanische Nation die Basis der Revolution sein wird — ein Bündnis zwischen den Arbeitern und dem Volk von der Straße, das die Revolution aufbauen und sie zu Ende führen wird.«[49]

Die Hypothese, daß allein das Lumpenproletariat die Führungsrolle in der Revolution haben werde, wird von der Young Lords Party heute nicht mehr geteilt. Sie erklärt sie aus einer empiristischen Fehlinterpretation, die am deutlichsten von der Bay Area Revolutionary Union, einer Fraktion des gespaltenen amerikanischen SDS, 1969 artikuliert wurde:

»Ein Fehler, der innerhalb der Bewegung ständig wiederholt wird, ist die Anwendung der empiristischen Methode, die ihre Analyse nur darauf stützt, was bereits hier und jetzt stattgefunden hat. In jeder vorrevolutionären Phase und in jedem revolutionären Anfangsstadium bilden die am wenigsten beständigen Elemente der Gesellschaft die Gruppe, die sich zuerst in Bewegung setzt. Das trifft fast immer auf die Studenten und Teile des Lumpenproletariats zu. Empirismus mißdeutet diese *erste* Macht als die *führende* Macht oder Avantgarde und schließt daraus, daß die Revolution von gerade den Elementen gemacht wird, die am wenigsten fähig sind, sie zu ihrer Vollendung zu bringen.«[50]

Gerade aus dieser Einsicht und der Erkenntnis, daß sich in der durch künftige Arbeitslosigkeit bedrohten Klasse des farbigen Proletariats gemeinsame Interessen mit dem Lumpenproletariat manifestieren werden, setzt die Young Lords Party auf verstärkte Organisationsanstrengungen unter der Arbeiterschaft. In ihrer Stellungnahme zur Spaltung der Black Panther Party räumte sie dem Proletariat sogar »die Schlüsselstellung im Kampf« ein, was einer Absage an die Ideologie ihres einstigen Vorbilds gleichkommt:

»Wir meinen [. . .], daß nicht allein die Lumpen, sondern daß vielmehr die Arbeiter die Schlüsselstellung im Kampf haben werden. Es ist richtig, daß mehr und mehr Arbeiter in Amerika arbeitslos werden und zum Lumpenproletariat absinken; sie werden ihr Arbeiterbewußtsein behalten,

[49] Pablo ›Yoruba‹ Guzman, Before people called me a spic, they called me a nigger, in: Palante. Young Lords Party (Text- und Bildband), New York 1971, S. 79.
[50] Bruce Franklin, The Lumpenproletariat and the Revolutionary Youth Movement, in: *The Red Papers*, Nr. 2, Bay Area Revolutionary Union, San Francisco, S. 33.

woraus Widersprüche zwischen ihnen und den Lumpen sich ergeben werden. Aber das sind Widersprüche im Volk, die als solche behandelt werden müssen. Wenn wir jetzt auch mit Arbeitern arbeiten, dann können wir eine Allianz aus Arbeitern und Lumpen herstellen, die eine ausreichende Basis für die Revolution darstellen kann.«[51]

Die Vorteile, die die Organisation an den Produktionsstätten mit sich bringt, hat John Watson, heute einer der Führer des Black Workers Congress, der aus der mit zahlreichen Lumpenelementen arbeitenden Detroiter League of Revolutionary Black Workers hervorgegangen ist, in einem Zeitungsinterview 1969 anschaulich umrissen:

»In einer einzigen Fabrik hat man 10 000 Menschen, die denselben brutalen Bedingungen unter demselben System mit denselben Blutsaugern täglich acht oder zehn Stunden, sechs oder sieben Tage in der Woche ausgeliefert sind. Wenn man aber in die Gemeinde hinausgeht, wird man mit größter Wahrscheinlichkeit bemerken, daß die Interessen einer bestimmten Nachbarschaft breiter gestreut sind als die der Arbeiter. Die Menschen haben verschiedene Hausbesitzer, werden von verschiedenen Ladenbesitzern ausgebeutet, sehen sich überall in der Gemeinde einer Fülle unterschiedlicher Probleme gegenübergestellt und bilden nicht die gleiche geschlossene Masse wie 10 000 Menschen in einer Fabrik. Deshalb bestehen allein von den Erfolgschancen her größere Möglichkeiten, den Betrieb zu organisieren.

Darüber hinaus muß man in Rechnung stellen, daß die Art der Aktionen, die man unternehmen kann, wenn man signifikante Sektoren der Gemeinde organisiert, nicht so wirkungsvoll zerstörerisch für die herrschende Klasse sein können wie die Aktionen, die man in einer Fabrik auslösen kann. Wenn man zum Beispiel Hamtramck Assembly Plant [...] für einen Tag (schließt), kostet das Chrysler Corporation 1000 Wagen. Gemessen an dem Verhältnis zu den Investitionen bedeutet das den Verlust einer beträchtlichen Summe Geldes.

Schließt man ein großes Automobilwerk, so kann man damit automatisch auch das Volk von der Straße mobilisieren, 5000 oder 10 000 Leute auf einen Schlag. Wenn man dagegen versuchen wollte, die Gemeinde zu organisieren, besonders indem man von Haus zu Haus oder von Block zu Block zieht, müßte man sehr viel mehr Mühe aufwenden, um dieselbe Anzahl von Menschen zur gleichen Zeit zusammenzubringen.

Schließlich meinen wir, daß man in Verbindung mit der

[51] Zitiert nach: Antiimperialistischer Kampf I. Dokumente zur Spaltung der BPP.

Organisation von Arbeitern in Fabriken automatisch die Organisation und Unterstützung der Gemeinde bewirkt. Arbeiter sind keine Menschen, die 24 Stunden ihres Tages in Fabriken verbringen. Sie gehen alle nach Hause und leben anderswo in der Gemeinde. Wir haben erfahren, daß es fast eine unvermeidbare und gleichzeitige Entwicklung ist, mit den Fabrikarbeitern Unterstützungskräfte in der Gemeinde zu organisieren.

Deshalb haben wir eine Gesamtanalyse, die die Produktionsstätten als den für die Organisation wichtigsten und erstrangigen Sektor der Gesellschaft ansieht und uns sagt, daß die Gemeinde in Verbindung mit dieser Entwicklung organisiert werden sollte. Hier liegt wahrscheinlich der Unterschied zu der Art von Analysen, die besagen, daß es darum ginge, in die Gemeinden hinauszugehen und die sogenannten ›Brüder von der Straße‹ zu organisieren. Wir lehnen diesen Organisationstyp nicht ab; aber ohne eine festere Basis, wie etwa die Vertreter der Arbeiterklasse, wird diese Art von Organisation, die sich auf die Gemeindeorganisation stützt, im allgemeinen ein ziemlich langwieriges, ausgedehntes und aussichtsloses Unternehmen sein.«[52]

Die Analyse Watsons ist keine Absage an die Theorie von der Organisierbarkeit des Lumpenproletariats. Sie ist vielmehr deren kritische Weiterentwicklung und die Basis für ein schlagkräftiges antiimperialistisches Aktionsbündnis, nicht nur der schwarzen Lumpen und schwarzen Proletarier, sondern sämtlicher Unterdrückter Amerikas. Die Arbeiterföderation der Young Lords Party und das Labor Committee der Chicanos stehen inhaltlich bereits voll hinter dem Programm und den Zielen des Black Workers Congress. Weitere erklärte Zielgruppen sind die indianische und asiatischen Minderheiten. Und als Fernziel strebt der Black Workers Congress die Kooperation auch mit progressiven Organisationen der weißen Arbeiterschaft an, die die Führungsrolle der Völker der Dritten Welt im Befreiungskampf in Amerika wie in der übrigen Welt anerkennen und unterstützen werden.

[52] John Watson in einem Interview mit *The Fifth Estate*, Detroit, zitiert nach: The Movement Toward a New America, a. a. O., S. 198.

Studentisches Lumpenproletariat

Ein Exkurs über die Rolle der ›street people‹ mag hier einige Hinweise liefern, inwieweit besonders der weißen Studentenschaft im revolutionären Kampf der unterdrückten Minderheiten Amerikas eine zumindest partizipatorische Funktion zukommen kann. Bestritten werden sollen nicht die Wichtigkeit und die Auswirkungen der von den radikalen Studenten versuchten Theoriebildungen und Organisationsarbeiten, doch hat die weiße Studentenbewegung spätestens mit der Spaltung des SDS und den Knebelungsmechanismen der Staatsorgane infolge der Studentenrevolten nach Nixons Erklärung über die Invasion in Kambodscha im Mai 1970 ihre Führungsrolle im konkreten antiimperialistischen Kampf verloren. Weiter gilt, daß die weiße Studentenbewegung nicht nur in polemischem Sinn einer ›bürgerlichen‹ Kontrolle unterworfen ist und aufgrund ihrer meist orthodox-marxistischen Analyse — von wenigen Ausnahmen und rhetorischen Bekenntnissen abgesehen — keine Solidarisierung mit der Strategie und dem Kampf der Organisationen des Lumpenproletariats vollziehen konnte.

Ein revolutionäres Organisationspotential könnte lediglich die wachsende Zahl jener Universitäts-, College- oder Highschoolstudenten meist bürgerlicher Herkunft bieten, die die Identifikation mit den von diesen Bildungsinstrumenten vermittelten Werten und der weiteren herrschenden Gesellschaft nicht mehr vollziehen können und sich als ›dropouts‹ vor oder nach Beendigung ihres vorgeplanten Bildungsweges nicht mehr in den Kontext ihrer Ursprungsklasse einfügen lassen.

»Diese ›street people‹ führen jetzt ein Leben, welches zumindest oberflächlich gesehen der Lebensweise gleicht, in die ein großes Segment der schwarzen Jugend gezwungen worden ist. Die schwarze Ghettojugend und die weißen ›street people‹ besitzen kein Eigentum, verkaufen kaum ihre Arbeitskraft (in einem Fall, weil sie es nicht können; im anderen, weil sie es nicht wollen), leben von Hehlereien und lassen sich willenlos treiben. Sie verachten das Bürgertum, das Kleinbürgertum und die privilegierten Sektoren der Arbeiterklasse gleichermaßen und werden von diesen ebenso verschmäht. Ihrer Ähnlichkeit sind sie sich jetzt erst durch die Polizei bewußt geworden, die damit begonnen hat, weißen ›dropouts‹ gegenüber genau die Art von syste-

matischem Terror und Brutalität anzuwenden, die gewöhnlich Schwarzen, Braunen und den ärmsten Weißen vorbehalten war.«[53]

Strenggenommen bilden die ›street people‹ und ›dropouts‹ eine ›Lumpenbourgeoisie‹, doch sind sie selbst in marxistischem Sinn dem Lumpenproletariat, dem Sammelbecken der abgesunkenen Individuen aller Klassen zuzurechnen, da sie als jugendliche Subkultur dem Produktionsprozeß entzogen sind und ebenso wie das klassische Lumpenproletariat parasitär von den Ressourcen anderer Klassen leben.

Zudem teilen Studenten, aus denen sich ›street people‹ vorwiegend rekrutieren, einige der subjektiven und objektiven Bedingungen, die zur Ausprägung eines Lumpenproletariats führen können. Vor allem die Gruppe der Studenten, die nicht im Elternhaus lebt, kann zumindest teilweise und temporär als deklassiert bezeichnet werden, da sie in dem Spannungsfeld ihrer Herkunft und der an sie gestellten Erwartungen keinen bestimmbaren klassenmäßigen Standort beziehen kann. Hinzu kommt, daß Studenten gerade in Amerika von allen Klassen als nutzlose Parasiten betrachtet werden, zumindest aber als ›Abhängige‹, was eine taktvolle Umschreibung desselben Sachverhaltes ist.

Es ist klar, daß diese Komponenten auch das subjektive Bewußtsein bestimmen, was sich in einer Schwächung oder völligen Aufgabe der Klassenloyalität manifestiert. Unter dem Eindruck des in den USA absehbaren Zusammenbruchs des imperialistischen Systems wird diese Bewußtseinsänderung ein Massenphänomen. Haight Ashbury in San Francisco, die Telegraph Avenue in Berkeley oder die Lower East Side in New York City als exotische Touristenattraktion herunterzuspielen, die sich das System unbeschadet leisten kann, bedeutet eine gefährliche Fehleinschätzung einer gesellschaftlich relevanten Erscheinung. Die Bay Area Revolutionary Union hat in ihrer Analyse von 1969 gerade auf die Widersprüche innerhalb dieses vernachlässigten Segments des Lumpenproletariats hingewiesen, ohne allerdings auf deren Ursachen zu verweisen und Wege aufzuzeigen, wie dieses ambivalente Potential für die Ziele der Revolution nutzbar gemacht werden kann.

»Die entfremdeten ›street people‹, vorwiegend ehemalige Studenten, deren Nachbarschaft gewöhnlich an ein schwarzes oder braunes Ghetto angrenzte, zeigen eine zweideutige Verbindung zu dem enteigneten Lumpenproletariat und den unteren Schichten des Proletariats. Dieses Spannungsverhältnis manifestiert sich in zwei Arten von Konflikten, die

[53] Bruce Franklin, The Lumpenproletariat, a. a. O., S. 28.

beide bereits stattgefunden haben: in einem Fall kämpfen Weiße und Menschen der Dritten Welt gegeneinander; im anderen Fall kämpfen beide gemeinsam gegen die Polizei. Das vergegenwärtigt die klassische Doppelsinnigkeit des Lumpenproletariats auf eine dramatisch klare Weise.«[54]

Obwohl es sich hier nur um eine bisher zahlenmäßig noch relativ unbedeutende Randgruppe des Lumpenproletariats handelt, die aus eigenen Antrieben bisher keine tragfähige Organisation schaffen konnte, verdient sie doch die Aufmerksamkeit der radikalen Bewegung. Ansätze zur Rekrutierung auch der weißen ›street people‹ wurden von Rising Up Angry in Chicago bereits unternommen. Die Young Lords Party, soweit sie sich auf ihre studentischen Mitglieder bezieht, könnte hier durch ihre Erfahrung und Bildungsarbeit ebenfalls ein Beispiel liefern.

»Viele von uns in der Partei waren Studenten. Aber nachdem wir uns einer Prüfung unterzogen, sahen wir, daß wir die Kinder von Arbeitern oder Lumpen waren, und das hat uns vor dem Fehler bewahrt, uns in ein kleinbürgerliches Vakuum zu flüchten.« (Pablo ›Yoruba‹ Guzman)[55]

[54] Ebd., S. 33.
[55] Pablo ›Yoruba‹ Guzman, Before people, a. a. O., S. 79.

Während es sich bei den weißen ›street people‹ um das jüngste und bisher wohl am wenigsten organisierte Segment des Lumpenproletariats handelt, stellt die vorwiegend farbige Ghettojugend bereits ein traditionelles Lumpenproletariat dar, dessen Organisationsaussichten weitaus höher einzuschätzen sind. Da die Mehrheit dieser Jugendlichen Mitglieder der für jede amerikanische Großstadt typischen ›street gangs‹ waren oder noch immer sind, liegen hier bereits seit Generationen geprägte Strukturen vor, die kollektives Verhalten fördern und organisatorisch auch von der revolutionären Bewegung genutzt werden können. ›Street gangs‹ im hier verstandenen Sinn sind aber nicht schlechthin das Produkt der amerikanischen Großstadt, sondern eines klar definierbaren und wohlorganisierten Bezirks der Stadt, der sich als ›städtische Wüste‹, Slum oder Ghetto abgrenzen läßt.

Frederic M. Thrasher hat in seiner klassischen Studie ›The Gang‹ von 1927 die Grundbedingungen der Bildung von ›street gangs‹ aufgezeigt:

»Die Mehrzahl der ›gangs‹ entwickeln sich aus der spontanen Spielgruppe [. . .] Solch eine Spielgruppe kann sich zu einer echten Organisation ausbilden. Gewöhnlich treten Führer hervor, verschiedenen Mitgliedern wird ein gewisser Rang zugeschrieben und Traditionen entfalten sich [. . .] (Eine solche Gruppe) wird allerdings erst dann zur ›gang‹, wenn sie Mißfallen und Widerstand erweckt und sich dadurch ein klareres Gruppenbewußtsein erwirbt. Sie entdeckt in der ›gang‹ des nächsten Wohnblocks einen Rivalen oder einen Feind. Und das ist der wirkliche Anfang einer ›gang‹, denn nun beginnt sie, sich enger zusammenzuschließen. Sie wird eine Konfliktgruppe.«[56]

Der Anthropologe Oscar Lewis hat in bezug auf die unter den Armen ausgeprägte ›Kultur der Armut‹ darauf verwiesen, daß die in Slums aufwachsenden Kinder bereits im Alter von sechs oder sieben Jahren die Grundwerte und Haltung dieser Subkultur der Armut in sich aufgenommen haben und »psychologisch nicht genügend geschult (sind), den Vorteil sich ändernder Umstände oder sich verbessernder Möglichkeiten, die während ihres Lebens eintreten können, voll auszunutzen«[57].

[56] Frederic M. Thrasher, The Gang. A study of 1313 gangs in Chicago, Chicago 1927 (zitiert nach der gekürzten Neuauflage von 1963, S. 25 f.).
[57] Oscar Lewis, La Vida, a. a. O., S. 48.

Die ›gang‹ aber liefert der Ghettojugend die einzige Möglichkeit, mit der durch ihre aufgezwungene und unabänderliche Realität erzeugten Frustration fertig zu werden. Thrasher konstatierte:

»›Gangs‹ repräsentieren die spontane Anstrengung der Jugendlichen, ihre eigene Gesellschaft dort zu schaffen, wo ihnen keine angemessene Möglichkeit zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gegeben ist [. . .] (Die ›gang‹) bietet einen Ersatz für das, was die Gesellschaft zu geben verweigert; und sie bietet eine Milderung der Unterdrückung und des widrigen Alltags. Sie schließt eine Lücke und bietet einen befreienden Ausweg [. . .] Damit ist die ›gang‹ — selbst eine aus Konflikt hervorgegangene natürliche und spontane Art von Organisation — ein Symptom der Desorganisation des weiteren sozialen Bezugssystems.«[58]

Daraus, daß die weitere Gesellschaft nicht fähig ist, die Interessen und Energien der Ghettojugend adäquat zu absorbieren, erklärt sich das Massenphänomen der ›street gangs‹ in amerikanischen Großstadtslums wie deren Ablehnung und Feindschaft gegenüber der übrigen Gesellschaft. Was Oscar Lewis über die Menschen in der Kultur der Armut im allgemeinen sagt, gilt in besonderem Maße auch für diese spezielle Gruppe:

»Sie vertreten einen kritischen Standpunkt gegenüber einigen grundlegenden Institutionen der dominierenden Klasse, hassen die Polizei, mißtrauen der Regierung und allen Leuten in gehobenen Positionen, und ihr Zynismus erstreckt sich sogar auf die Kirche. Dies verleiht der Kultur der Armut gute Möglichkeiten für Proteste und für die Teilnahme an politischen Bewegungen, die sich gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung richten.«[59]

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat allerdings gezeigt, daß sich die Frustration der amerikanischen Ghettojugend eher in mörderischen Bandenkriegen manifestierte als in der Unterstützung gesellschaftsverändernder oder gar revolutionärer Bewegungen. Andererseits bestätigt die von der Black Panther Party begonnene und von anderen Organisationen fortgesetzte politische Bildungsarbeit unter dem Lumpenproletariat, daß die von Lewis angedeutete Möglichkeit reale Chancen bietet. Wenn Thrasher bereits 1927 feststellte, daß »eine ›gang‹ oft das wird, was der Führer aus ihr macht, und daß dies bestimmt sein wird durch die Kräfte, die auf ihn eingewirkt und seinen Charakter geprägt haben«[60], wird klar, welches enorme Revolutionspotential bei verhältnismäßig geringem Organisationsaufwand gerade unter den ›street gangs‹

[58] Frederic M. Thrasher, The Gang, a. a. O., S. 32 f.
[59] Oscar Lewis, La Vida, a. a. O., S. 50.
[60] Frederic M. Thrasher, The Gang, a. a. O., S. 252.

freigesetzt werden könnte. Die Geschichte und Entwicklung der Young Lords aus einer ›street gang‹ nach der Beeinflussung ihres Führers ›Cha Cha‹ durch politische Gefangene zur heute avantgardistischsten revolutionären Organisation Amerikas liefert die Bestätigung dieser Hypothese und ist inzwischen bereits klassisches Beispiel für die fortschreitende Politisierung zahlreicher ›street gangs‹. Rising Up Angry in Chicago hat unter dem Slogan »STP: Stop The Pig — Serve The Poeple« seit 1969 immer wieder versucht, die Ursachen der Bandenkriege aufzudecken, Bündnisse zwischen den verschiedenen ›street gangs‹ zu forcieren und diese aufzufordern, »den wahren Feind« zu bekämpfen. Im Januar 1970 konnte die Organisation feststellen:

»Wir sind uns darüber im Bilde, daß es eine Zeitverschwendung ist, darin fortzufahren, uns gegenseitig zu verkeilen, die Köpfe einzuschlagen und Bandenkriege zu führen, nur weil uns nichts anderes zu tun einfiel. Eine Menge ›gangs‹ werden jetzt politische Gruppen und Organisationen des Volkes, die darüber reden, wie sie dem Volk dienen und es beschützen können.«[61]

[61] Zitiert nach: The Movement Toward a New America, a. a. O., S. 543.

1967 schrieb Stokely Carmichael:

»Es besteht die Hoffnung, daß zwischen armen Schwarzen und armen Weißen möglicherweise ein Bündnis zustande kommt. Es ist das einzige, das uns annehmbar erscheint und das innerhalb der amerikanischen Gesellschaft als wichtiges Werkzeug für die Umwälzung dienen kann. Heute ist es noch reine Theorie [. . .], aber man muß die Aufgabe in Angriff nehmen, einen Machtblock der armen weißen Bevölkerung zu schaffen, dessen Ziel die freie, offene Gesellschaft ist, die nicht auf Rassismus und Unterordnung beruht.«[62]

Als das SNCC (Student Non-violent Coordinating Committee) unter dem Vorsitz von Stokely Carmichael (im Mai 1967 von H. Rap Brown abgelöst) die weiße Bewegung dazu aufrief, ihre Gemeinden zu organisieren, um die Voraussetzungen für das von ihm befürwortete Bündnis zwischen armen Schwarzen und armen Weißen zu schaffen, hatte der SDS mit seinen ›Economic Research And Action Projects‹ diese Aufgabe bereits in Angriff genommen. Das Beispiel von Rising Up Angry zeigt, daß diese Aufgabe, der Kampf gegen den weißen Rassismus und die Solidarisierung armer Weißer mit den Zielen der schwarzen revolutionären Bewegung, lösbar ist. Offen ist, inwieweit Rising Up Angry über seinen Modellcharakter hinaus Nachahmung findet und so eine Massenbasis auch unter dem weißen Lumpenproletariat und der Arbeiterklasse geschaffen werden kann. Denn wie das Frankfurter Black Panther Solidaritätskomitee feststellte, ist es heute nicht (mehr) die Frage,

»ob das farbige Lumpenproletariat, sei es nun Klasse oder nicht, der Bündnispartner des Proletariats wird, sondern zur Zeit ist es die Frage, ob es die Organisationen der weißen Linken in den USA schaffen, die aktuellen ökonomischen Abwehrkämpfe der Industriearbeiterschaft und Staatsangestellten so zu politisieren und ihre Führung den imperialistischen Agenturen der amerikanischen Gewerkschaftsbürokratie aus den Händen zu reißen, daß sie trotz der Drohung der Arbeitslosigkeit sich an die Seite des kämpfenden Lumpenproletariats stellen können.«[63]

[62] Stokely Carmichael/Ch. V. Hamilton, Black Power, Frankfurt/M. 1969, S. 76.
[63] Antiimperialistischer Kampf I. Zur Spaltung der Black Panther Partei.

Unter den gegebenen Voraussetzungen kann die von vielen Theoretikern und schwarzen Revolutionären beanspruchte Führungsrolle des schwarzen Proletariats nicht in Frage gestellt werden. In dieser Frage stimmt selbst die weiße Bay Area Revolutionary Union überein, wenngleich sie in ihrer Analyse immer wieder auf die Wichtigkeit revolutionärer Organisationen des weißen Proletariats verwiesen hat.

»Die wahre Avantgarderolle des schwarzen Proletariats [...] innerhalb des Gesamtproletariats ist die Folge der wachsenden Konzentration schwarzer und brauner Arbeiter in den Schlüsselindustrien, in denen sie oft 50 Prozent der Arbeitskraft bilden, und der militanten Kämpfe schwarzer und brauner Arbeiter, die in zunehmendem Maße eine politisch fortschrittlichere Blickrichtung entfalten und anfangen, größere Zahlen weißer Arbeiter um sich zu vereinen.«[64]

Solange sich die ökonomischen und materiellen Bedingungen, unter denen die privilegierten weißen Arbeiter leben, nicht ebenfalls drastisch wandeln, werden die Impulse zur radikalen Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse in den USA von den Ghettos ausgehen, den Heimstätten des Lumpenproletariats und des von künftiger Arbeitslosigkeit bedrohten Proletariats. Die Deklassierten aller Hautfarben sind sich ihres kollektiven Schicksals bewußt geworden und in der Überwindung des spalterischen Rassismus am weitesten fortgeschritten. Die Einheitsfront der Unterdrückten Amerikas ist heute weniger denn je selbsttrügerische Deklamation radikaler Organisationen als im Begriff, konkrete Gestalt anzunehmen.

»Wir werden uns jedermann in diesem Land anschließen, der für seine Befreiung kämpft. Wir wissen, daß das schwarze Volk die Gruppe ist, die diesen Kampf anführt, denn — wenn wir uns der Regel erinnern, die besagt, daß die am stärksten Unterdrückten die Avantgarderolle im Kampf übernehmen werden — das schwarze Volk ist durch die dickste Scheiße gegangen. Das schwarze Volk, zusammen mit den Chicanos und den Indianern, ist der wichtigste Verbündete, den wir haben können.« (Pablo ›Yoruba‹ Guzman, Young Lords Party.)[65]

[64] Bay Area Revolutionary Union, The United Front Against U.S. Imperialism: Strategy for proletarian revolution, in: *The Red Papers*, Nr. 2, S. 10.
[65] Pablo ›Yoruba‹ Guzman, Before people, a. a. O., S. 80.

Erster Teil
Young Lords Party

Rund 1,5 Millionen Puertoricaner leben heute in den Vereinigten Staaten; das ist mehr als ein Drittel der gesamten puertoricanischen Nation. Ihre Geschichte in den USA reicht nicht weiter als 20 oder 30 Jahre zurück, in die letzte Weltkriegs- und Nachkriegsphase, als unter der generalstabsmäßig angelegten ›Operation Bootstrap‹ ein psychologischer Krieg gegen das puertoricanische Volk gestartet wurde, um es zum Verlassen der Heimatinsel im Karibischen Meer zu stimulieren und aus ihm an Amerikas Ostküste eine Reservearmee billiger Arbeitskräfte zu bilden. Doch der Traum von einer besseren Zukunft, einem Arbeitsplatz, sozialer Anerkennung und Partizipation am ›American way of life‹ hat sich nur für wenige erfüllt. Die Mehrzahl tauschte das ärmliche Leben auf Puerto Rico gegen ein Leben in noch größerem Elend ein, ein Leben in den Großstadtslums und am untersten Ende der sozialen Stufenleiter. Allein in New York gibt es etwa 1 Million, die sich auf die Ghettos von East Harlem, Bronx und Lower East Side verteilt. Doppelt unterdrückt, da sie nicht nur im Ghetto landeten, sondern als die zuletzt Angekommenen auch noch auf den Widerstand der schwarzen Minderheit stießen, die entschlossen war, ihre mühsam errungenen und spärlichen Privilegien gegenüber den Neuankömmlingen zu verteidigen, und die selbst erfahrene Unterdrückung nicht selten in blinden Haß gegen die Puertoricaner umkehrte. Doch die durch revolutionäre Organisationen während der letzten fünf Jahre geleistete politische Bildungsarbeit hat ebenso zum Abbau dieser Barrieren beigetragen wie die ökonomische Entwicklung der Vereinigten Staaten, die es den Minderheiten aller Hautfarben erleichterte, die Gemeinsamkeiten ihres Elends und ihrer Unterdrückung zu erkennen und sich für den Aufbau einer vereinigten antiimperialistischen Front einzusetzen. Die puertoricanische Young Lords Party, die sich innerhalb weniger Jahre über den Einfluß der Black Panther Party aus einer ›street gang‹ zur heute wahrscheinlich progressivsten revolutionären Organisation in den Vereinigten Staaten entwickelt hat, hat inzwischen Modellcharakter für eine ganze Reihe ähnlicher Bewegungen unter den verschiedenen Minderheiten der USA. Über ihre spezifischen nationalen Interessen hinaus, die Befreiung und Selbstbestimmung Puerto Ricos, verfolgt sie eine internationalistische Perspek-

tive, die das Bündnis aller unterdrückten Minderheiten und Völker der Dritten Welt verlangt, um den US-Imperialismus sowohl in den USA als auch in Übersee zu zerschlagen.
Puerto Rico war für die westliche Welt 1493 durch Kolumbus entdeckt worden. 1508 landete Ponce de León auf der Insel und wurde ein Jahr später von König Ferdinand von Aragonien zum Gouverneur ernannt. Unter seiner Herrschaft begann die fast vollständige Ausrottung der rund 30 000 Tainos, die die indianische Urbevölkerung Puerto Ricos bildeten. 1519 wurden die ersten Negersklaven aus Ghana und Nigeria auf die Insel gebracht. 1868 scheiterte der Aufstand (›El Grito de Lares‹) gegen die spanische Kolonialherrschaft, doch sah sich Spanien 1897 gezwungen, Puerto Rico die Autonomie zu gewähren.
Durch den Spanisch-amerikanischen Krieg 1898 gerät Puerto Rico in Besitz der USA. Nach Beendigung des Besatzungszustandes im Jahr 1900 wird Puerto Rico amerikanische Kolonie. 1917 erhält die Bevölkerung durch die ›Jones Act‹ amerikanisches Bürgerrecht, eine beschränkte Selbstverwaltung und wird zum Wehrdienst in den US-Streitkräften verpflichtet. In den zwanziger und dreißiger Jahren reorganisiert sich die nationale Unabhängigkeitsbewegung unter Führung der Nationalist Party. Am 21. März 1937 werden anläßlich einer Demonstration für die Freilassung des Führers der Nationalist Party, Albizu Campos, in Ponce 20 Nationalisten von der Kolonialpolizei getötet und mehr als 200 verletzt. Der verantwortliche Gouverneur, Blanton Winship, ist durch den Präsidenten der USA eingesetzt.
Als scheinbare Konzession an die nationalistische Bewegung räumte die amerikanische Regierung dem puertoricanischen Volk das Recht ein, seinen Gouverneur selbst zu wählen, unterstützte aber gleichzeitig den Ausverkaufspolitiker Munoz Marin, der 1938 die ›Partido Popular Democratico‹ (Popular Democratic Party) gründete und für die Gouverneurswahlen kandidierte. Als Munoz Marin 1948 schließlich zum Gouverneur gewählt wurde, war ›Operation Bootstrap‹ bereits voll im Gang und die Mehrheit der puertoricanischen Industrie und Landwirtschaft in den Händen amerikanischer Gesellschaften. 1952 erhielt Puerto Rico durch ›Public Law 600‹ den Status als Dominion oder Commonwealth, ohne daß sich die koloniale Ausbeutung und Abhängigkeit des Landes durch und von den USA dadurch real verändert hätten.
Puerto Rico ist in Washington nur indirekt durch das House Committee on Insular Affairs und das Senate Committee on Territorial and Insular Affairs vertreten. Es hat keine Stimme im Kongreß und muß nur auf Einladung gehört werden. Seine Bürger haben kein Stimmrecht bei den Präsidentschaftswahlen.

Puerto Rico kann keine Handelsabkommen mit anderen Staaten schließen und seine Außenpolitik nicht selbst bestimmen. Schiffahrt, Luftverkehr, Zoll, Einwanderungskontrolle, Banken, Post, Rundfunk und Fernsehen werden vollständig durch die US-Regierung kontrolliert. Berufungsverfahren gehen an das Bundesgericht in Boston und nötigenfalls an den obersten US-Bundesgerichtshof. 14 Prozent der nutzbaren Inselfläche sind durch rund 100 000 Angehörige der US-Streitkräfte und militärische Anlagen besetzt, darunter Luftwaffenstützpunkte für Atombomber und Trainingslager der Green Berets. Die Nebeninsel Culebra ist zu 75 Prozent von der US-Navy besetzt.

1960 verdienten 50 Prozent der Familien auf Puerto Rico weniger als 1000 Dollar im Jahr, 80 Prozent weniger als 3000 Dollar im Jahr. Rund 30 Prozent der Bevölkerung sind arbeitslos, 25 Prozent leben von der Fürsorge. Die Lebenshaltungskosten liegen um ein Viertel über denen in den USA, die Löhne um ein Drittel darunter. Jede dritte puertoricanische Frau ist sterilisiert. Legalisierte Abtreibung, jahrzehntelange Erprobung von Verhütungsmitteln und Tubenligatur werden systematisch als Mittel zum modernen Völkermord eingesetzt. Die Zahl der Alkoholkranken liegt bei einer halben Million (Gesamtbevölkerung 2,8 Millionen) und steigt jährlich um 4000. Jeder fünfzigste Puertoricaner ist drogensüchtig.

David Rivera, ehemals Feldmarschall der Young Lords Organization, Chicago

Die ›Young Lords‹ begannen ursprünglich als eine Straßenbande. Das war 1962, in einer Schule hier in Chicago, dem Arnold Upper Grate Center. Sie waren eine Gruppe von acht Jugendlichen im Alter von zehn, zwölf und dreizehn Jahren: Benny Perez, Fermin Perez, José Jimenez (›Cha Cha‹ genannt), Santo Guzman, David Rivera, Orlando Davila, José Rivera, Johnny Trinidad und ein irischer Junge namens Jerry. Zuerst hatten wir verschiedene Namen, aber eines Tages schlug Johnny Trinidad den Namen ›Young Lords‹ vor. Wir bestellten T-shirts und ähnliches und wollten unsere Geschlossenheit als Gruppe offen repräsentieren. Und der Grund, warum wir eine Art Schlägerbande aufbauen wollten, lag einfach in den Zeitumständen. Die Nachbarschaft bestand damals vorwiegend aus Weißen, und die Lateinamerikaner und die wenigen Schwarzen, die hier lebten, konnten nicht in die Schule gehen, ohne auf dem Weg dorthin oder in der Schule zusammengeschlagen zu werden. Sie konnten auch nicht auf die Spielplätze gehen, um dort etwa Baseball zu spielen, und deshalb brauchten sie eine Streitmacht, um sich gemeinsam durch Kämpfe gegen andere Banden durchsetzen zu können. Also gründeten sie diese Streitmacht.

Zwei oder drei Jahre später, als wir in die Highschool gingen, gab es mehr Lateinamerikaner in der Nachbarschaft und die Bande wuchs. Andere Banden entstanden, die ›Latin Kings‹, ›Black Eagles‹, ›Paragons‹, ›Imperial Aces‹, und das waren alles lateinamerikanische Banden. Die ›Young Lords‹ hielten sich immer in einem kleinen Restaurant, A & A, auf der Armitage Avenue auf, und das taten sie bis 1965/66, als sie ihren Treffpunkt in die North Avenue und Wieland Street verlagerten. Manuel Ramos lebte dort, und er trat der Bande bei, ebenso sein Bruder. Und was wir taten: wir schlugen uns mit weißen Leuten und weißen Banden, gingen in die Altstadt, um Fensterscheiben einzuschlagen, tranken auf der Straße, einfach alles, was eine typische Straßenbande tat. Als die Zeit verstrich, gab es ein paar Tote in der Bande. Zwei Mitglieder wurden getötet, einer war ›Goldfinger‹; den anderen kannte ich kaum. 1967 trennte ich mich von den ›Young Lords‹, aber die Bande war noch immer zusammen. Aber dann ergab es sich, daß José ›Cha Cha‹ Jimenez ins Gefängnis mußte, weil er wegen eines Streites um ein Mädchen etwa

sechsmal auf einen anderen Jungen eingestochen hatte. Und damit fiel die Bande fast auseinander.
Aber ehe ›Cha Cha‹ entlassen wurde, hatten Leute im Gefängnis mit ihm gesprochen, Leute mit revolutionären Gedanken und einer revolutionären Art zu reden. Und als er schließlich rauskam, ging er zu den Jungen, die in der Bande waren und erzählte ihnen, was er gelernt hatte: daß es nicht richtig sei, wie sich die Banden gegenseitig bekämpften, daß sie statt dessen *eine* Streitmacht bilden und *die* Leute bekämpfen sollten, von denen sie wirklich unterdrückt wurden, das heißt, das System. Aber zu dieser Zeit wußte die Bande wirklich nicht, was das System war. Sie wußten, daß sie die Polizei zu bekämpfen hatten, um aus dem Gefängnis herauszubleiben, und sie wußten, daß sie reiche Weiße zu bekämpfen hatten, um das zu bekommen, was sie brauchten. Aber sie verstanden das eigentlich nicht als Kampf gegen ihre Unterdrückung. Sie verstanden dieses Wort ›Unterdrückung‹ nicht. Und deshalb machte sich ›Cha Cha‹ daran, die Burschen politisch zu erziehen, und er gewann mich wieder für die Mitarbeit. Wir nannten uns noch immer ›Young Lords‹, aber an Stelle von ›Bande‹ oder ›Klub‹ setzten wir das Wort ›Organisation‹ hinter unseren Namen.
Die Young Lords in Chicago entwickelten ihre politische Ideologie, da sie als Bande gewohnt waren, gegen das System zu kämpfen. Aber sie kannten das System nicht. Sie kämpften gegen die Armut, das Leben im Ghetto und für Arbeitsplätze, aber sie wußten nicht genau, warum sie das taten. Erst als ihr Führer ›Cha Cha‹ aus dem Gefängnis zurückkam, fingen sie an, das zu verstehen. Er erklärte es wieder und wieder. Er lehrte sie aus den Büchern von Che Guevara, Marx und Lenin, und er zeigte ihnen, was eine Revolution wirklich bedeutet. Er sprach über Sozialismus, erklärte uns, was Sozialismus bedeutet, als Lebensform, als Möglichkeit, ein ganz anderes Leben zu führen. Und er erklärte uns, was Kapitalismus und Imperialismus wirklich ist, Rockefeller, Nixon, die Kennedys, Dupont, Ford, und wie diese das Lumpenproletariat und das Proletariat aussaugen. Er zeigte uns, daß die großen Kapitalisten die Herrschaft über all die armen Leute im Land haben und wie sich diese versklaven lassen müssen, weil die anderen über das Kapital verfügen. Und wir fanden, daß das alles richtig und wahr war, und dadurch lernten wir, den Kapitalismus zu hassen. Danach erklärte uns ›Cha Cha‹, was Imperialismus ist, wie er dazu benutzt wird, andere Länder zu unterdrücken und warum in ihm der wahre Grund für den Krieg in Vietnam und gegen andere Länder zu suchen ist; nämlich, um diese Länder zum Nutzen der großen Kapitalisten hier in den Vereinigten Staaten zu beherrschen. So lernten wir, was Kapi-

talismus wirklich ist, was Imperialismus ist, was Sozialismus ist und was die höhere Form von Sozialismus, nämlich Kommunismus, wirklich ist. Und wir lasen Bücher darüber und versuchten auf unsere Weise, danach zu leben. Außerdem wurde uns klar, was sich in Puerto Rico abspielte. Das war damals, als das Schlagwort ›Befreit Puerto Rico‹ aufkam. Zuerst verstand ich nicht, was das bedeuten sollte; ich dachte immer, daß Puerto Rico frei sei. Aber dann fand ich heraus, daß es nicht frei ist. Es ist eine Kolonie der Vereinigten Staaten. Es ist eines der unterdrücktesten Länder, ebenso wie früher Kuba. Und damit begann ich, die kubanische Revolution zu verstehen und zu begreifen, was das Recht auf Selbstbestimmung bedeutet.

Wir bauten eine kollektive Führungsgruppe, ein Zentralkomitee auf. ›Cha Cha‹ war nicht länger der Kopf der Bande; das Zentralkomitee übernahm diese Funktion. Wir begannen mit einem Verteidigungsminister, einem Erziehungsminister und einem Vorsitzenden. Ich selbst wurde Feldmarschall.

Anfang 1969, als die Lords erst kurze Zeit politisch arbeiteten, wurde Manuel Ramos durch einen Polizisten, der außer Dienst war, erschossen.[1] Dadurch radikalisierte sich die Organisation erst recht. Wir veranstalteten einen großen Begräbnismarsch, und am Ende marschierten wir zum Polizeiquartier und sprengten eine Versammlung. Danach besetzten wir das Presbyterian McCormick Theological Seminary. Dort forderten wir Geld für die Errichtung von Armenwohnungen sowie Räumlichkeiten für ein Kulturzentrum und ein Büro für die ›Young Lords‹. Wir setzten durch, daß unsere Forderungen angehört wurden und man sie zu erfüllen versprach. Nach vier Tagen verließen wir das Seminar wieder. Wir wollten einen Platz für unser Büro finden und entschlossen uns, zu der Kirche zu gehen, wo wir als Kinder Basketball gespielt hatten. Die lag an der Armitage und Dayton und hieß Armitage Avenue Methodist Church. Der Geistliche dort war Bruce Johnson. Wir sprengten die Kirchenversammlung und präsentierten Bruce Johnson unsere Forderungen. Die meisten Kirchenmitglieder verließen die Kirche, weil sie uns für radikale Killer hielten. Bruce Johnson und eine Handvoll Leute blieben und wollten uns anhören. Bruce Johnson entschloß sich, mit uns zu arbeiten und überließ uns Büroräume. Dann, ich glaube, es war im September 1969, wurden Bruce Johnson und seine Frau erstochen, und der Grund hierfür waren wahrscheinlich die Probleme, die es mit der Urban Renewal (Städtesanierung) gab.[2] Zu dieser Zeit hatten die ›Young

[1] Manuel Ramos wurde am 4. Mai 1969 von einem Polizisten außer Dienst auf der Straße erschossen.

[2] Bruce Johnson und Eugenia Johnson wurden in der Nacht vom 29./30. September 1969 durch Messerstiche getötet.

Lords‹ viele Versammlungen der Urban Renewal mit Gewalt gesprengt, denn das war die einzige Art von Macht, die wir zu gebrauchen verstanden.

Nach Bruce Johnsons Tod wurden die ›Young Lords‹ nur noch entschlossener. Sie besetzten ein offenes Gelände, auf dem ein privater Tennisplatz errichtet werden sollte, und schufen den People's Park (Volkspark), der noch heute an der Ecke von Halsted und Armitage existiert. Und durch die Arbeit anderer Leute, die Feinde der ›Young Lords‹ waren, wurden wir zu noch größeren Aktionen gezwungen. Wir veranstalteten ein Straßenfestival, an dem wir Puerto Rico oder Borinquen, wie es ehemals hieß, gedenken wollten, und dabei kam es zu einer bösen Schlägerei mit der Polizei. Elf Polizisten wurden verletzt, fünf Lords festgenommen. In einer Verhandlung kamen unser Feldmarschall und der Polizeisuperintendent überein, die Lords wieder laufen zu lassen, aber zwei Wochen später wurden sie dennoch wegen krimineller Zusammenrottung verhaftet.

Zu dieser Zeit waren viele Lords aufgegriffen worden, viele saßen im Gefängnis, und die Unterdrückung wurde mit jedem Tag stärker. Dennoch machten die Lords mit den wenigen Leuten, die übriggeblieben waren, weiter. Sie wollten eine Kindertagesstätte aufbauen und brauchten Einrichtungsgegenstände. Bei dem Versuch, diese zu beschaffen, wurden sie erwischt. Von den Führern waren nur noch ›Cha Cha‹ und der Feldmarschall übriggeblieben sowie der Verteidigungskapitän. ›Cha Cha‹ mußte im Untergrund verschwinden, der Feldmarschall ebenso. Der Verteidigungskapitän war politisch nicht ausreichend geschult, um die Organisation am Leben zu halten. Trotzdem ging es noch weiter. Sie trafen sich mit einigen Leuten aus New York, die sagten, daß es dort eine Gruppe puertoricanischer Jugendlicher gäbe, die eine Niederlassung der ›Young Lords‹ in New York aufbauen wollten. Die ›Young Lords‹ stimmten dem zu, und das Büro in New York wurde eingerichtet.[3] Doch kurze Zeit später nahm die Repression gegen die Lords in Chicago derart zu, daß sie fast zu existieren aufhörten. Sie konnten kein Propagandamaterial mehr herausgeben, sie hatten kein Geld mehr für Zeitungen, und so beschloß die New Yorker Gruppe, sich von uns zu trennen. Sie waren bereits sehr viel besser organisiert als wir und nannten sich ›Young Lords Party‹. Doch die Lords in Chicago machten weiter bis zum letzten freien Mann. So, wie

[3] Nach Angaben von Pablo ›Yoruba‹ Guzman, dem heutigen Informationsminister der Young Lords Party, erfuhr die New Yorker Gruppe erstmals durch einen Bericht in der *Black Panther-Zeitung* vom 7. Juni 1969 von der Existenz der Young Lords Organization in Chicago. Das erste Büro der Young Lords Organization in New York wurde im Juli 1969 in ›El Barrio‹, dem spanischsprachigen Teil Harlems, eröffnet, in dem rund 170 000 Puertoricaner leben.

die Dinge jetzt stehen, ist der Vorsitzende im Untergrund und das Büro geschlossen. Aber wir warten auf neue Arbeit und es gibt noch immer die Hoffnung, daß die ›Young Lords‹ wiederkommen werden, aber dann besser organisiert.
Die ›Young Lords‹ in Chicago arbeiteten mit dem Lumpenproletariat und dem Proletariat, wobei wir unter dem Proletariat die Klasse der Arbeiter und unter dem Lumpenproletariat die nicht arbeitende Klasse verstanden. Wir haben mit beiden Klassen gearbeitet, denn diese waren die am stärksten Unterdrückten und sie glaubten daran, daß man eine Revolution aufbauen könne. Und die Leute, die unserer Meinung nach die Revolution aufbauen konnten, waren eben das Proletariat und das Lumpenproletariat, die Arbeiterklasse und die Klassen der Arbeitslosen. Das waren die Klassen, die die Unterdrückung wirklich zu spüren bekamen, an den Arbeitsbedingungen ebenso wie an den Lebensbedingungen.
Wir haben das Volk vor allem durch Aktionen mobilisiert. Die Gruppe in Chicago hatte nicht viel Bildung, denn wir kamen alle von der Straße. Wir konnten die Leute nicht durch Bildung mobilisieren, denn wir hatten selbst nicht viel davon. Doch die Lords führten eine Menge Aktionen durch. Mit anderen Worten: sie erzogen eher durch Aktionen als durch Bildung und Schulung. Und die Aktionen der Lords, ebenso wie jene gegen die Lords, brachten mehr und mehr Leute auf die Straße, die die Lords unterstützten. Wenn einer der Lords die Highschool abgeschlossen hatte, war das eine ganze Menge. Die Mehrzahl hatte nur eine ein- oder zweijährige Highschoolausbildung hinter sich, und das war alles. Der Rest ihrer Bildung bestand darin, daß sie wußten, wie sie auf der Straße überleben konnten: durch Kämpfen, Stehlen und indem sie sich besorgten, was immer sie brauchten. Und darin liegt der Unterschied zu den Lords in New York und der Grund, warum diese besser organisiert sind, denn die Leute aus dem Zentralkomitee in New York, Yoruba, Juan Gonzales, Felipe Luciano, David Perez, das waren Leute, die zum größten Teil an der Universität studiert hatten und wußten, wie man organisiert und mit den Leuten spricht. Die brauchten nicht ständig an Aktionen zu denken.

Richie Perez, stellvertretender Informationsminister der Young Lords Party, New York

Entstehung und Aktionen

1969 wurde ›Cha Cha‹ Jimenez aus dem Gefängnis entlassen. Er war der Führer einer street gang in Chicago, die sich ›Young Lords‹ nannte. Wie viele andere Gefangene kam ›Cha Cha‹ während der Haft zum erstenmal mit politischen Schriften und politischer Ideologie in Berührung. Er bekam Kontakt zu inhaftierten Black Panthers. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, hatte er die Intention, die ›Young Lords‹ dazu zu bewegen, die Kämpfe innerhalb ihrer Gemeinde einzustellen; Kämpfe von Puertoricanern gegen Puertoricaner und Puertoricanern gegen Schwarze. Statt dessen sollten sie versuchen, ihre Gemeinde zu vereinigen und die ›Young Lords‹-street gang zu einer politischen Organisation auszubauen. Sie änderten ihren Namen in ›Young Lords Organization‹ und griffen den Slogan auf, daß sie ›dem Volk dienen und es beschützen‹. Sie initiierten medizinische Fürsorgeprogramme, nahmen sich der Wohnungsprobleme an und schalteten sich in die Diskussion um die Pläne zur Neugestaltung ihrer Gemeinden im Zuge der Städtesanierung ein.

Zur selben Zeit entwickelten sich an der Ostküste zwei puertoricanische Organisationen. Am Westbury College von New York State gab es eine Gruppe von College-Studenten, die sich in der ›Society of Albizu Campos‹[1] zusammengeschlossen hatten. In der Lower East Side in New York gab es eine Bande, die sich zufällig ebenfalls ›Young Lords‹ nannte. Das war damals ein gebräuchlicher Name für street gangs: ›Young Lords‹, ›Mighty Lords‹ und ähnliche ›machista‹-Namen[2]. Durch die Vermittlung eines gemeinsamen Freundes ergab es sich, daß sich die ›Young Lords‹ von der Lower East Side und

[1] Don Pedro Albizu Campos, 1890–1965, puertoricanischer Nationalheld, gründete 1922 die Nationalist Party, deren gesamte Führerschaft 1936 verhaftet wurde. Nach dem mißglückten Aufstand 1950 wurde Albizu Campos zu lebenslanger Haft verurteilt und starb 1965 im Gefängnis.

[2] ›machista‹, adj. von ›machismo‹: übertriebene Männlichkeit, Überbetonung der Männlichkeit vor allem in bezug auf sexuelle Fähigkeiten; Verhaltensweise, die die Frau diskriminiert und unter lateinamerikanischen Völkern traditionell verwurzelt ist. Der frühere Vorsitzende der YLP, Felipe Luciano, beschrieb Machismo als »Hodensyndrom« und erklärte: »Das bedeutet, ich bin ein Mann, denn ich kann mit so viel Frauen wie ich kriege ins Bett gehen. Ich habe Kinder in ganz Kalifornien und ich kann ungefähr drei Frauen auf einmal verdreschen.« (Felipe Luciano in einem Interview mit KPFA, Pacifica Tape Library, AP 1157.)

die ›Society of Albizu Campos‹ zusammensetzten und darüber diskutierten, ob sie nicht eine Organisation bilden könnten, die in den puertoricanischen Gemeinden arbeiten sollte. Wir hielten das für eine wichtige Sache, denn es hätte ein Aktionsbündnis zwischen bürgerlichen College-Studenten und Teilen des Lumpenproletariats symbolisiert. Zu dieser Zeit waren wir uns überhaupt nicht darüber im klaren, was für eine Rolle Klassenwidersprüche in einer Organisation spielen. Viele Dinge wurden falsch angepackt, aber dennoch hielten wir es für einen entscheidenden Anfang, denn wir vereinigten zum erstenmal zwei Teile unserer Nation, die traditionell voneinander getrennt waren. Die College-Studenten hatten eine Abneigung, sich mit Lumpen, den Leuten von der Straße, zu befassen. Und die Lumpen haben gegenüber College-Studenten eine ebenso tiefe Abneigung und Abscheu.

Wenig später ging die Gruppe aus New York nach Chicago, sprach mit ›Cha Cha‹ und bat darum, in New York eine Niederlassung der ›Young Lords Organization‹ bilden zu dürfen. ›Cha Cha‹ gab uns die Erlaubnis, und im Sommer 1969 führten wir die ersten Aktionen in New York City durch. Eine unserer Grundvoraussetzungen bestand in der Überzeugung, daß wir als Organisation nur erfolgreich sein konnten, wenn wir uns unmittelbar an den Bedürfnissen der Gemeinden orientierten, in denen wir arbeiten wollten; daß jede Aktion, die über den Bewußtseinsstand der Gemeinde hinausgeht, dumm sein würde, weil wir damit keine Unterstützung finden konnten. Wir hatten ganz allgemein den Eindruck, daß wir mit der Unterstützung der Gemeinde nur dann rechnen konnten, wenn wir eines der Probleme aufgriffen, die das Alltagsleben dieser Leute bestimmten. Andernfalls würden wir keine Unterstützung finden und vom Volk isoliert werden.

Die erste Angelegenheit, der wir uns annahmen, war eine Sache, um die es in unserer Gemeinde eine ganze Menge Streitereien gab, nämlich der Mangel an Einrichtungen für die Straßenreinigung und die Müllabfuhr. Das ist ein Mißstand, den die Leute in armen und unterdrückten Gemeinden bereits aus Tradition kennen, gleichgültig, ob sie schwarz, puertoricanisch oder weiß sind. Es ist eine Tatsache, daß wir in einem Gebiet mit sehr hoher Bevölkerungsdichte leben. Eine Unzahl von Leuten ist auf engem Raum zusammengepfercht, und deshalb fällt so viel Müll an, der abgefahren werden müßte. An der Bevölkerungsdichte gemessen müßten wir mehr Müllabfuhren haben, aber die Realität sieht so aus, daß der Müll vielleicht einmal in der Woche abgeholt wird. Und die Widersprüche werden dem Volk wirklich klar, wenn es in den Geschäftssektor unserer Gemeinde blickt, wie hier bei uns in der

116. Straße. Da sieht man, daß die 116. Straße dort, wo die Läden sind, sehr oft gesäubert wird. Aber in den Nebenblocks, wo die Leute wohnen, bleibt der Dreck liegen. Hier wird der Müll vielleicht einmal pro Woche abgeholt.

Wir fingen in jenem Sommer tatsächlich damit an, die Straßen selbst zu reinigen. Und die Leute begannen, uns dabei zu helfen. Jeden Sonntag säuberten wir ein bestimmtes Gebiet und türmten den Müll an einer Ecke zu einem hübschen Berg auf, so daß die Müllabfuhr, falls sie kam, den Dreck einfach aufladen konnte. Aber die Müllabfuhr kam nicht, und unsere Müllberge wurden eine Art Mahnmal, das den Leuten ins Bewußtsein brachte, wie wenig Macht wir über unsere Gemeinde hatten, daß wir zwar die Straßen reinigen konnten, aber niemand kommen würde, um den Müll abzufahren. Nachdem wir die Straßen schließlich fünf Wochen lang gereinigt hatten, verbrannten wir den Müll mitten auf der Straße. Wir benutzten den Müll dazu, die Hauptstraßen in El Barrio zu blockieren, und wir steckten ihn in Brand. Die Polizei schritt ein und prügelte unsere Leute, aber die Müllfeuer breiteten sich über die gesamte Gemeinde aus. Oft gab es riesige Freudenfeuer in sechs oder sieben verschiedenen Bezirken. Die Leute griffen diese Taktik einfach als die beste Möglichkeit auf, den Müll loszuwerden. Und daraus entwickelte sich eine ganze Reihe von Straßenschlachten zwischen den Einwohnern von El Barrio und der Polizei. An jedem Wochenende verbrannten die Leute in irgendeinem Bezirk Müll auf der Straße. Und die Polizei kam und mißhandelte sie; oft unschuldige Leute, die nur herumsaßen oder einkaufen gingen. Und dadurch begann den Leuten klarzuwerden, daß wir zusammengeschlagen wurden, sobald wir uns daranmachten, unsere Probleme selbst zu lösen.

Aus der Rückschau können wir sagen, daß wir dem Sommer der Müllverbrennungen zwei Dinge zu verdanken haben: Einmal hat er uns in der Gemeinde als eine Organisation eingeführt, die zum erstenmal einen sehr viel militanteren Kurs einschlug als irgendeine puertoricanische Organisation vor uns. Wir sagten in der Tat, daß der beste Weg, eine Antwort auf unsere Fragen und Probleme zu erhalten, darin bestand, Massen von Leuten auf die Straße zu bringen. Die Kehrseite davon war der Beginn des Polizeiterrors gegen uns. Es sah fast so aus, als hätte man uns zum Staatsfeind erklärt, und das brachte eine ganze Menge Druck und Gewalt seitens der Polizei mit sich. Allerdings müssen wir sagen, daß die Beteiligung der Gemeinde an der Müllaktion großartig war. Nur dadurch konnte sie erfolgreich sein. Wir hatten einfach nicht genug Leute, um allein damit fertig zu werden. Die Unterstützung des Volkes war wirklich großartig, und sie brachte

uns gegenseitig ein ganzes Stück näher. Unsere Leute sind ja so oft belogen worden, durch Politiker und Agenten der Armutsprogramme, die versprachen, ihnen zu helfen, aber wirklich nichts taten, so daß die Leute ursprünglich sehr skeptisch über unsere Organisation dachten. Außerdem gibt es in unserer Gesellschaft eine ganze Menge übertriebener Feindseligkeit zwischen den verschiedenen Altersgruppen, und man hält Jugendliche für leichtsinnig und unfähig, sich diszipliniert zu verhalten. Aber die Müllaktion bewies, daß wir von Anfang an eine disziplinierte Organisation waren, daß wir eine Menge Nachdruck auf Disziplin legten. Nur durch die disziplinierte Aktion konnten wir die Zahl der Verwundeten so niedrig wie möglich halten und eine Katastrophe vermeiden.

Nach der Müllaktion wendeten wir uns der Einrichtung von Frühstücksprogrammen zu. Ursprünglich hatten wir nur zwei davon in New York City, später wurden es mehr. Wir hielten diese Programme in allen armen Gemeinden für eine Notwendigkeit. Wir sprachen aber auch ganz allgemein über die Notwendigkeit von Gemeindeinstitutionen, die von der Gemeinde selbst kontrolliert werden und die Bedürfnisse der Leute, die in dieser Gemeinde leben, am besten befriedigen würden. Es gab eine Kirche in unserer Gemeinde[3], die sehr viel Platz bot und sechs Tage in der Woche leer stand. Sie wurde nur sonntags während einiger Stunden für den Gottesdienst benutzt. Wir baten die Kirchenleitung, diese Räume nutzen zu dürfen. Es gab eine Sporthalle, drei Stockwerke, Nebenräume und eine große Cafeteria im Untergeschoß. Wir wollten diese Räume haben, um ein Frühstücksprogramm einzurichten, eine Ganztagskinderstätte, eine sogenannte ›liberation school‹[4] und eine Art Gemeindezentrum, in dem sich junge Leute treffen konnten, statt auf der Straße herumzulungern. Wir hatten vor, politische Filme zu zeigen, Diskussionen zu veranstalten und einfach zu versuchen, unsere Gemeinde zusammenzubringen, weil diese so zersplittert ist; einmal wegen der allgemeinen Entfremdung in New York City, zum anderen wegen einer ganzen Reihe von Faktoren, die die Leute in unseren Gemeinden, in denen es eine hohe Kriminalitätsquote gibt, voneinander trennen und zusätzlich entfremden. Und dazu brauchten wir Räume, die wir als eine Art Gemeindezentrum nutzen konnten, um uns mit den Problemen in unserer Gemeinde zu befassen.

Die Situation in der Kirche war folgende: Der Geistliche war ein konterrevolutionärer Exil-Kubaner, einer derer, die wir

[3] First Spanish Methodist Church an der Kreuzung der 111. Straße/Lexington Avenue.

[4] ›liberation school‹: erstmals von der Black Panther Party eingeführter Schultyp mit Schwerpunkt auf nationaler Geschichte und Kultur, der in bezug auf das vorurteilsbeladene amerikanische Bildungssystem kompensatorische Funktionen erfüllt.

›Gusano‹ nennen. Er gab ein Statement ab, in dem er erklärte, Frühstücksprogramme seien der Beginn der kommunistischen Machtübernahme. Sie seien nichts anderes als die Vorstufe dessen, was sich in Kuba ereignet habe. Und er erklärte, er würde nichts Derartiges in seiner Kirche dulden. Wir richteten ein Gesuch an die Kirche, wochenlang. Jeden Sonntag gingen wir in die Kirche, und am Ende des Gottesdienstes, als die Leute aufstehen und das Wort an die Kirchengemeinde richten konnten, nutzten wir diese Gelegenheit für unsere Zwecke. Schließlich, am 7. Dezember (1969), hatte der Geistliche die Polizei alarmiert. Die wartete im Untergeschoß der Kirche, und als wir wieder aufstanden, um unsere Bitte vorzutragen, wurde sie hochgerufen und begann, eine Anzahl von Lords zu prügeln und zu verhaften. Dreizehn Leute wurden festgenommen, aber nicht alle waren Lords. Die übrigen waren Mitglieder der Gemeinde, die unsere Aufforderung an die Kirche, endlich etwas für unsere Leute zu tun, unterstützten. Die Leute, die verhaftet worden waren, wurden schwer mißhandelt. Und das erweckte den Zorn der ganzen Gemeinde. Wenige Wochen später übernahmen wir die Kirche nach dem Gottesdienst und hielten sie elf Tage lang.[5] Und während dieser Zeit richteten wir alle diese Programme ein, das Frühstücksprogramm, die ›liberation school‹, die Kindertagesstätte und das Gemeindezentrum. Am Abend hatten wir Tanzveranstaltungen, Gemeindeversammlungen, zeigten Filme. Es war eine großartige Sache und das erstemal in diesem Land, daß eine Kirche besetzt und für so lange Zeit gehalten worden war.

Das Beispiel der Kirchenbesetzung zeigte uns wiederum deutlich, daß wir massive Unterstützung erhielten, solange wir unsere Aktionen auf einer Basis durchführten, die dem Volk verständlich war. Jeden Abend kamen drei- bis fünfhundert Leute. Oft waren es so viele, daß wir außerhalb der Kirche Lautsprecher aufstellen mußten, damit die Leute hören konnten, was wir in der Kirche veranstalteten. Und diese massive Unterstützung seitens der Bevölkerung hinderte die Polizei daran, gegen uns vorzugehen. Nach elf Tagen schließlich besetzte eine starke Polizeitruppe aufgrund einer richterlichen Verfügung unsere Gemeinde. Am frühen Morgen, als die meisten Leute schliefen, drangen sie in die Kirche ein und verhafteten 105 Personen. Wir zogen vor das Gericht, und noch am selben Tag wurden sämtliche Verhafteten wieder freigelassen. Der Druck der Gemeinde war zu stark; jedermann war auf der Straße, und es bildeten sich spontane Demonstrationen. Die Kirche willigte ein, eine Kindertagesstätte und ein Frühstücksprogramm einzurichten, falls wir mit unseren

[5] Die First Spanish Methodist Church wurde am 28. Dezember 1969 zum ersten Mal besetzt und in ›People's Church‹ umbenannt.

Störaktionen aufhören würden. Wir gaben nach, denn was wir wollten, war grundsätzlich erreicht: daß die Kirche die Programme einzurichten versprach, die wir für notwendig hielten.

Durch die Kirchenbesetzung erhöhte sich die Zahl der Leute, die die ›Young Lords‹ kannten, ganz beträchtlich, denn wir erhielten eine enorme Publizität im ganzen Land. Eine Menge Leute wollten mitmachen, und so schwoll unsere Rekrutierung derart an, daß wir unsere Position hier in El Barrio ausbauen und zusätzlich ein Büro in den South Bronx, einer anderen großen puertoricanischen Gemeinde, eröffnen konnten.[6]

Zur selben Zeit intensivierten wir unsere medizinischen Fürsorgeprogramme. Bereits in der Kirche hatten wir ein solches Programm begonnen. Wir hatten Ärzte, die ihre Dienste freiwillig und kostenlos anboten; Ärzte, die verstanden, daß es die Pflicht eines revolutionären Arztes ist, seine Fähigkeiten der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen. Reihenuntersuchungen wurden durchgeführt, Leute in notärztlicher Hilfe ausgebildet, und wir führten Vorsorgeuntersuchungen über Bleivergiftungen, Anämie[7] und Tuberkulose durch, indem wir von Tür zu Tür gingen. Wir starteten diese Programme, weil wir erfahren hatten, daß die Gesundheitsfürsorge in den Vereinigten Staaten ein Privileg der Reichen ist und nicht, wie es sein sollte, ein Recht für jedermann. Wir fingen also damit an, die Leute zu untersuchen, ehe sie offensichtlich krank waren, damit es leichter sein würde, sie zu behandeln. Das gilt zum Beispiel für Tuberkulose. In den meisten Mittelklassegemeinden ist diese Krankheit ausgemerzt worden, aber in unseren Gemeinden gibt es eine hohe Zahl Tuberkulosekranker. El Barrio hat eine der höchsten Erkrankungsraten im ganzen Land. Wenn man Tuberkulose rechtzeitig erkennt, kann man sie durch Medikamente heilen. Hat sie erst einmal ein fortgeschrittenes Stadium erreicht und Teile der Lunge befallen, hilft nur noch ein langer Krankenhausaufenthalt. Und niemand hatte sich bisher um unsere Leute gekümmert, ehe sie sterbenskrank waren.

Wir richteten ein Gesuch an die städtischen Krankenhäuser und forderten Vorsorgeuntersuchungen. Das wäre eine ganz einfache Sache gewesen, aber sie wollten es einfach nicht. Also

[6] Das Büro in den South Bronx, Longwood Avenue, wurde im April 1969 eröffnet. Die South Bronx zählen rund 500 000 Einwohner, fast ausnahmslos Schwarze und Puertoricaner.

[7] Bleivergiftungen, vor allem bei Kindern, sind eine typische Ghettokrankheit. Sie werden durch die gesetzwidrige Verwendung billiger bleihaltiger Farben durch die Hausbesitzer verursacht. Die Kinder spielen mit der abblätternden Farbe und essen sie oft. Mit Anämie ist vor allem die sogenannte ›sickle-cell anemia‹ gemeint, eine Bluterkrankung, die nur bei Schwarzen und Puertoricanern vorkommt und gänzlich unerforscht ist. Die Black Panther Party und andere revolutionäre Organisationen haben von sich aus ein großes Aufklärungsprogramm begonnen und führen kostenlose Tests durch.

fingen wir selbst damit an. Wir stellten fest, daß ein Drittel der Leute, bei denen wir Tuberkulosetests vornahmen, positive Reaktionen zeigten. Unter der ersten Gruppe von 900 Leuten reagierten 300 positiv. Das bedeutete nicht unbedingt, daß alle diese Leute Tuberkulose hatten, aber zumindest zeigten die Tests, daß sich die Krankheitserreger in ihrem Körper befanden. Alle Leute mit positiven Reaktionen hätten nachfolgend einer Röntgenuntersuchung unterzogen werden müssen, aber die Gesundheitseinrichtungen in unserer Gemeinde waren einfach nicht zureichend ausgestattet, um sich dieser Leute annehmen zu können. Wir fragten also die Stadt, ob sie nicht einen der neun Röntgenwagen, die es in New York City gab, in unsere Gemeinde bringen könnte, aber unsere Bitte wurde abgelehnt. Sie meinten, wenn wir unseren Leuten wirklich helfen wollten, könnten sie uns mit Besen und Müllsäcken aushelfen. Danach hatten wir aber nicht gefragt. Wir sprachen über die Tatsache, daß unsere Leute an Tuberkulose starben. Als wir ein zweitesmal zur Stadtverwaltung gingen und unsere Bitte wiederholten, meinten sie, sie würden uns helfen. Man ließ uns eine Menge Formulare ausfüllen, den typischen bürokratischen Unsinn, und danach hörten wir nichts mehr. Für uns war das eine Frage über Leben und Tod, aber denen war das gleichgültig, denn es waren ja unsere Leute, die krank wurden und an Tuberkulose starben.

Eines Morgens kaperten wir einen dieser Röntgenwagen und brachten ihn in unsere Gemeinde. Wir hatten unsere eigenen Röntgentechniker vorbereitet, aber die Techniker, die für die Stadt arbeiteten, sagten, daß sie uns helfen wollten. Sie machten mit, und wir untersuchten 700 Leute am ersten Tag. Die Stadt hatte noch nie so viele Leute an einem Tag getestet, denn sie stationierte die Wagen in Bezirken, in denen die Leute private Ärzte hatten und in denen es einen guten öffentlichen Gesundheitsdienst gab. Noch am selben Nachmittag benannten wir den Röntgenwagen in ›Ramon Emeterio Betances — Gesundheitswagen‹ um. Betances war ein Arzt, der 1868 in Puerto Rico den ersten bewaffneten Aufstand gegen die Spanier anführte. Außerdem war er ein Humanist, der sein ganzes Leben lang für die Aufhebung der Sklaverei auf Puerto Rico eintrat und als Arzt unter den Armen arbeitete.[8] Wir gaben dem Wagen diesen Namen, um Betances eine Ehre zu erweisen. Und unsere Leute zeigten eine Menge Sympathie dafür, daß wir den Wagen übernommen hatten. Sie verstanden diese Aktion und wußten, daß wir das nicht getan hatten, um Publizität zu erringen, wie es von den Massenmedien behauptet wurde. Wir taten das, um unseren Leuten das Leben

[8] Der Aufstand von Lares 1868 wurde niedergeschlagen, führte aber zur Abschaffung der Sklaverei auf Puerto Rico im Jahr 1873.

zu retten, und die Leute betrachteten diesen Wagen wirklich als ihr Eigentum, denn sie waren ja Bürger dieser Stadt und mußten Steuern zahlen, obwohl sie nichts dafür erhielten.
Als die Polizei einschritt, um den Wagen zurückzuholen, kamen die Leute zu Hunderten auf die Straße und verhinderten das. Die Situation war so explosiv, daß der Bürgermeister die Polizei zurückrief und eine Gruppe von Unterhändlern schickte. Eine Vereinbarung wurde erreicht, daß wir den Wagen benutzen durften, wann immer wir wollten, solange wir im voraus einen Terminplan angeben würden. Wir betrachteten das als einen Sieg und stellten einen Terminplan auf, so daß der Wagen in allen armen Gemeinden von New York City hätte benutzt werden können. Wir wollten ihn in die puertoricanischen Gemeinden bringen, ›I Wor Kuen‹[9] wollte ihn in der chinesischen Gemeinde einsetzen, die Black Panther Party in den schwarzen Gemeinden und die Patriot Party[10], die damals in New York bestand, wollte ihn in die armen weißen Gemeinden bringen.
Der Röntgenwagen gehörte einer privaten Gesellschaft, die ihr Hauptquartier in New Jersey hatte. Sie hatte die Vereinbarung zwischen der Stadt und uns mitunterschrieben. Eine Woche später teilte diese Gesellschaft mit, daß sie sich keine Vorschriften machen lasse, wo der Wagen eingesetzt werden würde. Sie zog den Wagen einfach aus New York zurück. Wir protestierten dagegen, denn sie hatten neun Wagen und zogen lediglich den einen zurück, den wir benutzen wollten. Und wir erklärten, daß wir jeden der anderen Wagen, den wir in New York City entdecken würden, als unseren eigenen betrachten und ihn entführen würden. Daraufhin zog die Gesellschaft alle neun Wagen aus der Stadt ab.
Etwa zur selben Zeit führten wir in den Bronx Vorsorgeuntersuchungen durch, und das führte uns zu einer Auseinandersetzung mit dem Lincoln Hospital. Lincoln Hospital hat als einziges Krankenhaus in den South Bronx eine sehr große Gemeinde zu betreuen. Seine Einrichtungen sind unzulänglich, es fehlt an Personal, die technische Ausstattung ist veraltet, es gibt nicht genug Krankenwagen. Es fehlt einfach an allem. Viele Leute aus der Gemeinde kamen in unser Büro, beklagten sich über die Zustände im Lincoln Hospital und fragten, ob wir ihnen nicht helfen könnten. Als erstes stellten wir in der Eingangshalle des Krankenhauses einen Beschwerdetisch für Patienten und Krankenhausarbeiter auf. Bis zu diesem Zeitpunkt wußte nämlich niemand, wohin er sich mit seiner Kritik und seinen Beschwerden wenden sollte. Niemand empfand sich als zuständig und man war machtlos gegenüber der Büro-

[9] Siehe Teil 3 dieses Bandes.
[10] Siehe Einführung zu Teil 2 dieses Bandes.

kratie. Jeder sagte: Das ist nicht meine Abteilung, ich bin dafür nicht zuständig, gehen Sie zu dem und dem. — Also liefen die Leute von Tür zu Tür, aber sie erhielten überall dieselbe Antwort und wurden frustriert.
In der Abteilung für Notfälle betrug die Wartezeit sechs bis acht Stunden. Die Wartezeiten in der Röntgenabteilung lagen zwischen sechs und zehn Stunden. Das bedeutete, daß ein Kranker sechs oder zehn Stunden lang herumsitzen mußte, ehe er durchleuchtet wurde, und dann hatte er nochmals sechs Stunden in der Abteilung zu warten, in die ihn der Röntgenarzt zur Behandlung eingeteilt hatte.
Wir fingen also an, diese Beschwerden zu sammeln, und im Laufe einer Woche erhielten wir mehrere Hunderte; über unzulängliche Behandlungen, lange Wartezeiten und eine Reihe von Dingen, die die Patienten als rassenbedingte Diskriminierung empfanden, was oft aber auch nur ein Mangel an Feingefühl und Einfühlungsvermögen seitens der älteren Ärzte war. Und jeden Abend gingen wir mit diesen Beschwerden zu der Verwaltung, zeigten sie ihnen und verlangten, daß sie die Mißstände beseitigten, denn es war ja ihre Aufgabe, der Gemeinde zu dienen. Einige der geringfügigeren Dinge wurden abgestellt.
Schließlich ergab es sich, daß unsere Leute, die an dem Beschwerdetisch Dienst taten, auch in den allgemeinen Krankenhausbetrieb verwickelt wurden. Als beispielsweise die Arbeiter aus der Pharmazie um Hilfe baten, schickten wir jemanden von uns hin, um ihnen einen Teil ihrer Arbeit abzunehmen. Wir klagten die Mißstände an, aber wir konnten uns wirklich nicht über die Arbeiter beschweren, denn wir sahen, daß diese einfach überfordert wurden. Die Schuld traf die Administratoren, die ein Jahresgehalt von dreißig-, vierzig- oder fünfzigtausend Dollar erhalten, um das Krankenhaus sachgerecht zu leiten, dies aber wirklich nicht taten. Wir übten außerdem scharfe Kritik daran, daß die Administratoren die Prioritäten in unserer Gemeinde völlig mißachteten. Tausende von Dollar wurden für die Anschaffung teurer Apparaturen für die Herzforschung ausgegeben, aber die Alltagsprobleme waren gebrochene Knochen, Erkältungen, Tuberkulose und Anämie; und mit diesen Problemen beschäftigten sie sich einfach nicht. Wir betrieben eine Menge Aufklärungsarbeit in der Gemeinde und sagten den Leuten, daß wir es für sinnvoll hielten, wenn das Krankenhaus durch einen Ausschuß von Gemeindemitgliedern und Krankenhausangestellten geleitet werden würde.
Unsere Initiative führte zur Gründung einer Organisation durch Einwohner der Gemeinde, dem ›Think Lincoln Committee‹. Unabhängig davon hatte sich HRUM gebildet, Health

Revolutionary Unity Movement[11]. HRUM war das Produkt einer Reihe von Arbeitskämpfen im Gouverneur Hospital in New York, während der mehrere Arbeiter entlassen wurden, weil sie sich in diesem Krankenhaus organisieren wollten. ›Think Lincoln Committee‹, HRUM und wir arbeiteten zusammen einen Katalog von Forderungen aus und übermittelten diesen der Administration des Lincoln Hospital. Unsere Forderungen kreisten vor allem um die Kontrolle des Krankenhauses durch Arbeiter und Gemeindemitglieder. Außerdem forderten wir einen Mindestlohn für Krankenhausarbeiter in Höhe von 140 Dollar pro Woche, die Einrichtung einer Kindertagesstätte, die Tag und Nacht geöffnet sein sollte, und wir forderten eine größere Verantwortlichkeit seitens der Ärzte und der Verwaltung sowie die Verbesserung der Arbeitsbedingungen für das Krankenhauspersonal. Die Verwaltung versprach, unsere Forderungen zu prüfen, aber wir warteten vergeblich auf eine Antwort.

Eines frühen Morgens im Sommer 1970 besetzten wir das Krankenhaus und verbarrikadierten uns in ihm.[12] Durch Flugblätter und Lautsprecherwagen informierten wir die Bevölkerung, verständigten die Presse und ließen wissen, daß wir nicht bewaffnet waren oder die Pflege der Patienten zu gefährden gedachten. Im Gegenteil. Wir brachten zahlreiche Ärzte, Medizinstudenten und Techniker aus der ganzen Stadt in das Krankenhaus und verbesserten die Dienstleistungen, soweit es möglich war. Wir richteten eine zweite Röntgenabteilung ein und entlasteten damit das Personal der anderen Abteilung. Wir zeigten Filme und richteten einen Gemeinschaftsraum ein, so daß die Leute kommen und sehen konnten, daß das Krankenhaus wirklich ein Teil ihrer Gemeinde war. Wir richteten eine Kindertagesstätte ein, die die Kinder betreute, während sich die Eltern von den Ärzten behandeln ließen. Alles funktionierte prächtig. Hunderte von Leuten kamen an diesem Tag in das Krankenhaus, um sich ein Bild davon zu verschaffen, was wir machten. Denn die Presse behauptete, wir würden die Pflege der Patienten stören, und einige Ärzte weigerten sich, ihren Dienst zu tun. Ein Arzt erklärte vor der Presse, ihm sei der Zutritt verweigert worden. Als Vorsichtsmaßnahme gegen Polizeiinfiltranten hatten wir jedermann, der das Krankenhaus betreten wollte, gebeten, sich in eine Liste einzutragen, und jedermann hatte Verständnis

[11] HRUM wurde im Oktober 1969 als unabhängige Gewerkschaftsgruppe der schwarzen und puertoricanischen Krankenhausarbeiter gegründet und operierte seitdem eng mit der Black Panther Party und den Young Lords. Heute ist HRUM Mitglied der Arbeiterföderation der YLP (Federation of Puerto Rican Workers). Die Mehrzahl der Mitglieder und der Führung von HRUM sind Frauen, da auch 90 Prozent der Krankenhausarbeiter Frauen sind. HRUM gab sich ein 10-Punkte-Programm, das auf den Aufbau eines sozialistischen Gesundheitswesens zielt.

[12] Lincoln Hospital wurde am 14. Juli 1970 zum ersten Mal besetzt.

für diese Maßnahme. Dieser eine Arzt aber, der Leiter der Abteilung für Chirurgie war, weigerte sich, seinen Namen auf die Liste zu setzen, und deshalb ließen wir ihn nicht rein. Er verglich unsere Sicherheitsvorkehrungen mit Maßnahmen aus der Nazi-Zeit in Deutschland, und die Presse bauschte das mit der Absicht auf, uns vom Volk zu isolieren. Trotzdem war die Anteilnahme der Bevölkerung überwältigend. Jedermann wußte ja, daß Lincoln Hospital ein Metzgerladen war. Hier war die erste Frau gestorben, nachdem die Abtreibung in New York City legalisiert worden war.[13] Die Frau starb, da der Arzt, der die Abtreibung ausführte, sich nicht die Mühe machte, ihre Krankheitskarte anzusehen. Während der Abtreibung erlitt sie einen Asthma-Anfall, und der Arzt spritzte ihr eine Salzlösung. Hätte er ihre Karte gekannt, hätte er wissen müssen, daß diese Frau auch ein Herzleiden hatte und die Salzlösung tödlich sein mußte. Ganz allgemein war das Abtreibungsprogramm in Lincoln Hospital völlig unzulänglich. Die Einrichtungen reichten nur für täglich zwei Eingriffe, aber auf der Warteliste standen über 500 Frauen. Außerdem war der Raum, in dem die Abtreibungen vorgenommen wurden, kein steriler Operationssaal. Es war ein Raum, der vordem als Lager benutzt worden war.

Wir blieben etwa zwölf Stunden lang in dem Krankenhaus. Wir hatten es morgens um 6 Uhr besetzt. Gegen 6 Uhr abends umstellten fünf oder sechs Busladungen von Polizisten in voller Aufruhrausrüstung das Krankenhaus und setzten uns ein Ultimatum, das Gebäude zu verlassen oder anzugreifen. Wir wußten, daß die Patienten im Falle eines Angriffs in Gefahr waren und es eine böse Prügelei geben würde. Außerdem waren viele Gemeindemitglieder und Kinder in dem Gebäude. Also baten wir alle, das Krankenhaus zu verlassen, ausgenommen die Mitglieder der Organisationen, die die Besetzung durchgeführt hatten. Wir setzten uns zusammen und beratschlagten, was wir tun sollten. Wir beschlossen, das Krankenhaus nicht zu verteidigen, denn wir hatten unseren Standpunkt politisch klargemacht und eine ganze Menge Publizität erhalten. Es war das erstemal in diesem Land, daß ein Krankenhaus besetzt worden war. Wir hielten einen Stellungskampf für hoffnungslos, besonders gegen eine Polizeimacht, die uns technisch haushoch überlegen war. Wir hatten uns zu entscheiden, ob wir einen politischen oder einen militärischen Sieg wollten. Und es war offensichtlich, daß wir keinen militärischen Sieg erringen konnten. Wir glaubten jedoch, daß wir politisch einen Sieg errungen hatten. Dennoch wollten wir uns nicht einfach ergeben. Wir teilten der Presse mit, daß wir

[13] Das Gesetz, das die Abtreibung in New York City legalisierte, trat am 1. Juli 1970 in Kraft. Carmen Rodriguez, 31 Jahre, starb am 17. Juli 1970.

entschlossen seien, das Krankenhaus zu halten und sich die Polizei den Zugang schon erkämpfen müsse. Wir verriegelten die Türen und trafen Vorkehrungen für einen Angriff, aber in der Zwischenzeit hauten wir einer nach dem anderen ab, durch Hintertüren und Fenster, über Dächer und Zäune. Und als die Polizei das Krankenhaus schließlich stürmte und durch die Fenster einstieg, war keiner von uns in dem Gebäude. Wir erhielten eine ungeheuer positive Presse. Einerseits hatten wir die Konfrontation vermieden, zum anderen die Polizei ganz schön bloßgestellt. Denn diese stürmten das Krankenhaus mit etwa 300 Mann wie die Wilden, rissen den Patienten die Decken vom Bett, um zu sehen, ob wir uns darunter versteckt hielten, und es war geradezu lächerlich wie in einem Filmschwank, mitanzusehen, wie 100 Polizisten auf das Dach rannten, um zwei Dinge herunterzureißen: das eine war eine puertoricanische Flagge, das andere ein Transparent mit der Aufschrift ›Welcome to the People's Hospital‹ (›Willkommen im Volkskrankenhaus‹).

Nach der Krankenhausbesetzung nahmen die Polizei-Repressionen gegen uns weiter zu. Es sah ganz danach aus, als wollten sie uns dafür zurückzahlen, daß wir sie in den Augen der Öffentlichkeit so bloßgestellt hatten. Unser Büro in der Longwood Avenue in den South Bronx wurde mit einem Sprengkörper in Brand gesetzt, durch zwei weiße Männer, die nicht identifiziert werden konnten. Die einzigen Weißen, die in diese Gemeinde kommen, sind Bullen, und wir halten die Polizei für die Initiatoren dieses Anschlags. Die Polizei sagt zwar, wir machen doch keine solchen Anschläge, doch es gibt eine Reihe Beispiele dafür. Unser Büro in Newark, New Jersey, wurde von der Polizei in Brand gesteckt, und andere Organisationen der Bewegung in den USA haben dasselbe erlebt.

Kurz nach der Besetzung von Lincoln Hospital veranstalteten wir in New York eine Studentenkonferenz, an der sich über eintausend Studenten beteiligten.[14] Wir sahen, daß unser Volk zersplittert war, und wir wollten versuchen, das zu überwinden. Studenten von den Universitäten hatten keine Beziehung zu den Studenten an Highschools, Highschoolstudenten hatten keine Beziehung zu ihrer Gemeinde, die Arbeiter hatten keine Beziehung zu den Lumpen, und die Lumpen waren von jedermann isoliert, weil sie, um überleben zu können, jedermann bestehlen mußten. Und wir sahen, daß wir all diese Spaltungen überwinden mußten, wenn wir unsere Selbstbestimmung hier in den Vereinigten Staaten und die nationale Befreiung unseres Heimatlandes Puerto Rico erreichen wollten. Deshalb beriefen wir diese Konferenz ein und

[14] Die ›Puerto Rican Student Conference‹ fand am 22./23. September 1970 in der Columbia University in New York City statt.

setzten in Zusammenarbeit mit der ›Puerto Rican Student Union‹[15] die Richtung der Studentenbewegung für die folgenden Jahre fest. Die Konferenz war ein großer Erfolg, und wir begannen, den Kampf in den Schulen wieder mit dem Kampf in den Gemeinden zu verbinden. Die Vergangenheit hat immer wieder bestätigt, daß Mitglieder ethnischer Gruppen ihre Identität verlieren, sobald sie den Sprung in die Hochschulen schafften. Das Ziel des Bildungssystems liegt ja darin, diese Leute zu sozialisieren, sie zu Mittelklasse-Amerikanern zu machen und bürgerliche Wünsche in ihnen zu erwecken. Wir wollten dem entgegenwirken, denn wir brauchen die Fähigkeiten, die unsere Leute an den Hochschulen erwerben, für unsere Gemeinden. Sie sollen diese Fähigkeiten zu uns zurückbringen und nicht in den Vororten ein individualistisches Leben führen und die Gemeinde vergessen, aus der sie stammen.

Wir fingen damit an, in verschiedenen Schulen Vorträge und Diskussionen zu veranstalten. Damit wurde die Frage aufgeworfen, welche Macht Studenten haben, denn die Verwaltung versuchte immer, uns von der Schule fernzuhalten. Aber die Studenten wollten uns hören, und in einer Reihe von Schulen gab es Unruhen und Polizeieinsätze, weil die Verwaltung den Studenten das Recht verweigerte, uns zu hören. Andere Rebellionen entzündeten sich an der Frage, ob Studenten das Recht haben, Literatur der Young Lords Party und der Black Panther Party zu vertreiben. Dieser Kampf setzt sich bis heute fort. In einigen Schulen wurde er gewonnen, in anderen dauert er an. Doch der Prozeß der Konsolidierung unseres Volkes ist bereits so weit fortgeschritten, daß die ›Puerto Rican Student Union‹ Bestandteil der Young Lords Party geworden ist.

Der Frage des Gefängniswesens in den Vereinigten Staaten begannen wir uns erst anzunehmen, nachdem eines unserer Mitglieder am 15. Oktober 1970 in den ›Tombs‹[16] in New York City getötet wurde. Sein Name war Julio Roldan. Er wurde nach einer Müllverbrennungsaktion in El Barrio verhaftet und von der Polizei als einer der Gemeindeorganisatoren identifiziert. Mit ihm wurde unser Feldkapitän Bobby Lemus verhaftet, und beide wurden in das Gefängnis gebracht. Am nächsten Morgen erhielten wir ein Telegramm, dessen Wortlaut besagte, daß Julio sich im Gefängnis selbst getötet

[15] Die ›Puerto Rican Student Union‹ (PRSU) wurde auf Initiative puertoricanischer Studenten des Lehman College, Bronx, im Dezember 1969 gegründet. Sie beteiligte sich an den Besetzungen der First Spanish Methodist Church und des Lincoln Hospitals.

[16] ›Tombs‹ (›Gräber‹): allgemein gebräuchliche Bezeichnung für das ›Manhattan House of Detention‹, die in etwa die miserablen Verhältnisse in dieser Strafanstalt trifft, die mehrfach zu Rebellionen der Insassen führten.

habe. Aber wir wissen, daß das eine Lüge ist. Revolutionäre töten sich nicht selbst, und wenn wir ins Gefängnis geraten, wissen wir, daß wir dort zu organisieren haben. Wir wissen genau, was wir zu tun haben. Man ist ein Revolutionär, wo immer man sich befindet, ob in der Gemeinde oder im Gefängnis. Denn wir haben dort zu arbeiten, wo unsere Leute sind. Wir wissen, daß sich Julio nicht selbst getötet hat, sondern daß er getötet wurde. Historisch gesehen haben alle der faschistischen Regierungen in den Vereinigten Staaten dasselbe getan: Politische Gefangene werden eingekerkert, und dann fallen sie auf mysteriöse Weise die Treppe herunter, erhängen sich oder bekommen eine Lungenentzündung und sterben. Wir haben oft genug erlebt, daß Leute im Gefängnis getötet wurden und man die Sache dann vertuschte. Aber nach Julios Tod — das war das erstemal, daß eines unserer Mitglieder getötet wurde — waren wir wirklich aufgebracht, und ebenso die Leute in all den Bezirken, in denen wir arbeiteten. Jedermann wollte wissen, was wir tun würden, und die Polizei wartete auf unsere Reaktion. Die Zahl der Polizeistreifen in den Bezirken, in denen wir Niederlassungen hatten, wurde verdoppelt und verdreifacht. Es stand sogar in den Zeitungen, daß die Polizei in Erwartung eines Aufruhrs verstärkt worden war.

Wir veranstalteten einen Begräbnismarsch für Julio, und am Ende des Marsches besetzten wir die First Spanish Methodist Church zum zweiten Mal. Diese Aktion wurde durch mehrere Faktoren bestimmt. Einmal hatte die Kirche ihr zehn Monate altes Versprechen, ein Frühstücksprogramm und eine Kindertagesstätte einzurichten, noch immer nicht eingelöst. Das andere war die Tatsache, daß diese Kirche zum Symbol unseres Kampfes um die Kontrolle unserer Gemeinden und ihrer Institutionen geworden war. Deshalb besetzten wir die Kirche erneut und trugen unsere Forderungen vor. Etwa zweitausend Leute hatten sich an dem Begräbnismarsch beteiligt und rund fünfhundert drangen in die Kirche ein. Der Rest wartete vor der Kirche. Aber im Unterschied zu der ersten Besetzung waren wir bei dieser Übernahme bewaffnet. Und der Grund dazu war einfach der, daß wir gesehen hatten, wie wenig die liberalen Politiker noch in der Lage waren, die Polizei von New York City im Zaum zu halten. Die Prügeleien hatten sich derart zugespitzt, daß man von Folterungen sprechen konnte, sobald man zur Polizeiwache geschleppt und dort stundenlang mißhandelt wurde. Und wir hatten gesehen, daß sie auch nicht davor zurückschreckten, zu töten.

Wir wollten nicht länger hinnehmen, daß unsere Leute mißhandelt wurden und sahen die Notwendigkeit, unseren Kampf auf einer höheren Ebene fortzusetzen. Gleichzeitig wußten

wir, daß wir noch nicht zum bewaffneten Kampf übergehen konnten. Wir erklärten also dem Volk, daß wir die Waffen lediglich als Mittel zur Selbstverteidigung trugen und sie nicht einsetzen würden, wenn nicht ein Angriff auf die Kirche stattfände. Wir waren überrascht, wie positiv und einsichtig die Leute auf diese Erklärung reagierten. In unseren Gemeinden gibt es eine Unmenge von Waffen. Das Problem bestand nur darin, daß die Waffen gegen die eigenen Leute gerichtet wurden und niemand analysierte, wer unser wirklicher Feind ist. Viele Leute rannten nach Hause und brachten Waffen zur Kirche, aber wir forderten sie auf, wieder damit nach Hause zu gehen. Sie versicherten uns, daß wir im Falle eines Angriffs mit der Unterstützung der Gemeinde rechnen konnten und daß sie uns von ihren Häusern aus helfen würden, uns zu verteidigen. Es war ein unglaublicher Eindruck, die Leute mit ihren Gewehren auf den Straßen herumlaufen zu sehen. Aber wir hatten uns darüber im klaren zu sein, daß das nicht der Ausbruch der Revolution war, wie einige Leute glaubten. Leute aus der Bewegung in New York City waren für eine Weile ganz außer sich, weil sie glaubten, der Ausbruch des bewaffneten Kampfes in einem Segment von New York stünde bevor, und sie analysierten bereits, welche Position sie einnehmen sollten. Wir hatten jedermann klarzumachen, daß das nicht der Beginn eines bewaffneten Aufstandes in El Barrio war. Das war der Anfang der Selbstbewaffnung des Volkes, um sich gegen Angriffe zu verteidigen.

Die Polizei hielt sich aus unserem Bezirk heraus. Der erste Polizeitrupp, der einzurücken versuchte, wurde von der Bevölkerung angegriffen und zurückgetrieben. Die Situation war äußerst gespannt und die Politiker waren nervös, denn es war die Zeit des Wahlkampfes, und niemand mochte sich ein Blutbad leisten. Wir waren fest entschlossen, die Kirche nicht aufzugeben. Wir richteten unsere Forderungen an die Stadtverwaltung und verlangten eine Untersuchung des Gefängniswesens durch eine neutrale Gruppe Geistlicher. Außerdem forderten wir die Einrichtung eines Rechtsverteidigungszentrums für die amerikanischen Bürger der Dritten Welt in New York.

Wir hielten die Besetzung der Kirche über zwei Monate lang aufrecht. Der Bürgermeister sagte, er hätte keinen Grund anzunehmen, daß unsere Gewehre geladen seien und er deshalb keine Polizei zu schicken brauche. Die Leitung der Kirche lag in den Händen eines neuen Geistlichen. Der Exilkubaner war entlassen worden, und sein Nachfolger war ein Puertoricaner, der uns in seiner Kirche willkommen hieß. Das änderte die Situation von Grund auf und wir hatten wenigstens nicht mehr gegen die Kirche zu kämpfen. Sämtliche puertoricani-

schen Organisationen in New York wie im ganzen Land unterstützten uns. Sie verurteilten zwar alle die Tatsache, daß wir bewaffnet waren, aber sie hielten die Besetzung der Kirche für richtig und stimmten darin zu, daß Julio getötet worden war. Zum erstenmal bildeten wir eine Vereinigte Front, die die Klassenschranken in unserer Gemeinde niederriß. Dieses Mal schaffte es das Establishment nicht, die bürgerlichen puertoricanischen Führer vom Volk abzuspalten. Und wegen dieser Vereinigten Front waren wir unangreifbar. Wir hielten die Kirche, richteten Programme ein, und es gab einige geringere Verbesserungen im Gefängnissystem.
Schließlich räumten wir die Kirche wieder. Eine Reihe von Dingen, die sich gegen Ende der Besetzung abzeichneten, mußten von uns selbstkritisch verarbeitet werden. Wir hatten nicht genug Nachdruck hinter die Programme gesetzt und es versäumt, allgemeine Unterstützung für sie zu gewinnen. Deshalb haben einige der Programme das Aufbaustadium nie richtig überschritten. Auf der anderen Seite bemerkten wir, daß das Volk bereits begonnen hatte, sich über die Programme hinaus zu bewegen und nach einem anderen Typ der Gemeindeorganisation Ausschau hielt. Nicht, daß sie nun alles abgelehnt hätten, aber was wir machten, war einfach nicht mehr genug, um eine Gemeinde zu mobilisieren. Der Hauptfehler lag aber bei uns, und das mußten wir selbstkritisch verarbeiten. Wir setzten nicht genug Nachdruck hinter die Programme, also starb das Interesse an der Kirche ab; die Massenmedien berichteten nicht mehr darüber und das führte zu einer allgemeinen Stagnation. Deshalb gaben wir die Kirche nach zwei Monaten wieder auf. Aber sie steht noch immer im Zentrum unserer Gemeinde. Inzwischen sieht sie wie eine kleine Festung aus, mit Stahlgittern vor den Fenstern und Türen, denn man erwartet eine dritte Besetzung, und wir können mit Sicherheit voraussagen, daß sich irgendeine Organisation in unserer Gemeinde dieser Kirche in der Zukunft wieder einmal annehmen wird.

Der Bruch mit Chicago und der Aufbau einer nationalen Partei

Etwa im Januar 1970 sahen wir die Notwendigkeit, eine nationale Partei zu werden und uns von der ›Young Lords Organization‹ in Chicago zu trennen. Anlaß dazu war die Beschäftigung mit der Frage, wie unsere Nation gespalten worden ist. Unser Volk wird nicht nur wie andere Völker durch Klassenbarrieren gespalten, sondern es ist auch geographisch

und physisch geteilt worden. Zwei Drittel unseres Volkes leben auf Puerto Rico, das andere Drittel ist während der ›Operation Bootstrap‹ in den vierziger Jahren in die Vereinigten Staaten gebracht worden. ›Operation Bootstrap‹ geht ganz einfach auf den Wunsch amerikanischer Investoren zurück, Puerto Rico als eine Quelle billiger Arbeitskräfte und hoher Profite auszunutzen. Ihr Erfolg wurde möglich, indem puertoricanische Verräter mit amerikanischen Kapitalisten Hand in Hand arbeiteten, um die Kontrolle über das Land zu gewinnen. Gemäß ›Operation Bootstrap‹ konnten amerikanische Gesellschaften Niederlassungen auf Puerto Rico einrichten und 17 Jahre lang steuerfrei bleiben. Das sollte ein Anreiz zur Expansion amerikanischen Kapitals sein. Außerdem gibt es auf Puerto Rico keine festgesetzten Mindestlöhne, so daß die Arbeitskraft billig ist. In Verbindung damit muß man sehen, daß damals auch in den Vereinigten Staaten billige Arbeitskraft gebraucht wurde. Außerdem mußte man das Land von überschüssiger Bevölkerung frei machen, das die amerikanische Gesellschaft für ihre Expansion benötigte. Also ermutigte man die Puertoricaner, in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Meine Eltern erzählten mir, daß damals überall in Puerto Rico Plakate zu sehen waren: »Kommt in die Vereinigten Staaten, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, guter Wohnungen und guter Arbeitsplätze.« Viele Leute kamen in die Vereinigten Staaten, aber was sie hier fanden, war nicht das Gold auf der Straße, sondern Armut, Rassismus und Arbeitslosigkeit. Sie machten die Erfahrung, daß sie hier die unterste Schicht ungelernter Arbeitskräfte bildeten. Gleichzeitig expandierten amerikanische Gesellschaften so weit, daß heute 85 Prozent des puertoricanischen Handels durch nordamerikanisches Kapital kontrolliert werden.[17]

Die Puertoricaner in den Vereinigten Staaten waren über eine Reihe verschiedener Gebiete verstreut. Die stärkste Konzentration war an der Ostküste mit allein einer Million Puertoricanern in New York City. Aber überall gab es puertoricanische Gemeinden, um die sich niemand kümmerte. Deshalb sahen wir, daß wir uns über das Konzept einer Gemeindeorganisation hinaus entwickeln und eine nationale Partei aufbauen mußten, die unser Volk überall in den Vereinigten Staaten zusammenfaßte, um unseren Kampf vereint fortzusetzen. Und wir sahen, daß wir dazu mehr Nachdruck auf zwei Dinge legen mußten. Das eine war Disziplin, und das

[17] Die Beherrschung des puertoricanischen Marktes durch amerikanische Gesellschaften geht so weit, daß beispielsweise die gesamte Rohzuckerproduktion zollfrei in die USA exportiert, dort verarbeitet und für den Bevölkerungsbedarf verzollt wieder nach Puerto Rico eingeführt werden muß. 95 Prozent des Fischbedarfs müssen aus Importen gedeckt werden, da Puerto Rico keine eigene Fischereiflotte besitzen darf.

zweite politische Bildung. Disziplin im Sinne von: wenn wir wirklich etwas erreichen wollen, müssen wir Festigkeit haben, müssen wir uns mit dem Egoismus in uns selbst auseinandersetzen, müssen wir die kleinbürgerlichen Tendenzen in uns bekämpfen, müssen wir uns mit unserer eigenen Subjektivität befassen. Und wenn wir Revolutionäre sein wollen, müssen wir uns noch mit einer ganzen Reihe anderer Dinge auseinandersetzen. Und der einzige Weg, wie wir damit zurechtkommen konnten, lag darin, eine disziplinierte Organisation aufzubauen, mit einer Struktur, die den Leuten ihren Bewegungsspielraum absteckte. Das andere war die Einsicht, daß wir eine ganze Menge lernen mußten. Ursprünglich waren wir so vorgegangen, daß einer Che Guevara las, ein anderer über die kubanische Revolution, wieder ein anderer las Mao, und einige lasen über die Arbeitskämpfe der ›Wobblies‹, der ›Industrial Workers of the World‹[18], zu Beginn dieses Jahrhunderts. Aber wir hatten uns noch nicht darangesetzt, unsere Studien zu systematisieren und aus der Geschichte der Revolutionen zu lernen. Doch wir sahen, daß das einfach nötig war. Die Gruppe in Chicago sah diese Notwendigkeit nicht ein, und deshalb entwickelten sich Widersprüche zwischen uns. Wir wollten eine nationale Partei aufbauen und wußten, daß wir dazu eine strikte Disziplin brauchten und unsere politischen Bildungsprogramme ungeheuer intensivieren mußten. Die Gruppe in Chicago wollte eine Gemeindeorganisation bleiben, und die Arbeit, die sie leistet, ist gut. Wir betrachten uns noch immer als Kameraden im selben Kampf. Aber wir hatten unterschiedliche Auffassungen über die Zukunft und die Notwendigkeit einer nationalen Befreiungspartei. Und das war der Grund, warum wir uns von Chicago trennten.

Im Mai 1970 änderten wir unseren Namen in ›Young Lords Party‹ und fingen damit an, sämtliche puertoricanischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten zu organisieren. Wir haben Kontakte zu fast allen Gemeinden, aber nicht überall konnten wir Büros einrichten. Die Ausbildung von Kadern kostet Zeit, und es war ein Fehler von uns, daß wir anfangs Leute einsetzten, die nicht genügend Erfahrung in der Organisation einer Gemeinde hatten. Daran scheiterte eine Reihe von Programmen, die wir in verschiedenen Gemeinden aufzubauen versuchten. Doch inzwischen haben wir eingesehen, wie wichtig und schwierig, aber auch wie notwendig es ist, Kader auszubilden, wenn man eine revolutionäre Organisation schaffen will. Und ein Teil unseres Nachdrucks hinsichtlich der Bedeutung der politischen Bildung rührt aus dieser

[18] ›Industrial Workers of the World‹ (IWW), 1905 gegründete anarcho-syndikalistische Gewerkschaftsbewegung, die militante Streiks durch direkte Aktionen statt durch politischen Kampf organisierte.

Erfahrung. Wir wissen, daß das nicht nur eine Sache des Bücherwissens und der Entwicklung von Theorien ist, sondern was wir brauchen, ist eine Verbindung von Theorie und Praxis. Das Volk wird uns durch seine Praxis helfen, unsere Ideen weiterzuentwickeln und zu korrigieren. Wir haben eine Menge nachgeholt und unsere Studien systematisiert. Und wir würden sagen, daß wir jetzt eine marxistisch-leninistisch-maoistische Organisation sind. Ursprünglich konzentrierten wir uns fast ausschließlich auf Mao und die Revolutionen in der Dritten Welt. Aber über Mao kamen wir zu Marx und Lenin und fanden, daß alles, was wir gelesen hatten, auf einen Ursprung zurückgeht: auf Marx und Lenin und den dialektischen und historischen Materialismus.

Eines unserer Probleme besteht darin, daß wir dem Volk bisher nicht sagen konnten, wir sind Marxisten-Leninisten, wir sind Maoisten. Denn in den Vereinigten Staaten gibt es eine große, von der Regierung und den Massenmedien geschürte Angst vor dem Kommunismus. Deshalb sagen wir nicht, wir sind Marxisten-Leninisten, wir sind Maoisten. Wir glauben, daß das auch nicht nötig ist, denn das Volk sollte uns in erster Linie an unserer Praxis messen. Wir haben politische Seminare für die Gemeinde, und darin sprechen wir über Dinge, die wir gelernt haben. Aber wir sagen nicht, das ist Marx, das ist Lenin, das ist der Vorsitzende Mao, das ist Le Duan[19]. Wir sagen, das sind die Dinge, die wir gelernt haben; wie man organisiert, wie man sich gegenüber den Bedürfnissen des Volkes verhält, wer unser Feind ist, was Klassengegensätze sind. Und wir glauben, daß die Leute das Schritt für Schritt akzeptieren werden. Das Wort ›Kommunismus‹ würde sie nur abschrecken, und deshalb haben wir vermieden, es zu gebrauchen.

Oberstes Führungsgremium der Partei ist das Zentralkomitee. Es besteht aus sechs Mitgliedern, dem Verteidigungsminister, dem Informationsminister, zwei Feldmarschällen (einen für die Vereinigten Staaten und einen für Puerto Rico), dem Stabsminister und dem Minister für wirtschaftliche Entwicklung. Der Minister für wirtschaftliche Entwicklung ist identisch mit unserem früheren Finanzminister, und wir haben diese Bezeichnung gewählt, als uns klar wurde, daß wir über die Revolution in Puerto Rico sprachen, was bedeutet, daß wir eine Regierung aufbauen müssen, sobald die Amerikaner von unserer Insel vertrieben sind. Das ist nicht mehr nur eine Frage der Finanzen. Wir müssen uns darauf vorbereiten, wie

[19] Le Duan, Erster Sekretär des Zentralkomitees der Partei der Werktätigen Vietnams. Seine Analyse ›Die Vietnamesische Revolution. Grundlegende Probleme und wesentliche Aufgaben‹ (Hanoi 1970) gilt unter der amerikanischen Linken als Standardwerk. Deutsche Ausgabe: Verlag Rote Fahne, Berlin 1971.

unsere Nation wirtschaftlich entwickelt werden kann. Deshalb haben wir das Ministerium für wirtschaftliche Entwicklung geschaffen, und die Leute in ihm kümmern sich nicht mehr nur um die Finanzierung der Parteiaktivitäten. Unsere langfristigen Ziele bestehen darin, zu lernen, wie man ein Land regiert, wie man die ökonomische Basis für ein sozialistisches Land schafft.

Ursprünglich hatten wir neben dem Zentralkomitee einen Vorsitzenden. Der erste Vorsitzende war Felipe Luciano[20]. Er wurde aus dieser Position zurückgezogen, als wir bemerkten, daß wir ihn dadurch, daß wir ihm diese Position gaben, vom Volk isoliert hatten. Und das ist es doch gerade, woher wir unsere Stärke beziehen: daß wir unter dem Volk sind und von ihm lernen. Was aber mit Felipe geschah: er war in die Position eines Public-Relations-Managers gedrängt worden und die meiste Zeit mit den Massenmedien und anderen Organisationen beschäftigt. Er hatte keine Zeit mehr, unter dem Volk zu arbeiten, und seine politische Weiterentwicklung ist dadurch sehr gehemmt worden. Deswegen haben wir ihn aus dieser Position zurückgezogen, und seitdem haben wir keinen Vorsitzenden mehr. Wir sind nun dabei, das Konzept der kollektiven Führerschaft voranzutreiben, statt uns auf ein Individuum zu verlassen, das die letzten Entscheidungen trifft. Das Kollektiv soll Entscheidungen fällen, so daß wir das Urteilsvermögen von sechs Leuten haben, die ihr Wissen, ihre Erfahrungen und politischen Kenntnisse beisteuern, um zu einer Entscheidung zu gelangen.

Das amtierende Zentralkomitee fällt sozusagen die letzten politischen Entscheidungen. Wenn das aber die einzigen Mitglieder wären, die in Entscheidungsfällen ein Wort mitzureden haben, wäre unsere Partei völlig zentralistisch. Wir bezeichnen uns aber als demokratisch-zentralistische Partei, und deshalb gibt es neben dem Zentralkomitee den sogenannten Nationalen Stab (national staff), der eine zweite Führungsebene bildet. Jedes Mitglied des Nationalen Stabes untersteht einem unserer Minister. In New York City gibt es außerdem den sogenannten Zentralen Stab (central staff), der sich aus je einem Vertreter unserer Sektionen zusammensetzt, der Arbeiterföderation, dem Frauenverband, der Lumpenorganisation usw. sowie einem Vertreter der Gemeindebüros, die wir in verschiedenen Bezirken von New York City unterhalten.

Für unsere Niederlassungen außerhalb New Yorks, in Phila-

[20] Bis zur Verselbständigung der ›Young Lords Party‹ im Mai 1970 trug Felipe Luciano die Bezeichnung ›East Coast Regional Chairman Young Lords Organization‹, später ›Chairman Young Lords Party‹. Er wurde Ende August 1970 aus dieser Position zurückgezogen. Die Parteizeitung *Palante* der YLP vom 11. September 1970 enthält eine Notiz mit der Begründung dieser Entscheidung durch das Zentralkomitee.

delphia und Bridgeport[21], haben wir sogenannte Ortsgruppenoffiziere (branch officers). Das gleiche gilt für unsere beiden Niederlassungen auf Puerto Rico. Auf Puerto Rico gibt es außerdem ebenfalls einen Zentralen Stab, der von den Ortsgruppenoffizieren gewählt wird und die Aktivitäten für die gesamte Insel plant. Die Ausführung dieser Aktivitäten ist aber Aufgabe der Ortsgruppenoffiziere.

Nur ein Beispiel für die Entscheidungsfällung nach dem Prinzip des demokratischen Zentralismus: Als wir darüber diskutierten, ob wir nach Puerto Rico expandieren sollten, meinte das Zentralkomitee in New York, daß das eine politisch notwendige Entscheidung sei. Sie stellten die Pros und Contras zusammen und gaben das Papier an die anderen Parteiebenen weiter. Auf jeder Ebene wurde dieses Papier diskutiert, und jedes Mitglied konnte seinen Standpunkt darlegen. Die Leute, die für die Ausdehnung der Partei nach Puerto Rico eintraten, befaßten sich damit, wie wir diesen Plan realisieren konnten; wie wir etwa die ökonomischen Voraussetzungen schaffen konnten, das Training von Kadern ausbauen konnten und so fort. Und diese Vorschläge gingen wiederum an die Kader und einfachen Mitglieder weiter, wurden dort diskutiert, und jeder hatte die Möglichkeit, seine Meinung dazu zu sagen. Das schien uns wichtig, denn dies waren die Leute, die den engsten Kontakt zu der Gemeinde hatten. Schließlich gingen alle Vorschläge an das Zentralkomitee zurück, das die endgültige Entscheidung traf, daß wir nach Puerto Rico expandieren und wie wir das anstellen würden.

Dieser Prozeß beansprucht Zeit. Demokratischer Zentralismus beansprucht Zeit. Demokratie beansprucht Zeit. Und es gibt Situationen, in denen die Partei völlig zentralistisch geleitet werden muß. Das ist der Fall, wenn militärische Situationen eintreten und schnelle Entscheidungen getroffen werden müssen. Sobald Konfrontationen auftreten, gibt es keinen demokratischen Zentralismus und keine Diskussion mehr. Dann wird die Partei völlig zentralistisch, und eine Kette der Befehlsgewalt tritt in Kraft, nach der die Offiziere der Partei Anweisungen erteilen, die nicht in Frage gestellt werden dürfen. In militärischen Situationen hängt das Leben der Leute von schnellen Entscheidungen ab. Aber die Leute haben genug Vertrauen zu ihren Führern, denn die Führer sind alle aus dem Volk hervorgegangen. Sie sind nicht vom Himmel gefallen. Es sind die Leute, die sich in der Partei hochgearbeitet und durch ihre Praxis bewiesen haben, daß sie die Fähigkeit haben, korrekte Entscheidungen zu fällen und andere Menschen zu führen.

[21] In Philadelphia, Pennsylvania, leben rund 100 000 Puertoricaner; in Bridgeport, Connecticut, rund 30 000.

Es ist sehr schwierig, eine demokratisch-zentralistische Struktur aufrechtzuerhalten, denn sie kann sich leicht in zwei Richtungen entwickeln. In einigen Organisationen finden wir Tendenzen, die in eine ultrademokratische Richtung weisen. Dort gibt es lange Versammlungen, Diskussionen um jede Belanglosigkeit und Abstimmungen über jede Frage. Andere Organisationen tendieren zu einem totalen Zentralismus. Dort haben noch nicht einmal die Kader ein Stimmrecht. Sie sind lediglich Vollzugsfiguren. Wir wollen keines dieser Extreme, denn die Nation, die wir aufbauen wollen, soll nicht eine Gesellschaft sein, in der nur eine kleine Gruppe von Führern bestimmt und das Volk keine Entscheidungsbefugnis über sein Leben hat. Deshalb müssen wir ständig auf der Hut sein, nicht in Ultrademokratie oder völligen Zentralismus zu verfallen. Aber unsere Kritik und Selbstkritik hilft uns auch dabei. Wir haben diese Kritik und Selbstkritik derart ausgebaut, daß wir Versammlungen veranstalten, zu denen wir die gesamte Gemeinde einladen, um Kritik an unserer Arbeit zu üben oder Verbesserungsvorschläge vorzubringen.

Als wir nach Puerto Rico expandieren wollten, sahen wir als erstes die Notwendigkeit, unsere ökonomische Basis zu verstärken. In Puerto Rico sind die Lebenshaltungskosten um 25 Prozent höher als in den Vereinigten Staaten; die Löhne liegen aber um ein Drittel unter denen in den USA. Man verdient weniger, muß aber mehr auf den Tisch legen, um zu überleben. Wenn wir also Leute rüberschicken wollten, mußten wir sie unterstützen. Wir starteten eine Kampagne, um Geld aufzutreiben, veranstalteten Benefize und erhielten zahlreiche Spenden. Wir kündigten unser Vorhaben, nach Puerto Rico zu expandieren, an und erklärten, daß dies der erste Versuch sei, das puertoricanische Volk wieder zu vereinigen und die Widersprüche aufzuheben, die daher rühren, daß wir so lange voneinander getrennt waren. Schließlich hatten wir genug Geld zusammen, um eine Gruppe nach Puerto Rico zu schicken.

Auf Puerto Rico selbst gab es seit langem eine revolutionäre Bewegung.[22] Das Problem bestand nur darin, daß die puerto-

[22] 1922 war die Nationalist Party gegründet worden, 1946 PIP (Partido Independista Puertoriqueno), 1956 FUPI (Federacion de Universitarios Pro Independencia), 1959 MPI (Movimiento Pro Independencia). MPI hat seit 1962 auch Niederlassungen in New York, versteht sich selbst als ›vanguard party‹ und hat sich anläßlich eines Kongresses im November 1971 in ›Puerto Rican Socialist Party‹ (PSP) umbenannt. Sie strebt den Aufbau einer puertoricanischen Arbeiterpartei an. Außerdem gibt es auf Puerto Rico die Untergrundorganisationen CAL (Commandos Armados para la Liberacion) und MIRA (Movimiento Independentista Revolucionario Armado). CAL hat u. a. das amerikanische Touristenviertel Condado Beach auf Puerto Rico zur Kriegszone erklärt und zahlreiche Bombenanschläge gegen Hotels verübt. MIRA hat eigenen Schätzungen zufolge durch Sabotageakte bisher mehr als 14 Millionen Dollar an amerikanischem Eigentum zerstört, ohne daß auch nur ein Mitglied gefaßt werden konnte.

ricanische Bewegung unserer Meinung nach eine Politik der Niederlage und der Fehlschläge betrieb, indem sie nicht schöpferisch genug war. Sie mobilisierte das Volk für Demonstrationen, die regelmäßig zerschlagen wurden. Viele Leute sind verhaftet worden, und niemals hatte es einen Sieg gegeben, so daß das Volk entmutigt wurde. Die Führer der Bewegung folgten noch immer den alten Schablonen und konnten nicht davon loskommen, was in den Lehrbüchern stand. Ein weiterer Grund für die Erfolglosigkeit der puertoricanischen Bewegung liegt nach unserer Auffassung darin, daß diese Bewegung von bürgerlichen Elementen dominiert wurde und niemals die Masse des Volkes erreichte. Die puertoricanische Bewegung hat niemals die Landbevölkerung oder die Arbeiter erreicht, und was die Lumpen betrifft, so erkennen die meisten Organisationen in Puerto Rico diese nicht einmal als eine Klasse an.

Deshalb schien es uns notwendig, nach Puerto Rico zu expandieren. Aber unsere erste Aufnahme seitens der puertoricanischen Bewegung war sehr kühl. Sie waren verärgert und meinten, Puerto Rico sei ihr Territorium und wir hätten hier nichts zu suchen. Einige Leute akzeptierten uns nicht einmal als Puertoricaner, weil wir in den Vereinigten Staaten aufgewachsen sind. Die Regierung schaltete sich in die Hetze gegen uns ein und behauptete, wir seien auf Kuba trainierte Terroristen und dafür bekannt, daß wir in den Vereinigten Staaten gegen die Polizei kämpften und eine Reihe vandalistischer Aktionen durchführten. So entstand auf Puerto Rico geradezu ein Klima der Hysterie.

Wir hatten geplant, uns am 21. März 1971 in Ponce an einer Demonstration zu beteiligen. Alljährlich gab es am 21. März einen Gedächtnismarsch in Erinnerung an das 1937 stattgefundene Massaker von Ponce, bei dem die Kolonialpolizei unter dem Befehl eines amerikanischen Gouverneurs offen in einen Demonstrationszug der Nationalistischen Partei feuerte, 20 Leute tötete und über 200 verletzte. Und eine Woche vor dem geplanten Gedächtnismarsch gab es eine Rebellion auf dem Campus der Universität von Puerto Rico in Rio Piedras. Ein Polizist und ein ROTC-Kadett wurden getötet.[23] Die Rebellion war durch einen Flügel linker Studenten ausgelöst worden, und das mobilisierte den rechten Flügel auf der Insel. Sie riefen nach Rache für die beiden Getöteten und kündigten an, den Gedächtnismarsch anzugreifen, falls dieser stattfinden

[23] Das ›Reserve Officer Training Corps‹ (ROTC) ist eine militärwissenschaftliche Abteilung zur Schulung von Offizieren, die an fast allen amerikanischen Universitäten etabliert ist und für die Studenten am sichtbarsten die Verknüpfung zwischen Universität, Forschung und Kriegswirtschaft repräsentiert. ROTC-Gebäude sind daher bevorzugte Angriffsziele und gingen vor allem nach dem Kambodscha-Einmarsch der USA im Mai 1970 massenweise in Flammen auf.

sollte. Daher war es nicht weiter verwunderlich, daß wir von niemandem auf der Insel Unterstützung erfuhren, ausgenommen von der Nationalistischen Partei. Das war die Partei von Albizu Campos. Die Nationalistische Partei der dreißiger Jahre hatte den bewaffneten Kampf zum einzigen Mittel erklärt, durch das sich die Befreiung Puerto Ricos erreichen ließe. Wir stimmen in vielen Dingen nicht mit der Nationalistischen Partei überein, aber wir betrachten uns als deren Kinder. Wir respektieren die Mitglieder der Nationalistischen Partei als einige unserer wichtigsten Helden in der Geschichte, die die Initiative ergriffen haben, das Volk zu organisieren und zu bewaffnen, um die Amerikaner aus Puerto Rico rauszuwerfen.

Zwei Dinge müssen wir an der Nationalistischen Partei besonders kritisieren: das eine ist ihre übertriebene Einschätzung der Alters- und Erfahrungsunterschiede, das andere ihr ›male chauvinism‹[24]. Viele Mitglieder der Nationalistischen Partei waren uns gegenüber sehr skeptisch, weil wir jünger und noch nicht so lange in den Kampf verwickelt sind. Deshalb glaubten sie, wir hätten weder Disziplin noch die notwendige Erfahrung. Die Person, die für unsere Operationen in Puerto Rico verantwortlich ist, ist Gloria Fontanez. Sie ist Feldmarschall der ›Young Lords Party‹ und eine Schwester. Nun gibt es aber eine Reihe nationalistischer Männer, die dem traditionellen Konzept des Machismo noch stark verhaftet sind und vergessen haben mögen, daß Lolita Lebron, Blanca Canales[25] und andere Schwestern an revolutionären Kämpfen beteiligt waren. In ihren Reden sprechen sie darüber, daß es die Pflicht des Mannes sei, unsere Insel zu befreien. Und natürlich hatten es diese Männer anfangs ganz schön schwer, mit Gloria zurechtzukommen. Außerdem hatte die Presse eine Menge Verwirrung gestiftet. Die wollte jedermann weismachen, daß wir nur eine Horde Wilder seien, oder Terroristen. Das war noch das Beste, das sie über uns sagen konnten.

Als wir in Ponce marschierten, schafften wir es aber doch, unsere Beziehung zur Nationalistischen Partei zu festigen. Wir marschierten in militärischer Formation, verhielten uns diszipliniert, sprachen nicht, alberten nicht herum, waren still

[24] ›male chauvinism‹ läßt sich ungenau mit ›Männlichkeitswahn‹ übersetzen und meint die übertriebene Männlichkeitsorientierung in Verbindung mit der Unterdrückung und Ungleichheit der Frau.

[25] Lolita Lebron und drei puertoricanische Kameraden hatten am 1. März 1954 im House of Representatives in Washington, D. C., das Feuer auf Politiker eröffnet, um Aufmerksamkeit für die Forderung nach Selbstbestimmung für das puertoricanische Volk zu erzwingen. Sie wurde zu 25–50 Jahren Haft verurteilt, die sie zur Zeit absitzt. Sie war Führerin der Nationalist Party Junta in New York.
Blanca Canales war an dem mißglückten puertoricanischen Aufstand von 1950 beteiligt. Unter ihrer Führung wurde die Stadt Jayuya von Aufständischen mehrere Tage lang gehalten. Sie wurde zu 16 Jahren Haft verurteilt.

und folgten den Anweisungen der Nationalistischen Partei. Die waren ganz schön überrascht und sahen, daß wir die Befreiung unseres Landes ernst nahmen. Seitdem hat sich unsere Beziehung sehr viel verbessert und wir arbeiten eng zusammen.
Als der Tag des Gedächtnismarsches herankam, waren wir ziemlich nervös und ängstlich. Wir hatten die Entscheidung getroffen, daß wir uns nicht bewaffnen würden. Falls wir angegriffen werden sollten, wollten wir uns so gut wie möglich verteidigen. Hätten wir uns bewaffnet und Waffen zu unserer Verteidigung benutzt, würden wir nur der Presse recht gegeben haben, die behauptete, wir seien eine Gruppe bewaffneter Terroristen. Wir hatten eine Unmenge Angst vor dem rechten Flügel und vor der Polizei. Und es gibt eine riesige Gemeinde von Exilkubanern in Puerto Rico. Diese beherrschen die Massenmedien fast vollständig. Deshalb gehört die antikommunistische Propaganda in Zeitungen und im Fernsehen hier zum täglichen Leben. Also waren wir ganz schön verängstigt, als wir uns an der Demonstration beteiligten. Wir wußten ja nicht, ob wir mit Unterstützung rechnen konnten und wie sich das Volk verhalten würde. Aber schließlich marschierten wir. Hunderte von Leuten säumten die Straßenränder und alles war ruhig. Es sah fast wie bei einem ›showdown‹ in einem alten Westernfilm aus. Alles war still und beobachtete uns. Das ging ganz schön an die Nerven. Gruppen von Rechten versuchten, uns zu provozieren und warfen mit allem möglichen nach uns. Hunderte von Polizisten waren da. Sämtliche Spezialeinheiten zur Aufruhrbekämpfung waren in Ponce zusammengezogen worden.
Schließlich erreichten wir die Kirche, und als wir sie betraten, stand dort ein Bruder, der als erster ein Zeichen gab. Er hob seinen Arm und zeigte uns die geballte Faust. Das machte uns wirklich Mut. Zumindest gab es eine Person, von der wir wußten, daß sie auf unserer Seite stand. Und als wir die Kirche wieder verließen, reagierte auch das Volk zum erstenmal. Es klatschte in die Hände und rief: »Que viva Puerto Rico libre«, »Lang lebe das befreite Puerto Rico«. Und das Volk fiel in unsere Reihen ein und marschierte mit. Als der Marsch endete, hatten wir fast siebenhundert Leute, die mit uns liefen und einander aufforderten, sich den Lords anzuschließen. Das war wirklich ein stolzer Augenblick für uns, denn er vermittelte uns fast das Gefühl, als hätten wir es zum erstenmal erreicht, unser Volk wieder zu vereinigen. Und die Leute sahen, daß wir keine Monsters, Terroristen oder auch nur Idioten, sondern einfach Menschen waren.
Wir hielten eine Trauerfeier auf dem Friedhof ab, wo die Toten des Massakers von Ponce bestattet wurden. Nach dieser

Feier überschütteten uns die Leute mit Einladungen und schleppten uns mit zu sich nach Hause. Viele alte Leute kamen, die an den Rebellionen von 1950 beteiligt waren und zeigten uns ihre Wunden. Ein Mann war darunter, der den Angriff auf die Villa des Gouverneurs miterlebt und sein Maschinengewehr mitgebracht hatte. Und die Leute brachten alle ihre Kinder mit, damit sie uns kennenlernen konnten. Es war einfach großartig und wir fühlten uns wie zu Hause. Die Unterstützung, die wir vorfanden, war so groß, daß wir zwei Parteibüros eröffnen konnten. Ursprünglich war geplant, nur ein Büro zu eröffnen, aber wir entschieden uns hier, gleich zwei einzurichten. Eines in El Caño, einer Art vorstädtischer Lumpengemeinde in der Nähe der Hauptstadt San Juan, das andere in einer ländlichen Gemeinde namens Aquadilla am anderen Ende der Insel, wo die Leute vorwiegend von der Landwirtschaft leben und es eine hohe Quote Arbeitsloser gibt.

Zum erstenmal in der Geschichte der puertoricanischen Bewegung hatten wir es geschafft, über Klassengegensätze auf Puerto Rico zu sprechen, denn niemand redet hier von Klassen. Man spricht von den Herrschenden und den Unterdrückten, aber nicht über die Abgrenzung und die Unterschiede von Lumpen, Arbeitern und Bürgertum. Der Grund dafür ist der, daß die Bewegung hier vom Bürgertum kontrolliert wird, und dem muß die Kontrolle über die Bewegung entrissen werden. Die Leute in Puerto Rico sprechen nun zum erstenmal über Klassengegensätze, und wir halten das für sehr wichtig. Wir haben eine Menge von Mißverständnissen ausgeräumt, die die Vorstellungen der Leute von dem Leben der Puertoricaner in den Vereinigten Staaten betrafen. Die erste Gruppe, die wir nach Puerto Rico schickten, hatte es wirklich schwer, hier Fuß zu fassen, denn kulturell gesehen kam sie in eine völlig fremde Gesellschaft. Da sich beide Gesellschaften stark unterscheiden, unterscheidet sich auch das Tempo, mit dem sich die Bewegung hier und in den Vereinigten Staaten entwickelt. Und das hat natürlich Rückwirkungen auf unsere politische Organisationsarbeit. Wir sind gewohnt zu sagen, wir packen eine Sache an, und dann, in der nächsten Woche, ist sie erledigt. In Puerto Rico geht das nicht. Man muß ungeheuer viel Geduld aufbringen. Puerto Rico hat uns wirklich klargemacht, was es bedeutet, einen langfristigen Kampf aufzubauen und alle Segmente der Bevölkerung zu erreichen.

Umstrukturierung und Konsolidierung der Partei

In den vergangenen Monaten haben wir einen entscheidenden Schritt zu unserer Weiterentwicklung vollzogen. Wir haben uns damit beschäftigt, herauszufinden, wodurch wir die Leute wirklich erreichten. Dabei sahen wir zwei Dinge ganz klar: Unsere größte Unterstützung kam aus den Reihen des Lumpenproletariats und der Studenten. Und wir sagen, daß das Lumpenproletariat sich als erstes am revolutionären Kampf beteiligen wird, da es am wenigsten zu verlieren hat. Und gleich nach ihm kommen die Studenten, die sich bereits historisch in der Vorfront des Kampfes befinden. Unsere Position unter diesen beiden Klassen hat sich wirklich konsolidiert. Die Leute aber, die wir nicht erreichten, waren die Arbeiter, und das ist interessant. Wir erhielten beispielsweise eine Kritik der Nordvietnamesen, die sagten, unsere Arbeit und politische Linie, die wir verfolgten, seien sicherlich korrekt, aber sie würden nicht verstehen, warum wir bisher so erfolglos in der Organisierung der Arbeiterklasse gewesen seien. Der Hauptgrund für dieses Versagen liegt sicherlich in dem Klassenhintergrund unserer Parteimitglieder. Wir kommen zwar alle aus Arbeiterfamilien, haben aber aufgehört zu arbeiten oder die Schule vorzeitig verlassen und sind Bestandteil der Klasse geworden, die auf der Straße herumhängt und keinerlei Beziehung zu den Produktionsmitteln hat. Andererseits forderten wir, daß ein Parteimitglied 24 Stunden seines Tages der Parteiarbeit widmet.[26] Das bedeutete, daß ein Arbeiter seine Arbeit und ein Student sein Studium aufgeben mußte, wenn er mitmachen wollte. Und deshalb bekamen wir kaum Arbeiter in die Partei. Als wir uns länger mit dieser Frage beschäftigten, entschieden wir, mit einigen der Fehler der Vergangenheit Schluß zu machen und die Partei neu zu strukturieren.

Ursprünglich hatten wir uns ebenso gegliedert wie die Black Panther Party, nach Ministerien und Funktionen, mit einem Informationsminister, einem Verteidigungsminister, einem Wirtschaftsminister usw. Und an Stelle dessen entschieden wir, daß es richtiger sein würde, die Leute entsprechend ihrer Klassenzugehörigkeit zu organisieren. Wir haben die Partei in Sektionen umgegliedert, und jedes Mitglied gehört nun einer bestimmten Sektion an, der Arbeiterföderation, der Lumpenorganisation, dem Frauenverband, einem der beiden Studentenverbände für die Universitäten und die Highschools oder der GI-Sektion für Wehrpflichtige und ehemalige Wehrpflichtige.

[26] Vgl. ›Disziplinarische Regeln der Young Lords Party‹ im Anhang dieses Teils.

Wir nennen diese Sektionen Massenorganisationen, denn ihre Aufgabe besteht darin, Leute auf den verschiedensten politischen Bewußtseinsebenen für unseren Kampf zu gewinnen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß wir nicht jedermann das Maß an Disziplin und Einsatzbereitschaft abverlangen können, das von einem Parteimitglied vorausgesetzt wird. Außerdem haben wir die Leute, die in die Partei aufgenommen werden, sorgfältig auszuwählen. Wir können nicht jeden, der von der Straße kommt, in die Partei aufnehmen, denn das hat dazu geführt, daß eine Menge Leute für ein paar Wochen mit viel Begeisterung mitmachten und dann wieder alles fallenließen. Deswegen sahen wir die Notwendigkeit, eine Struktur zu finden, die es den Leuten erlaubt, dem Kampf in jedem Stadium beizutreten, statt ihnen von einem Tag auf den anderen ein solches Maß an Verpflichtung abzuverlangen und sie in Aktivitäten zu drängen, denen sie nicht gewachsen waren. Wir haben eine Menge über chinesische und vietnamesische Massenorganisationen und das Verhältnis dieser Organisationen zu der marxistisch-leninistischen Partei studiert und versucht, diese Dinge auf unsere Situation anzuwenden. Einer unserer Fehler war, daß wir zuviel auf einmal versucht haben. Wir haben gleich sieben Massenorganisationen aufgebaut und damit eine Menge Probleme geschaffen, weil wir einfach nicht genug geschulte Kader hatten, um diese Arbeit zu leisten und gleichzeitig unsere Niederlassungen außerhalb von New York weiter auszubauen. Wir haben noch immer einige Schwierigkeiten mit diesen Massenorganisationen, aber allmählich spielt sich die Arbeit ein.
Jede der Massenorganisationen wird von einem Lenkungsausschuß (»steering committee«) geleitet. Er besteht zum Teil aus Parteimitgliedern und zum anderen Teil aus Außenstehenden, die aber die aktivsten Elemente der jeweiligen Klasse sind. So setzt sich das »steering committee« der Arbeiterföderation beispielsweise aus drei Parteimitgliedern und vier Außenstehenden zusammen, die Organisationserfahrung und das entsprechende politische Bewußtsein haben.

Arbeiterföderation

Das Ziel der Arbeiterföderation ist es, die Arbeiter an ihrem Arbeitsplatz zu organisieren, nicht etwa, sie aus ihrem Arbeitsverhältnis herauszuziehen, sondern ihnen bei Streiks und dem Aufbau revolutionärer Gewerkschaften zu helfen. Die Gewerkschaften, die wir bisher hatten, setzten sich ganz offensichtlich nicht für die Interessen der Arbeiter ein, und deshalb müssen wir Gewerkschaften aufbauen, die die Arbeiter auf eine militante und kompromißlose Weise repräsentieren. Wir

setzten uns dafür ein, daß möglichst viele Leute aus unserer Partei wieder einen Arbeitsplatz suchen, um dort mit der Organisation beginnen zu können. Diese Arbeit geht zwar sehr langsam vonstatten, aber wir wollten hier langsam vorgehen, denn das war ein neues Gebiet für uns, und wir brauchen Zeit, die Dinge in ihrer Entwicklung zu analysieren. Wir wissen, daß man nicht in eine Fabrik gehen und zwei Tage später damit anfangen kann, über die Diktatur des Proletariats zu reden. Es dauert Monate, bis man die Leute auf einer persönlichen Ebene kennenlernt und mit ihnen über Politik reden kann. Und in diesem Stadium befinden wir uns gegenwärtig. Eine Reihe unserer Leute arbeitet wieder, und unsere Zielgruppen sind die Bekleidungsindustrien in New York, in denen eine Menge Puertoricanerinnen als Näherinnen beschäftigt sind, die Krankenhäuser, in denen das Dienst- und Pflegepersonal fast ausschließlich aus Schwarzen und Puertoricanern besteht, sowie das Werk von General Motors in Terrytown, wo ebenfalls zahlreiche puertoricanische Arbeiter beschäftigt sind.
Wir waren bereits an einer Reihe kleinerer Streiks beteiligt und haben festgestellt, daß durch jede dieser Aktivitäten mehr und mehr Leute in die Arbeiterföderation rekrutiert werden konnten. Die Leute sehen durch unsere Praxis, daß wir wirklich etwas tun und werden interessiert. Und deshalb steigt unsere Mitgliedszahl langsam, aber stetig. In der Vergangenheit war das anders. Da kamen nach jeder Aktion Dutzende von Leuten, die mitmachen wollten, aber das geschah nur sporadisch und nur nach einer Aktion. Jetzt verläuft unsere Rekrutierung sehr viel langsamer, aber stetig. Jede Woche kommen etwa zwei neue Leute dazu, und das gefällt uns, denn wir legen keinen Wert auf die Leute, die sich lediglich von einer Art revolutionärem Glanz angezogen fühlen. Die Leute, die heute zu uns stoßen, tun das, weil sie das politische Programm und die Plattform[27], die wir in die Praxis umgesetzt haben, für richtig halten.

Frauenverband

Die am schnellsten wachsende Massenorganisation ist die »Women's Union«, der Frauenverband. Wir schufen damit eine Organisation, deren Aufgabe es ist, unsere Schwestern für den Kampf zu gewinnen. Schwestern, die bereits politisiert sind, können sofort der Arbeiterföderation, dem Lumpen- oder dem Studentenverband beitreten. Aber es gibt viele

[27] Vgl. ›13-Punkte-Programm und Plattform der Young Lords Party‹ im Anhang dieses Teils. Das Programm wurde im Oktober 1969 ausgearbeitet und im August 1970 modifiziert.

Frauen, die überhaupt noch nicht politisiert sind, und deshalb ist es gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt, da die Frauen am stärksten unter der Unterdrückung zu leiden haben, notwendig, eine Organisation zu schaffen, die sich mit der spezifischen Situation der Frau auseinandersetzt. Wir üben scharfe Kritik an der Befreiungsbewegung der Frauen in Amerika (Women's Liberation Front), vor allem weil sie durch das Bürgertum kontrolliert wird und deshalb den Hauptwiderspruch in der heutigen Welt zwischen Männern und Frauen sieht. Wir aber sehen den Hauptwiderspruch zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Unser erstes Ziel ist die nationale Befreiung Puerto Ricos. Aber wir wissen, daß wir das nicht erreichen können, ohne uns mit dem zu befassen, was wir die ›Revolution in der Revolution‹ nennen: die Eliminierung des Machismo, des institutionalisierten Sexualismus, der Aufhebung der aufgezwungenen Passivität der Frau. Das nennen wir die ›Revolution in der Revolution‹, und das ist neben der Befreiung Puerto Ricos unser wichtigstes Ziel. Nichts soll der Befreiung unseres Landes im Wege stehen. Und deshalb müssen wir die Widersprüche zwischen Männern und Frauen im Kontext unseres Befreiungskampfes sehen, damit wir nicht Männer und Frauen spalten und jeder für sich kämpft. Unsere Armee muß eine Armee aus Männern, Frauen und Kindern sein, und nichts anderes.

Viele Puertoricanerinnen sind von der amerikanischen Frauenbewegung stark beeinflußt worden, und deshalb müssen wir unseren Standpunkt ganz klarmachen. Die Befreiungsbewegung der Frauen in Amerika besteht aus einem linken Flügel, einem Zentrum und einem rechten Flügel. Es gibt antiimperialistische Frauen in Amerika, die großartige Arbeit leisten. Daneben gibt es aber auch eine Gruppe von Frauen, die in erster Linie mehr Rechte für sich fordern, und das ist der rechte Flügel, der sagt, die Männer seien die Feinde; nicht, daß die Kapitalisten die Feinde seien, sondern die Männer. Darunter sind viele, die den Kapitalismus ganz in Ordnung finden, die selbst ganz gern im kapitalistischen System mitspielen möchten und sich lediglich darüber beklagen, daß alle Führungspositionen im kapitalistischen System von Männern eingenommen werden. Diese Frauen wären ganz damit zufrieden, wenn sie in der Hierarchie des Kapitalismus bessere Aufstiegsmöglichkeiten hätten. Wir sagen dagegen, daß unser Feind der Kapitalismus ist und daß es keinen Unterschied macht, ob wir es mit einem männlichen oder weiblichen Kapitalisten zu tun haben. Wir betrachten nicht alle Frauen als unsere Schwestern. Unsere Verbündeten können nur Leute sein, die dafür kämpfen, den Kapitalismus zu zerstören und die Macht wieder in die Hände des Volkes zu legen. Leute, die

meinen, daß das kapitalistische System überleben sollte und die selbst Teil dieses Systems werden möchten, sind nicht unsere Brüder oder Schwestern. Viele Frauen, selbst in unserem Frauenverband, sind nun aber von dem rechten Flügel der Frauenbewegung beeinflußt, weil dieser von den Massenmedien stark begünstigt wird. Die Massenmedien propagieren die Frauenbewegung, die sagt, wir wollen an diesem System teilhaben, wir wollen bessere Arbeitsplätze und in die Führungspositionen aufsteigen. Das stützt das System, und deshalb wird das von den Massenmedien ausgespielt. Die antiimperialistischen Frauen bekommen diese Publizität nicht, es sei denn von den linken Medien und der Untergrundpresse. Alles, was die Leute in diesem Land von der Frauenbewegung wissen, stammt von der bürgerlich kontrollierten Frauenbewegung. Wir müssen dem etwas entgegensetzen und die Frage der Befreiung der Frau in den Zusammenhang mit der nationalen Befreiung setzen, die Teil der Befreiung der Menschen ist. Wenn wir unsere Nation befreien wollen, müssen wir gleichzeitig uns selbst befreien.

Deshalb ist unsere Position gegenüber Machismo und ›male chauvinism‹ kompromißlos, und jeder, der in die Partei eintritt, ist verpflichtet, dagegen anzukämpfen. Er ist zu Kritik und Selbstkritik verpflichtet und muß hart mit den anderen Brüdern und Schwestern arbeiten, um das auszumerzen, denn wir sehen diese Verhaltensmechanismen als Gift an; als ein Gift, das uns durch den Kapitalismus eingeimpft wurde, und nicht etwa als ein Gift, mit dem wir geboren worden sind. Denn Menschen werden nicht als Unterdrücker geboren. Jungens werden nicht als männliche Unterdrücker geboren und Mädchen nicht als passive weibliche Wesen. All das stammt von der Konditionierung zu einer Konsumentenkultur. Und das müssen wir für unsere Leute durchschaubar machen. Unser Frauenverband tut das, und es ist ganz interessant, denn am Anfang kamen viele Schwestern zu uns, die eine gegen den Mann gerichtete Haltung hatten. Sie sind ja so oft umgelegt und ausgenutzt worden, daß man verstehen konnte, woher ihre Aggressionen kamen. Deshalb betreiben wir eine Menge politische Bildung und analysieren die Formen der Unterdrückung, die Frauen zu erdulden haben.
Die Frau aus der Dritten Welt leidet zum Beispiel unter der Unterdrückung durch den Mann aus der Dritten Welt, der seine Frustration aufgrund seiner eigenen Machtlosigkeit auf die ihm am nächsten Stehenden projiziert: seine Frau und seine Kinder. Weiter leidet die Frau aus der Dritten Welt unter der Unterdrückung, die sie als Frau in dieser Gesellschaft erfährt. Und schließlich leidet die Frau aus der Dritten Welt

unter der Unterdrückung, die jedes Mitglied der Dritten Welt erfährt, ob es nun ein Mann ist oder eine Frau.
Das Hauptproblem in unserem Frauenverband ist das der Klassenwidersprüche und der verschiedenen Vorstellungen, die die jeweiligen Klassen über die Befreiung der Frau mit sich bringen. Eine Arbeiterin sieht die Befreiung der Frau anders als eine Frau, die von der Wohlfahrt lebt; diese wiederum sieht sie anders als eine Frau aus einer Familie mit einem mittleren Einkommen. Alle diese Widersprüche müssen gelöst werden, und wir versuchen das, indem wir in der politischen Bildung vor allem auf die Klassenwidersprüche eingehen. Daneben entstehen Widersprüche aus dem Konkurrenzdenken der Frauen untereinander, etwa darüber, wer die Führungsposition im Frauenverband einnehmen soll. Dieses Konkurrenzdenken ist eines der Überbleibsel der alten Gesellschaft, gegen die wir angehen müssen. Aber wir müssen sagen, daß die Arbeit im Frauenverband sehr gut funktioniert. Wir sind jetzt so weit, daß viele Mitglieder aus dem Frauenverband auch anderen Organisationen beitreten. Das Bewußtsein, daß wir einen nationalen Befreiungskampf zu führen haben, breitet sich aus, und die Leute sehen ein, daß es nicht genug ist, einem Verband anzugehören, der für die Befreiung der Frau kämpft, sondern daß sie auch auf einer anderen Ebene aktiv werden müssen. So haben wir zum Beispiel eine Reihe von Arbeiterinnen, die dem Frauenverband angehören, aber auch der Arbeiterföderation beigetreten sind.
Wir halten es für sehr wichtig, daß die Schwestern aus dem Frauenverband auch anderen Organisationen der amerikanischen Bewegung beitreten, ihre Kenntnisse dort einbringen, die Kritik und Selbstkritik in diesen Organisationen verstärken und an der Ausmerzung des Machismo und des ›male chauvinism‹ weiterarbeiten. Denn die Bewegung rekrutiert sich aus Mitgliedern der amerikanischen Gesellschaft, die alles mit sich bringen, was sie in dieser Gesellschaft gelernt haben. Man muß sich mit einer ganzen Reihe liberalistischer Tendenzen auseinandersetzen, die diese Leute mitbringen, und unsere Schwestern aus dem Frauenverband können das ganz gut. Es ist nur natürlich, daß viele Männer dadurch in eine Position gedrängt werden, in der sie sich als Unterdrücker erkennen müssen. Viele wollen sich nicht einmal mit der Tatsache befassen, daß sie Unterdrücker sind. Sie sagen: »Ich bin in der Bewegung, ich kann kein Unterdrücker sein. Ich bin ein Befreier. Ich bin ein Revolutionär.« Aber sie verstehen die Komplexität des ›male chauvinism‹ nicht und wissen nicht, woher er stammt. Wir halten das ganze Gebiet des Sexualismus für eine unbewußte Ideologie, die jedem von uns eingeimpft worden ist und die wir unbewußt mit uns herumtragen. Alle

Männer sind mehr oder weniger chauvinistisch, aber sie sind sich nicht jeder einzelnen chauvinistischen Handlung bewußt. Und deshalb müssen wir damit anfangen, diese Dinge bewußt zu machen. Das ist verdammt schwer, denn niemand gesteht gern seine chauvinistische Haltung ein. Wir haben dieses Problem in der Partei gehabt und manche schwierige Phase durchlebt. Jedes neue Mitglied muß diese Phase neu durchleben, denn neben der nationalen Befreiung ist das unser wichtigstes Ziel. Jeder, der sich nicht damit auseinandersetzt oder sich weigert, seine chauvinistische Haltung aufzugeben, wird aus der Partei ausgeschlossen. Wir machen jedermann klar, daß er, falls er mitmachen will, als Parteimitglied dazu verpflichtet ist, den ›male chauvinism‹ in sich selbst auszumerzen.

Lumpen-Organisation

Die andere unserer Massenorganisationen, die sehr schnell wächst, ist die Lumpen-Organisation. Doch ich sollte erklären, wie wir dazu kamen, die Lumpen zu organisieren.
Innerhalb der puertoricanischen Bewegung hat es eine Reihe von Kontroversen gegeben, weil einige Gruppen gegenüber den Lumpen einen streng marxistisch-leninistischen Standpunkt einnehmen und diese als den Abschaum der Menschheit betrachten. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade diese Gruppen eine vollkommen bürgerliche Führung haben und ihnen der Kontakt zu den Armen unseres Volkes fehlt. Hätten sie diesen, so sähe ihre Analyse anders aus. Als wir die Young Lords Party gründeten, waren wir sozusagen ausschließlich lumpenorientiert. Wir folgten der Linie der Black Panther Party, die die Lumpen zur Avantgarde der Revolution erklärte. Heute betrachten wir die Lumpen allein nicht mehr als die Avantgarde. Wir glauben an etwas, das wir die Lumpen-Arbeiter-Allianz nennen, nämlich daran, daß eine erfolgreiche Revolution nur durch ein Bündnis zwischen Lumpen und Arbeitern zustande kommen kann. Dieses Bündnis herzustellen, ist eine sehr schwierige Aufgabe, denn die Klassengegensätze zwischen den Lumpen und den Arbeitern sind sehr groß.
Die Lumpen haben keine Beziehung zu den Produktionsmitteln. Sie überleben durch Stehlen, und sie bestehlen sich gegenseitig. Wenn sie können, bestehlen sie das System, indem sie sich Wohlfahrt ergaunern. Im übrigen bestehlen sie die Gemeinde, und das schafft eine Menge von Antagonismen zwischen den Klassen in unseren Gemeinden. Wir wissen jedoch, daß jede Klasse eine produktive Rolle zu erfüllen hat, wenn wir eine sozialistische Gesellschaft aufbauen wollen, und das ist es doch, was wir anstreben. Wir müssen vermeiden, die Lumpen zu glorifizieren, ohne in Rücksicht zu stellen, daß

jede Klasse positive und negative Züge hat. Wir sollten versuchen, die positiven Kräfte zu entfalten und die negativen zu eliminieren. Und dazu haben wir die Lumpen-Organisation geschaffen. Ihr Lenkungsausschuß besteht aus einigen Lords, aber die Mehrzahl seiner Mitglieder sind keine Lords. Die Organisation beschäftigt sich mit den spezifischen Problemen, mit denen die Lumpen als Klasse alltäglich zu tun haben. Nach unserer Analyse sind das in New York City als erstes die Drogen, als zweites die Gefängnisse und als drittes die Polizei-Brutalität. Und das sind die Bereiche, auf die wir unsere Arbeit konzentrieren.

Wir haben ein Drogenprogramm im Lincoln Hospital, das eingerichtet wurde, nachdem eine Gruppe von Gemeindemitgliedern und Mitglieder politisierter Gruppen die ›South Bronx Drug Coalition‹ gebildet und das sechste Stockwerk des Schwesternheims von Lincoln Hospital besetzt hatten, um eine Ausweitung des dort etablierten Drogenprogramms zu erzwingen[28]. Allein in den South Bronx gibt es 40 000 Drogensüchtige, aber das Krankenhaus konnte jeweils nur etwa zehn behandeln. Fünfzehn Leute der ›South Bronx Drug Coalition‹ sind wegen der Besetzung verhaftet worden, aber wir haben die Idee aufgegriffen und ein neues Programm gestartet. Es ist das erste seiner Art in New York City. Seine Durchführung liegt vollständig in den Händen der Gemeinde und der Leute, die an ihm arbeiten. Die Mitarbeiter sind ausnahmslos ehemalige Drogensüchtige oder Mitglieder der Gemeinde, darunter einige Lords. Es ist ein Programm, das auf politischer Bildung basiert und derart vonstatten geht, daß die politische Bewußtmachung bereits während des Entwöhnungsprozesses in Gang gesetzt wird. Wir glauben, daß das Fehlschlagen der üblichen Anti-Drogenprogramme in der Absicht zu suchen ist, die Leute zu guten Mittelstandsbürgern umzuwandeln, zu Personen also, die keinerlei Beziehung zur Realität der Leute haben, die drogensüchtig werden. Deshalb nutzt ihnen das gar nichts. Wir sprechen dagegen über die spezifischen Bedingungen, die das Drogenproblem für unser Volk im allgemeinen und für jedes Individuum im besonderen verursacht haben. Und wir sprechen darüber, wie wir es bekämpfen können. Unser Programm ist ungemein erfolgreich gewesen, es dehnt sich weiter aus, und es ist das erste Programm, aus dem Leute direkt in die Young Lords Party und in die Black Panther Party rekrutiert werden konnten. Sobald die Leute von den Drogen loskommen, steigen sie in die Politik ein, und viele

[28] Die Besetzung erfolgte am 10. November 1970 durch Mitglieder von HRUM, der YLP und der ›South Bronx Drug Coalition‹. Sie resultierte in der Verhaftung von 15 Besetzern, doch war der Druck der Gemeinde stark genug, um das Programm durchzusetzen. Die Anklagen gegen die 15 wurden von der Krankenhausverwaltung zurückgezogen.

treffen die Wahl, unserer Partei beizutreten. Aber niemand zwingt sie dazu.
Wir sind jedoch auf eine ganze Reihe von Schwierigkeiten gestoßen, solange wir uns mit Lumpen beschäftigten und sie organisieren. Beispielsweise werden viele resozialisierte Drogensüchtige wieder rückfällig, so daß die Situation eintreten kann, daß ein Mitglied der Organisation heimlich Drogen konsumiert, die Gemeinde das erfährt und die Organisation in Mißkredit gerät. Die Polizei benutzt dies, um unsere Partei zu diskreditieren, und es macht die Partei im Hinblick auf die innere Sicherheit verwundbar, wenn Mitglieder in ihr sind, die Drogen konsumieren, während sie politische Arbeit leisten sollen. Ein anderes Problem sind die Verhaltensweisen, die die Lumpen entwickeln, um auf der Straße zu überleben. Das gilt vor allem für den ungeheuer stark ausgeprägten Individualismus: »Ich habe selbst für mich zu sorgen, denn niemand wird das für mich tun.« — Der Machismo unter den Lumpen ist unglaublich, und die weibliche Passivität unter den Lumpenschwestern ist ebenso unglaublich. Eine weibliche Drogensüchtige ist normalerweise völlig von einem Mann abhängig, der ihr die Drogen beschafft und dafür sorgt, daß ihr der Vorrat nicht ausgeht. So wird die übliche Unterdrückung der Frau durch eine Drogenbeziehung noch wesentlich verstärkt. Daneben gibt es aber auch noch das Problem des Militarismus, das zwar für unsere Nation im allgemeinen kennzeichnend ist, unter den Lumpen jedoch ein ganz besonders ernstes Problem darstellt. Die Lumpen sind die ersten, die zu kämpferischen Mitteln greifen, aber sehr oft kommt es vor, daß sie sich in geradezu selbstmörderische Situationen verstricken, ohne analysieren zu können, wann es an der Zeit ist zu kämpfen und wann es angebracht ist, sich zurückzuziehen. Zum Teil erklärt sich das aus der machistischen Einstellung der Lumpen, die sagen, daß man sich niemals zurückziehen darf, erst recht nicht, wenn ihre eigene Mannhaftigkeit herausgefordert wird.
Politische Bildung ist das einzige, was zur Überwindung dieser Schwierigkeiten führen kann, und die Leute akzeptieren sie, denn sie erklärt ihnen etwas. Sie setzt ihre Lebenserfahrung in Worte um; sie zeigt ihnen die Zusammenhänge zwischen den Dingen; welches die Faktoren sind, die dazu führten, daß sie Lumpen wurden; warum sie aus der Schule geschmissen wurden; wie sie zum Drogenkonsum getrieben wurden und was es bedeutet, im Gefängnis zu leben.
In einer Reihe von Gefängnissen haben wir eigene Sektionen, die politische Bildung betreiben, und wir konnten feststellen, daß sich die Disziplin der Brüder und Schwestern, die aus dem Gefängnis kommen, auf einer sehr hohen Ebene befindet. Es

gibt also selbst innerhalb der Lumpenklasse starke Gegensätze, zwischen den Lumpen, die aus dem Gefängnis kommen und an ein hohes Maß von Struktur und Disziplin gewohnt sind und denen, die auf der Straße leben und nicht gewohnt sind, etwa zu einer bestimmten Zeit aufzustehen oder sich zu einem gegebenen Zeitpunkt an einem bestimmten Ort einzufinden.
Wir wissen, daß wir alle einen Prozeß der Deklassifizierung durchlaufen müssen, um aus unseren alten Klassen herauszukommen und uns der revolutionären klassenlosen Gesellschaft zu nähern. Der erste Schritt in diesem Prozeß ist das eigene Klassenverständnis. Man muß seine eigene Klasse kennen. Das wird einem helfen, sich selbst zu verstehen und mit den eigenen Schwächen fertig zu werden. Und das ist das Stadium, in dem wir uns gegenwärtig mit der Lumpen-Organisation befinden: Die Leute reden miteinander und versuchen, all diese Dinge, die wir über die Lumpenklasse im allgemeinen gelernt haben, auf sich selbst anzuwenden.

GI-Sektion

Die jüngste Sektion unserer Partei ist die GI-Sektion. Wir haben ihr den Namen ›The New 65th Infantry‹ (›Die Neue 65. Infanterie‹) gegeben. Die 65. Infanterie war eine ausschließlich puertoricanische Kampftruppe, die im Koreakrieg eingesetzt und vollständig aufgerieben worden ist. Der Name ›The New 65th Infantry‹ soll unseren Leuten in das Bewußtsein zurückbringen, daß wir keine Angst vor dem Kämpfen haben. Die Frage ist nur, gegen wen und für was wir kämpfen. Die neue 65. Infanterie besteht wiederum ausschließlich aus Puertoricanern, aber sie wird nicht mehr für Amerika, sondern für die Befreiung Puerto Ricos kämpfen. Sie besteht aus GI's, die ihren Wehrdienst hinter sich haben oder gegenwärtig noch ableisten. Sie hat ein eigenes Programm, das dem 13-Punkte-Programm der Partei sehr ähnelt, wenn man davon absieht, daß es einige Besonderheiten enthält, die auf die spezifische Situation der GI's ausgerichtet sind.
Die Frage der Wehrpflicht von Puertoricanern in den amerikanischen Streitkräften ist in den letzten Monaten sehr in den Vordergrund gerückt, da unser Informationsminister ›Yoruba‹ Guzman in zwei Punkten angeklagt worden ist; einmal, weil er sich nicht zur Musterung gestellt hat, und zum anderen dem Einberufungsbefehl nicht nachgekommen ist.[29] Wir nehmen gegenüber der Wehrpflicht die Position ein, daß wir in der

[29] Pablo ›Yoruba‹ Guzman wurde am 15. März 1972 in New York zu zwei Jahren Haft verurteilt. Die Jury bestand ausnahmslos aus Weißen. Yorubas Anwalt hat Berufung gegen das Urteil eingelegt.

amerikanischen Armee nicht dienen, weil Puerto Rico eine Kolonie der Vereinigten Staaten ist und wir als kolonialisiertes Volk nicht in der Armee unseres Kolonisators dienen können. Außerdem sind Puertoricaner illegal amerikanische Bürger. 1917 verabschiedete der amerikanische Kongreß ein Gesetz (Jones Act), das Puertoricaner zu amerikanischen Bürgern erklärte. Das geschah gerade noch rechtzeitig, um Puertoricaner im Ersten Weltkrieg einzusetzen. Die gewählte Legislative in Puerto Rico stimmte gegen die Jones Act, aber das Veto unserer Legislativen hat keine bindende Kraft gegenüber der amerikanischen Regierung. Also wurde das Gesetz gegen die Gegenstimmen unserer gewählten Volksvertreter in Kraft gesetzt. Wir halten dieses aufgezwungene Bürgerrecht für verfassungswidrig und sehen uns als amerikanische Bürger wider eigenen Willen. Wir werden mit diesem Unrecht vor Gericht gehen. Gleichzeitig arbeiten wir hier in den Vereinigten Staaten am Aufbau einer starken Wehrdienstverweigerungskampagne. Die Organisationen, die die Hauptarbeit übernehmen werden, werden die ›Puerto Rican Student Union‹ und die ›Committees to Defend the Communities‹ sein, die wir in fünf verschiedenen Orten unterhalten. Außerdem weisen wir auf die unverhältnismäßig hohe Anzahl in Vietnam getöteter Angehöriger der Dritten Welt hin und heben die Tatsache hervor, daß die Vietnamesen und andere unterdrückte Völker nicht unsere Feinde sind. Wir sehen keine Veranlassung, in der Armee eines Landes zu dienen, das andere arme Völker ebenso unterdrückt wie uns; Völker, die nichts weiter wollen als das Recht, ihr Leben selbst zu bestimmen. Wir haben einen nationalen Befreiungskrieg zu führen, und es ist unvereinbar mit unseren Zielen, in der amerikanischen Armee zu dienen.

In Puerto Rico hat die Verweigerungsbewegung bereits eine höhere Ebene erreicht, vor allem durch Massendemonstrationen und Massenverweigerungen, aber auch durch Unterstützungsaktionen seitens der puertoricanischen Untergrundbewegung CAL (Commandos for Armed Liberation). CAL hat einen amerikanischen Marineinfanteristen hingerichtet, nachdem ein Puertoricaner aufgrund seiner Weigerung, in der amerikanischen Armee zu dienen, verhaftet und eingesperrt wurde. Und CAL hat eine Erklärung herausgegeben, in der sie versichert, daß für jeden Puertoricaner, der wegen seiner Weigerung, in der US-Armee zu dienen, verhaftet wird, ein amerikanischer Soldat getötet werden wird. Seitdem ist in Puerto Rico niemand mehr gerichtlich verfolgt worden, weil er sich weigerte, in der amerikanischen Armee zu dienen.

Es ist ganz offensichtlich, daß die Anklage gegen Yoruba Teil der politischen Repression ist, um ihn an der Fortsetzung

der politischen Arbeit zu hindern. Es ist bezeichnend für die amerikanische Mentalität, daß man die Führer in der Hoffnung verhaftet, damit die gesamte Bewegung zu treffen. In den dreißiger Jahren ist dasselbe mit der Nationalistischen Partei geschehen. Auch damals hat man die Führer ins Gefängnis gebracht, weil sie sich weigerten, in der amerikanischen Armee zu dienen. Die Amerikaner werden niemals verstehen können, daß die Revolution nicht von einer Person abhängt. Man kann die Führer verhaften, das Volk wird ihre Plätze wieder füllen, denn es ist nicht eine Person, die das Volk zur Revolution treiben kann, sondern es ist der Wille des Volkes. Wenn man die Revolution verhindern will, muß man jeden einsperren. Das ist die einzige Alternative.

Gegenwartsprobleme und Zielvorstellungen

Lumpen-Arbeiter-Allianz

Am Anfang, in unserem ersten Jahr, konzentrierten wir uns ausschließlich auf die Organisation von Lumpen. Wir organisierten das Volk von der Straße, die Drogensüchtigen und die Hehler. Das waren die Leute, die mit uns auf den Straßen gegen die Polizei kämpften. Wenn man auf unsere Entwicklung zurückblickt, sieht man, daß unser erstes Jahr durch die Kämpfe gegen die Polizei bestimmt war. Wir waren sehr militaristisch, und das lief Hand in Hand mit unserer ganz eindeutigen Lumpen-Orientierung. Denn wir benutzten eine Taktik, die die Lumpen ansprach. Durch Frühstücksprogramme konnte man die Lumpen nicht organisieren. Die Auseinandersetzung mit der Polizei organisierte die Lumpen. Aber im Laufe der Arbeit in unseren Gemeinden sahen wir ein, daß die Lumpen allein die Revolution nicht machen können. Jede Klasse hat gewisse Merkmale, die schwach sind, und andere, die stark sind. Wie jede andere Klasse haben die Lumpen als Klasse gewisse Schwächen, die sie daran hindern werden, die Avantgarde der Revolution zu bilden. Eine dieser Schwächen ist ihre Unbeständigkeit. Die Lumpen sind bereit, sich für ganz bestimmte Aufgaben einzusetzen, aber unfähig, einen längerfristigen Kampf aufzunehmen, in dem sie sich als Individuen kollektiven Anstrengungen unterordnen müssen. Wir haben bei unserer Arbeit immer wieder die gleiche Erfahrung gemacht: wenn es sich als notwendig erwies, eine Art Struktur aufzubauen, in der der einzelne seine individuellen Neigungen und Abneigungen zurückstellen mußte, gerieten die Lumpen ins Wanken, und es war sehr schwierig für sie, sich wirklich ein-

zufügen. Die Arbeiterklasse ist aufgrund ihrer aufgezwungenen Lebenserfahrung eher in der Lage, ihre individuellen Bedürfnisse hinter kollektiven Zielen zurückzustellen, denn sie wird an den Arbeitsplätzen ständig dazu gezwungen.
Wir haben ständig darauf hingewiesen, daß wir die Selbstbestimmung über unsere Gemeinden nicht allein durch die Avantgarde-Aktionen der Lumpen erreichen können. Die Lumpen mögen in einem militärischen Sinn die Avantgarde bilden oder die ersten sein, die den bewaffneten Kampf aufnehmen. Das aber ist nicht die Totalität unseres Krieges; unser Krieg wird sich nicht allein auf dieser Ebene zutragen. Wir haben noch eine Menge Arbeit vor uns, um das aufzubauen, was wir die Lumpen-Arbeiter-Allianz nennen. Und um das zu erreichen, bedarf es der Transformation beider Klassen. In bezug auf die Lumpen heißt das, daß aus ihnen produktive Mitglieder der Gesellschaft werden müssen, denn die Arbeiterklasse wird erst dann eine Beziehung zu den Lumpen finden können, wenn sie sieht, daß die Lumpen produktiv sind; wenn auch nicht produktiv in dem Sinn, daß sie in einer Fabrik arbeiten, so doch etwa dadurch, daß sie innerhalb der Gemeinde dem Volk dienen, sich um Wohnungs- und Wohlfahrtsprobleme und ähnliches kümmern. Solange die Arbeiterklasse die Lumpen als eine Klasse ansieht, die nur für ihre individuellen Bedürfnisse eintritt, wird diese keinerlei Bündnis mit den Lumpen eingehen wollen. Wenn die Lumpen unter Beweis stellen, daß sie sich kollektiven Zielen unterordnen können, werden aber auch die Arbeiter für ein solches Bedürfnis eintreten.
In unserem Denken hat sich ein Wandel vollzogen. Wir glauben, daß die Revolution, wie Marx und Lenin sagten, an den Produktionsstätten stattfinden wird. Aber wir stimmen nicht mit der strikt marxistischen Interpretation überein, daß die Lumpen nutzlose Mitglieder der Gesellschaft sind, die nur ein Parasitendasein führen. Vielleicht haben Marx und Lenin nicht genug über diesen Sachverhalt nachgedacht. Wir haben das getan, und die Untersuchungen sind mit der Geschichte fortgeschritten. Wir wissen, daß die Lumpen allein die Revolution nicht machen können, daß eine Revolution, die nicht von den Stätten der Produktion ausgeht, nicht erfolgreich sein kann. Gleichzeitig können wir die Lumpen nicht als nutzlose Parasiten abtun, denn sie sind Teil unseres Volkes, das als Ganzes von der Herrschaft über Produktionsmittel ausgeschlossen wurde. In der heutigen Gesellschaft gibt es keinen Platz für die Lumpen. In der Revolution aber wird es einen Platz für sie geben und sie werden ihren Teil dazu beitragen müssen. Denn ohne die Lumpen wird es unseres Erachtens keine Revolution geben können. Weder die Lumpen allein noch die

Arbeiter allein werden es schaffen. Aber zusammen werden wir es schaffen.
Unsere jüngste Erfahrung hat gezeigt, daß unsere Analyse richtig ist und man Lumpen erfolgreich organisieren kann. Der Kampf gegen den Individualismus ist sehr stark und wir drängen ständig auf den Gebrauch von Kritik und Selbstkritik, um diese individualistischen Tendenzen auszumerzen. Aber mit Geduld und der Überzeugung, daß das ein langfristiger Kampf sein wird, glauben wir, daß wir es schaffen können.

Bewaffneter Kampf und bewaffnete Selbstverteidigung

Wir sehen uns selbst in einer interessanten Position: Wir sind gleichzeitig in zwei Revolutionen verstrickt. Das eine ist die Revolution um die nationale Befreiung Puerto Ricos, und das andere ist die amerikanische Revolution. Priorität Nummer eins ist für uns die nationale Befreiung Puerto Ricos. Da aber ein Drittel unseres Volkes in den Vereinigten Staaten lebt, ist die amerikanische Revolution fast ebenso wichtig. Und es ist fast unmöglich, diese beiden Dinge zu trennen, denn wir fragen uns ernsthaft: Kann Puerto Rico befreit werden, ohne daß hier in Amerika eine Revolution stattfindet? Wenn die Revolution in Puerto Rico ausbricht, was ist dann die Rolle derer, die hier leben? Wir rechnen damit, daß der bewaffnete Kampf zuerst in Puerto Rico ausbrechen wird. Aber was machen wir dann? Hauen wir alle ab nach Puerto Rico, oder bleiben wir und kämpfen hier in den Vereinigten Staaten?
In Punkt 12 unseres Programms heißt es, daß wir die bewaffnete Selbstverteidigung und den bewaffneten Kampf für die einzigen Mittel zur Befreiung halten. Nun glauben aber eine Menge Leute, wir wollten das Volk schon heute in den bewaffneten Kampf drängen. Das ist nicht richtig. Wir glauben, daß eine politisch ungebildete Person mit einem Gewehr gefährlich ist und besser keine Waffe haben sollte. Wir wissen, daß wir vor dem bewaffneten Kampf eine ganze Reihe von Stadien zu durchlaufen haben. Wenn die Leute beispielsweise Angst davor haben, Streikposten zu bilden, wäre es lächerlich und radikal, ihnen einreden zu wollen, daß sie zum Gewehr zu greifen haben. Wir müssen uns auf den Bewußtseinsgrad des Volkes einstellen und uns mit ihm vorwärts bewegen, wenn wir es gewinnen wollen. Es wäre einfach, uns selbst zu bewaffnen und zu verkünden, wir bewaffnen unsere Häuser, wir bewaffnen unsere Büros, aber heute, da das Volk noch nicht zum Kampf entschlossen ist, würde die Polizei uns einfach wegfegen. Statt dessen halten wir es für richtiger, den bewaffneten Kampf stufenweise zu organisieren.

Das einzige Mal, daß wir mit Waffen auftraten, war nach Julios Tod, und jedermann fand, daß das gerechtfertigt war. Das war bewaffnete Selbstverteidigung, und wir treten für die Bewaffnung zum Zweck der Selbstverteidigung ein. Die Gemeinde unterstützte uns vollkommen, und niemand sagte: »Schmeißt sie aus der Kirche raus, die sollten keine Gewehre haben.« Die Leute sind furchtsam, sie haben Angst, und deshalb müssen wir sie stufenweise organisieren. Wenn jemand noch nicht an Streikposten beteiligt war, dann hat er eben das zunächst einmal zu tun, oder er hat sich an einer Hausbesetzung zu beteiligen, an der Besetzung eines Krankenhauses oder eines Wohlfahrtsbüros. All das hebt das Bewußtsein des Kampfes. Aber ehe man über den bewaffneten Kampf spricht, muß man das Bewußtsein für den physischen Kampf schaffen. Und wir sehen, daß die Leute anfangen, auf der Straße zu kämpfen und Steine oder Flaschen werfen. Nach und nach gehen sie zu Molotow-Cocktails über. Immer mehr Heckenschützen tauchen im ganzen Land auf, und darin sehen wir eine Weiterentwicklung. Unsere Zeit wird kommen. Wenn der bewaffnete Kampf nicht mehr in unserem Leben kommt, dann kommt er eben später. Wir wissen, daß er unvermeidbar ist, daß er kommen wird und daß wir Geduld haben müssen und ihn nicht vom Zaun brechen können. Denn das würde bedeuten, daß wir die Masse des Volkes verlieren. Und ohne es sind wir gar nichts. Ohne das Volk sind wir nur eine kleine Gruppe, die ziellos umherjagt.

Das Volk beschützt uns. Es muß dazu nicht einmal bewaffnet sein. Als die Polizei in unsere Gemeinden kam, um einige von uns festzunehmen, haben sich jedesmal Massen von Menschen versammelt, um uns zu beschützen. Bei jeder Prügelei hat uns das Volk geholfen. Manchmal haben sie uns dadurch wirklich gerettet, ein anderes Mal klappte es nicht. Und wenn Gemeindemitglieder auf der Straße verprügelt werden, versuchen wir, ihnen zu helfen. Auch da gab es Erfolge und Mißerfolge. Aber wir machen dem Volk ständig klar, daß wir zu kämpfen und uns gegenseitig zu beschützen haben. Und das Volk schützt uns, solange die Ziele, für die wir kämpfen, mit seinem Alltag und Überleben zusammenhängen. Nur wenn die Ziele, für die man kämpft, nichts mit dem Leben des Volkes zu tun haben, wird das Volk einen im Stich lassen, denn dann weiß es nicht, wofür es sich einsetzen soll.

Kulturnationalismus, revolutionärer Nationalismus, Internationalismus und revolutionärer Kampf

Wir haben viel über den Unterschied zwischen Kulturnationalismus und revolutionärem Nationalismus gesprochen. Ein

Kulturnationalist würde sagen: »Meine Kultur ist die beste, und der Schlüssel zu meiner Befreiung ist die Kenntnis meiner Kultur.« In der schwarzen Bewegung gibt es zahlreiche Leute, die sich auf die afrikanische Kultur berufen und gleichzeitig Kapitalisten sind. Kulturnationalisten sind sehr oft Kapitalisten, und sie sehen die Grundlage der Sklaverei darin, daß sie ihrer Kultur beraubt worden sind. Ein revolutionärer Nationalist sagt dagegen: »Es ist wichtig, daß wir unsere Kultur kennen, unsere Geschichte, Sprache und Musik, und zwar ehe sie von Amerika verwässert wurden, aber all diese Dinge werden uns noch nicht die Befreiung bringen. Wenn ich lerne, wie man eine Conga-Trommel schlägt, werde ich noch nicht frei.« Unsere Musik zu lieben, ist schön, und sie macht unser Volk stark. Aber das ist nicht das Ende unseres Kampfes. Das ist ein Schritt auf unserem Weg. Es ist wahr, daß sich unsere Leute zuerst einmal als Mitglieder einer Nation verstehen und ihre Kultur und Geschichte kennen müssen. Aber damit wollen wir uns noch nicht zufriedengeben, denn wir sind keine blinden Nationalisten. Wir sagen, daß wir revolutionäre Nationalisten sind, wir sagen, daß wir Internationalisten sind. Wir sagen nicht, unser Land sei das beste auf der Welt, denn worüber wir reden, ist eine weltweite sozialistische Revolution, und die schließt alle Völker ein. Es geht nicht um mein Land oder dein Land. Es geht darum, daß wir alle Menschen sind und uns für den Aufbau einer Art Welt-Gesellschaft einsetzen. Ich weiß, daß das ein Fernziel ist, die sozialistische Weltrevolution, aber sie kommt, Stück für Stück. Und eine Möglichkeit, dazu beizutragen, liegt darin, daß wir unserem Volk eine internationalistische Perspektive zu vermitteln suchen, indem wir ihm zeigen, daß nicht nur die Puertoricaner um ihre Befreiung kämpfen. Überall in den Vereinigten Staaten kämpfen Menschen um ihre Befreiung. Es sind nicht einmal nur die Völker der Dritten Welt, die darum kämpfen, frei zu werden. Deshalb ist es wichtig, daß wir die Entwicklung auf der ganzen Welt verfolgen. Und wir sagen unserem Volk: Jawohl, unser primäres Ziel ist die Befreiung Puerto Ricos, aber die müssen wir im Kontext des größeren Kampfes sehen. Unser Beitrag zur sozialistischen Weltrevolution wird die Befreiung Puerto Ricos sein, und jeder andere kann seinen Beitrag leisten. Zusammen werden wir die Welt schaffen, über die wir reden; nicht nur für uns und unsere Kinder, sondern für jedermann.

Wir stellen uns vor, daß sich die Revolution in Amerika mit dem Kampf aller Völker um die Selbstbestimmung entwickeln wird, das heißt mit dem Kampf um die Kontrolle über unsere Gemeinden. Wir wissen, daß vollständige Selbstbestimmung unter den gegebenen Herrschaftsverhältnissen nicht möglich

sein wird. Aber es ist unsere Aufgabe, immer weiter und weiter vorzustoßen. Man stellt zehn Forderungen auf und gewinnt fünf. Das ist schön. Man ruht sich einen Tag aus, bringt zehn neue hervor, setzt sich für diese ein, gewinnt wieder fünf und stößt weiter vor. Im letzten Jahr haben wir Lincoln Hospital besetzt, in diesem Jahr haben wir dort ein Drogenprogramm, das von uns kontrolliert wird, und wir haben Arbeiter in diesem Krankenhaus, die engen Kontakt zu der Partei haben. Die Krankenhausleitung ist vorsichtig mit ihren Entscheidungen geworden. Man will uns nicht herausfordern. Und so gewinnen wir langsam, aber stetig immer mehr Kontrolle über dieses Krankenhaus.

Irgendwann werden wir auf Widerstand stoßen, und dann hat das Volk zu entscheiden, wieviel es will, wofür es kämpfen will. Wenn das Volk es nur genug will, wird es den Kampf auf einer höheren Ebene fortsetzen. Und es ist unsere Aufgabe, diesen Prozeß voranzutreiben und die Leute ständig am Kampf beteiligt zu halten, so daß sie politisch wachsen. So entwickeln wir uns mit jeder Auseinandersetzung weiter und halten uns vor Augen, daß das gleiche im ganzen Land vor sich geht, daß die Chicanos im Südwesten das gleiche tun, daß sich die Asiaten an der Westküste zusammenfinden und daß die Schwarzen sich überall vorwärts bewegen. Wir sind nicht allein. Allein würden wir es niemals schaffen. Aber als Teil einer Vereinigten Front sind wir in der Lage, hier in diesem Land immer weiter und weiter vorzustoßen.

Wenn wir uns vor Augen halten, wie die Institutionen zusammenbrechen, sehen wir eine positive Zukunft vor uns. Die kapitalistische Struktur Amerikas ist dem Zusammenbruch nahe. Institutionen, die einmal Disziplinierungsinstrumente waren, sind in Schwierigkeiten geraten; die Armee, die Schulen und selbst die Polizei. Daß die amerikanische Armee auseinanderbricht, weiß inzwischen die ganze Welt. Aber auch das Schulsystem von New York City ist fast völlig kaputt. Die Leute gehen nicht mehr in die Schule. Zahlreiche linksgerichtete Lehrer helfen uns sozusagen noch bei der Organisation von Schülern. Alles, was wir zu tun haben, ist, diesen zusammenbrechenden Institutionen weiter auf den Leib zu rücken. Schließlich wird die Herrschaftsstruktur sagen: »Wir können nicht zusehen, wie alles kaputtgeht«, und dann wird sie zu ihrem letzten Mittel greifen: der Polizei oder den Streitkräften. Dann hängt es davon ab, wieviel Arbeit wir geleistet haben und wie das Volk reagieren wird. In einigen Fällen werden wir zurückgeschlagen werden, in anderen Fällen wird die Polizei zurückgeschlagen werden. Aber Amerika versucht noch immer, seine liberale Fassade aufrechtzuerhalten, und deshalb scheut es vor offen faschistischen Methoden zurück. Würde es

diese anwenden, könnten wir ganz sicher ausgelöscht oder in den Untergrund getrieben werden. Wie aber sollten wir die Massen organisieren, wenn wir im Untergrund zu arbeiten hätten? Aber noch immer bemüht sich Amerika, sein liberales und angeschlagenes Image als Demokratie hochzuhalten, und deshalb ist es gezwungen, ständig Konzessionen zu machen, um die Geschäfte wie üblich abwickeln zu können. Die Störung des Geschäftslebens ist in Amerika eine so ernste Sache, daß die liberalen Kapitalisten lieber bereit sind, Konzessionen zu machen. Die Kapitalisten vom rechten Flügel werden so wenig Konzessionen wie möglich machen, und das ist der Unterschied zwischen New York und Kalifornien. New York wird von liberalen Kapitalisten beherrscht, und die sagen sich: »Die Young Lords haben diese Kirche besetzt, aber laßt uns eine Konfrontation vermeiden; laßt uns Konzessionen machen, was haben die zu gewinnen; gebt ihnen ein bißchen und haltet sie das nächste Mal auf.« Und das ist der springende Punkt: das nächste Mal hat auf der Stelle zu folgen, so daß wir sie ständig drängen. Wir drängen sie in den Schulen, wir drängen sie in den Krankenhäusern und wir drängen sie auf den Straßen. Kalifornien wird von den Kapitalisten des rechten Flügels regiert, und die Personifikation dieses Systems ist der Gouverneur Reagan. Dort gibt es keine Konzessionen. Die bringen sofort die Polizei. Und das ist der Grund, warum sich die Kämpfe an der Ost- und an der Westküste so unterschiedlich entwickelt haben. Die Kapitalisten des rechten Flügels lassen einem wirklich kaum eine Alternative. Sie zwingen die Leute in Kalifornien zu immer militanteren Aktionen.

Weiße Bündnispartner

Wir arbeiten so eng wie möglich mit Gruppen zusammen, von denen wir meinen, daß sie in die gleiche Richtung arbeiten wie wir. Offensichtlich sind aber die meisten politischen Gruppen revisionistische Organisationen, die das Volk in eine falsche Richtung führen. Mit denen wollen wir nichts zu tun haben. Aber es gibt überall Gruppen, und nicht nur solche aus Mitgliedern der Dritten Welt, zu denen wir sehr enge Kontakte unterhalten. Eine dieser Gruppen, die sehr gute Arbeit leistet, insbesondere in einer weißen Gemeinde, ist ›Rising Up Angry‹[30] in Chicago. Das ist eine der progressivsten Organisationen, sowohl im Hinblick auf die Ideologie als auch im Hinblick auf die konkrete Arbeit mit weißen Arbeitern und weißen Lumpen. Und das ist die Richtung, die die weiße Bewegung unserer Meinung nach einschlagen sollte. Zu der wei-

[30] Siehe Teil 2 dieses Bandes.

ßen Bewegung an den Universitäten können wir keinen Zugang finden. Diese zentriert um die Frage des Friedens. Frieden ist aber ein nebulöser Diskussionsgegenstand, denn was soll es bedeuten: den Krieg in Vietnam beenden und die amerikanische Aggression überall auf der Welt weiter hinnehmen? Wir würden gern eine weiße antiimperialistische Bewegung sehen, und wir arbeiten mit weißen Gruppen, die eine antiimperialistische Politik vertreten, wie beispielsweise ›Youth Against War & Fascism‹[31]. Auf dem Campus finden wir dagegen nur revisionistische weiße Gruppen, die von Bürgerlichen dominiert werden und noch nicht einmal ein klares Verständnis von der Arbeiterklasse oder den Lumpen haben, ganz davon abgesehen, daß sie unfähig sind, sich mit ihren eigenen Klassenprivilegien und ihren ›Hautfarben‹-Privilegien auseinanderzusetzen. Und es ist unmöglich für eine Organisation der Dritten Welt, mit weißen Gruppen zusammenzuarbeiten, die die Tatsache anzuerkennen verweigern, daß es in dieser Welt Rassismus gibt, daß sie selbst durch diesen Rassismus geprägt sind, und daß sie diesen Rassismus in sich selbst bekämpfen müssen, genauso, wie wir das tun müssen. Solange diese Dinge nicht eingesehen werden, gibt es keine Basis für eine Zusammenarbeit und ein Bündnis. Wir haben keinerlei Vorbehalte gegen Bündnisse mit Organisationen, von denen wir meinen, daß sie dem Interesse der breiten Masse dienen, den Arbeitern, den Lumpen und den progressiven Elementen des Bürgertums. Wir sind kurzfristige Aktionsbündnisse eingegangen, und wir haben dauerhafte Bündnisse mit anderen Gruppen, etwa mit ›Los Siete‹[32] an der Westküste oder mit › I Wor Kuen‹[33] hier in New York. Die meisten weißen Gruppen organisieren nicht das Volk; sie geben Zeitungen heraus und reden über Marx, Stalin und Trotzki. Aber sie wissen noch nicht einmal, wie sie das Volk erreichen können, weil sie nichts anderes als Studiengruppen sind und die Revolution auf einer theoretischen statt auf einer praktischen Ebene angehen. Wir beurteilen die Leute nicht nach ihrer Theorie und haben keine Lust, uns mit jemandem über Trotzki oder Stalin auseinanderzusetzen. Wir wollen sehen, was die Leute tun, um ihrem Volk zu dienen.

[31] ›Youth Against War & Fascism‹ (YAWF), 1962 gegründete Jugendfraktion der ›Worker's World Party‹ mit Sitz in New York. Der Autor kennt die Organisation und hat den Vorsitzenden Key Martin 1970 und 1971 ausführlich interviewt. Das Material wurde nicht in diese Dokumentation aufgenommen, da sich YAWF eindeutig als Arbeiterorganisation versteht und über keine spezifische Erfahrung mit der Organisation von Lumpen verfügt.

[32] Siehe Einführung zu Teil 4 dieses Bandes.

[33] Siehe Teil 3 dieses Bandes.

Sehr bald werden wir uns öffentlich zu einer marxistisch-leninistischen Partei erklären, denn wir sehen, daß sich die Verhältnisse in unseren Gemeinden zu wandeln beginnen, so daß die Leute das akzeptieren werden. Wir werden auch den Namen der Organisation in ›Partido Revolutionario Puertorriqueño‹ umändern, in ›Puertoricanische Revolutionäre Partei‹.[34] Und für diese Namensänderung gibt es eine Reihe von Gründen. ›Young Lords Party‹ — der Name ›Young Lords‹ erinnert an die Erfahrung von Straßenbanden; Erfahrungen, die jeder Puertoricaner, der in den Vereinigten Staaten lebt, durchlaufen hat. In Puerto Rico jedoch ist die Erfahrung wertlos, weil es dort keine Straßenbanden gibt. Die Leute dort verstehen nicht, woher der Name kommt. Das Wort ›Young‹ (jung) in unserem Namen läßt in älteren Leuten den Eindruck entstehen, daß sie nicht mitmachen können, weil wir eine Organisation Jugendlicher sind. Außerdem hat der Name ›Young Lords‹ den Beigeschmack von Machismo, was ebenfalls ein Überbleibsel aus den Tagen der Straßenbanden ist, die sehr männlichkeitsorientiert waren. Und schließlich ist der Name in Englisch, wir aber sind eine Spanisch sprechende Nation und versuchen, unseren Ursprung wiederzuentdecken. Und deshalb sollte auch unser Name spanisch sein.

[34] Auf dem Kongreß der YLP vom 30. Juni bis 3. Juli 1972 beschloß die Mitgliedschaft die Umbenennung in ›Organización Obrera Revolucionaria Puertorriqueña‹ (›Puerto Rican Revolutionary Workers Organization‹).

Gloria Fontanez, Feldmarschall der Young Lords Party, Puerto Rico

Ich war zwei Jahre alt, als meine Eltern Puerto Rico verlassen mußten. Sie gingen nach New York City und suchten nach dem Traum, den Amerika versprochen hatte. Was sie statt dessen vorfanden, war das Wohlfahrtssystem, denn mein Vater konnte keine Arbeit finden. Er war Zuckerrohrschneider und sprach kein Englisch. Aber in New York gab es kein Zuckerrohr zu schneiden. Er hatte nichts anderes gelernt. Deshalb blieb er lange Zeit arbeitslos. Meine Mutter hatte in Puerto Rico ebenfalls gearbeitet, zuerst als Dienstmagd einer puertoricanischen Familie der oberen Mittelschicht, dann in einem Krankenhaus und später in einer Fabrik. Sie hatte etwas mehr Erfahrung in bezug auf Arbeit als mein Vater, aber auch sie hatte nicht die Englischkenntnisse, um durchzukommen. Jedenfalls wurden wir für einige Jahre Fürsorgeempfänger, und das war es, was mir die ersten politischen Anstöße gab. Man mußte einfach politisch zu denken anfangen, wenn man immer wieder miterleben mußte, wie der Scheck von der Fürsorge grundlos ausblieb, so daß meine Eltern nicht wußten, wovon sie die sechs Kinder ernähren sollten.

Ich erinnere mich noch; als ich etwa acht Jahre alt war, blieb der Scheck wieder einmal aus und meine Eltern versammelten uns um sich und sagten: »Hört mal her, wir müssen zum Fürsorgeamt.« Ich war die älteste und sollte übersetzen. »Wir gehen also zum Fürsorgeamt, und du tust so, als ob du dort bleiben würdest, denn sie werden uns lieber das Geld geben, als dich ins Obdachlosenheim aufnehmen.« Das war eine gute Taktik und wir bekamen den Scheck. Dadurch wurde ich politisch, aus dieser Wirklichkeit heraus. Jeden Tag konnten wir es ja von innen sehen, das reichste Land der Welt — das reichste, weil es fast die ganze Welt ausgeraubt hatte, um das reichste Land zu werden. Und diese Wirklichkeit von innen, oder wie wir sagen, die Widersprüche innerhalb dieses Monstrums selbst sehen zu können, das machte alles noch viel klarer.

Es gab viele von uns, die sozusagen die zweite Generation der Puertoricaner in den Vereinigten Staaten bildeten und die Notwendigkeit sahen, uns zusammenzuschließen. Zuerst taten wir das durch Banden und durch Kämpfe gegen andere. Überall gab es Bandenkriege, und die puertoricanischen Schwestern konnten damals mitmachen, indem sie den Brüdern die Klappmesser, Dolche oder Schußwaffen trugen. Eine andere Funk-

tion gab es für sie nicht. Aber dennoch war das der Anfang der Zusammenarbeit zwischen unseren Brüdern und Schwestern. Die Brüder konnten feststellen, daß wir die Dinge mit ebensoviel Verstand anpackten wie sie, was sie kaum für möglich gehalten hatten.
Als die Young Lords Organization in Chicago anfing, machten dort kaum Schwestern mit. Die Frauen hatten noch immer eine bestimmte Rolle zu erfüllen, und die lag nun mal im Haushalt, in der Schule oder im Kinderkriegen und -großziehen. Ich weiß noch genau, wie bei mir alles anfing. Ich hatte mit fünfzehn geheiratet und zwei Kinder. Als ich dann von der Young Lords Party erfuhr, kam ich in ganz schöne Konflikte. Mein Mann hatte nicht dieselbe politische Überzeugung wie ich. Er meinte zwar, daß Puerto Rico frei sein sollte, machte aber kaum politische Arbeit. Ich ging zu einer Reihe Versammlungen und er blieb mit den Kindern zu Hause. Das war eine seltsame Situation, denn normalerweise läuft es ja umgekehrt. Aber ich fand heraus, daß ich nicht bloß Mutter sein konnte, daß ich zwar eine Mutter war, gleichzeitig aber auch an den Rest meines Volkes denken mußte. Also fing ich an, etwas zu tun und gründete die Health Revolutionary Unity Movement. Sie bestand vorwiegend aus Frauen, denn die Mehrzahl der Arbeiter im Krankenhausdienst waren Frauen, und die waren am stärksten unterdrückt. Alle Ärzte und Verwaltungsangestellten waren Männer, und den Frauen blieben nur die Jobs als Pflegerinnen, technische Laborantinnen und medizinisch-technische Assistentinnen. Wir schlossen uns aber als Arbeiterinnen zusammen und nicht bloß als Frauen. Doch bald merkten wir, daß wir uns mit unserer eigenen Passivität als Frauen auseinanderzusetzen hatten. Wir hatten einfach Scheu vor den Männern und sagten nicht, was in unseren Köpfen vor sich ging. Und deshalb beschlossen wir, mit dem Kampf zu beginnen. Wir fingen damit an, daß wir über HRUM Forderungen an die Krankenhausverwaltung stellten, denn wir sahen ja, wie unsere Leute in den Krankenhäusern kaputtgemacht wurden. Das war meine erste konkrete politische Arbeit in einer Organisation. Zuvor hatte ich an Demonstrationen teilgenommen und eine Menge Bücher gelesen, aber in der Praxis fing für mich alles mit HRUM an. Zur selben Zeit arbeitete die Young Lords Party damals im Metropolitan Hospital, und so kam es, daß ich von ihr erfuhr. Ich lernte einen Bruder namens Juan Gonzales kennen, der damals Gesundheits- und Erziehungsminister der Partei war, und wir fanden heraus, daß unsere politischen Einstellungen sehr ähnlich waren. Von diesem Moment an arbeiteten wir zusammen. Ich trennte mich von meinem Mann und meinen Kindern und feierte mit Juan eine revolutionäre Hochzeit.

Viele Leute wollen nicht begreifen, daß auch Revolutionäre menschliche Wesen sind und nicht etwa abstrakte Gestalten. Wir sind aus Fleisch und Blut und Knochen und haben ein Herz; wir lieben und wir weinen. Und der Kampf mit der Partei fällt uns schwer, nicht nur uns Frauen, sondern jedem. Wir sind keine Bürger, denn entweder sind wir Drogenabhängige gewesen, Prostituierte oder Arbeiterinnen. Ich habe von meinem zwölften Lebensjahr an gearbeitet. Ich bin Arbeiterin. Das ist mein Hintergrund. Carmen Mercado zum Beispiel ist eine Lumpen-Schwester, die niemals etwas produziert hat, zumindest nicht in dem Sinn, daß sie in einer Fabrik gearbeitet hätte. Aber die USA haben sich zu einer imperialistischen Macht entwickelt, die von überschüssiger Arbeitskraft abhängig ist. Und genau das ist es, was unsere Lumpen-Brüder und Lumpen-Schwestern sind: überschüssige Arbeitskraft. Die Gesellschaft kümmert sich nicht um sie. Sie hat ihnen den Rükken zugekehrt und deshalb müssen sie entweder durch Hehlereien oder Prostitution überleben. Keine Frau ist gern Prostituierte. Deswegen fanden wir, daß wir uns zusammenschließen müssen. Die Leute, die für einen Mindestlohn in den Fabriken arbeiten, verdienen noch nicht einmal genug, um die Kleider oder Hosen zu kaufen, die sie selbst produzieren. Aber diese Arbeiter und die Lumpen sind das Herz der Revolution, und sie wissen am besten, daß sie dieses System zerschlagen wollen. Denn sie sind diejenigen, die am meisten betrogen wurden.

Seitdem wir die beiden Büros in Puerto Rico eröffnet haben, gehen wir durch eine Menge von Veränderungen. Wir sind eine geteilte Nation, und jeder von uns leidet unter dieser Teilung. Zwischen uns ist das weite Meer, und wir haben unsere Arbeit dort zu leisten, wo wir gebraucht werden. Wenn ich hier in Puerto Rico gebraucht werde, muß ich meine persönlichen Gefühle hinter der Arbeit zurückstellen. Das fällt mir oft schwer und wir sind nicht gerade vollkommen glücklich. Wir würden vieles lieber machen, aber wir wären sicher unglücklich, wenn wir nicht kämpfen könnten, wo immer es notwendig ist. Das sind die Probleme, mit denen wir fertig werden müssen. Wenn die Partei entscheidet, daß wir irgendwohin zu gehen haben, gehen wir. Die Partei entscheidet danach, was ihre Leute für richtig halten. Und wir sahen, daß wir uns nach Puerto Rico auszudehnen hatten.

Die bürgerliche Bewegung hier in Puerto Rico hat eine Reihe guter Vorsätze und Ziele, und viele ihrer Mitglieder werden sich an der Revolution beteiligen. Aber wir wissen, daß die Revolution nicht wirklich in deren Interesse liegt, denn als Bürgerliche haben sie andere Klasseninteressen als wir. Oft können sie nicht begreifen, warum gerade die Ärmsten so

frustriert werden, daß sie die einzige Möglichkeit, dieses System loszuwerden, darin sehen, einen bewaffneten Kampf zu führen. Doch das ist der einzige Ausweg, denn auch gegen uns wird ein bewaffneter Kampf geführt. Es ist noch gar nicht lange her, daß im Gefängnis von Attica 32 Brüder getötet wurden. Sie wurden auf Befehl Nixons und Rockefellers getötet, weil sie verlangten, wie Menschen behandelt zu werden. Das ist unsere Erfahrung und Wirklichkeit. Eine andere sehen wir nicht. Deshalb können wir nicht von uns sagen, daß wir irgendwelche Hoffnungen haben könnten, wenn wir uns am Wahlprozeß beteiligen würden. Die bürgerliche Bewegung in Puerto Rico bereitet sich nun auf die Wahlbeteiligung vor. Wir halten das für rückschrittlich. Das ist nicht progressiv, denn die Nationalistische Partei hat bereits in den dreißiger Jahren bewiesen, daß uns Wahlen nicht das bringen können, was wir für Puerto Rico wollen. Puerto Rico ist eine Kolonie der Vereinigten Staaten, und es gibt keine demokratische Willensbildung, wie immer man diese auch definieren mag.

Jeder, der in die Partei eingetreten ist, sah sich aus einer realen Situation heraus dazu veranlaßt. Es war nicht einfach so, daß sich die Leute sagten: »Revolution, jawohl, laßt uns die Revolution machen.« Die meisten hatten es einfach satt, noch länger mit anzusehen, wie ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern alt wurden und wirklich nichts in den Händen hatten als ihr Elend. Die jüngeren Leute sehen, daß sie die Verpflichtung haben, für Veränderungen zu sorgen.

Als ich in die Partei eintrat, war ich zuerst ein ›Lord in Training‹, dann ›Lord‹, dann ›Leutnant‹ und dann ›Kapitän‹ im Dienst des Gesundheitsministeriums. Meine Verantwortung bestand darin, sicherzustellen, daß sämtliche Parteimitglieder gesund waren und daß wir die Krankenhausarbeiter organisierten. Daneben führten wir Vorsorgeuntersuchungen durch, indem wir von Tür zu Tür zogen. Das war eine Menge Verantwortung, denn es handelte sich sozusagen um eine kleine Gesellschaft, die wuchs und sich entfaltete, um schließlich als neue Gesellschaft die alte zu zerschlagen. Aber innerhalb dieser Aufgabe sahen wir, daß wir damit anzufangen hatten, uns auf der Basis unserer Klassen zu organisieren, und da ich Arbeiterin bin, erhielt ich den zusätzlichen Auftrag, nach Puerto Rico zu gehen und zusammen mit Herman Flores, Benjamin Cruz, Carmen Mercado, Jesus Villanueua und Ramon Lopez diese beiden Niederlassungen aufzubauen.

Wir sind alle in den Vereinigten Staaten aufgewachsen. Wir hatten sogar Probleme mit unserer eigenen Sprache. Wie sollten wir nur anfangen. Es war eine ganz schöne Verantwortung. Aber wir trafen mit Leuten zusammen, die in den Vereinigten Staaten gewesen waren und beide Situationen kann-

ten. Die wußten, woher die Young Lords Party kam, und viele dieser Leute konnten wir direkt in die Partei aufnehmen. Viele unserer Leute verstanden aber nicht, wie es möglich war, daß sich eine puertoricanische Partei in den Vereinigten Staaten bildete und dann nach Puerto Rico kam, um sich hier am Kampf zu beteiligen. Diese Leute behandelten uns fast als Fremde. Und das machte uns ganz schön zu schaffen.

Der Aufbau der Partei in Puerto Rico war sozusagen eine meiner größten Verpflichtungen. Denn seitdem ich zehn Jahre alt war und zum ersten Mal etwas über Puerto Rico gehört hatte, wollte ich immer zurückkommen, arbeiten und unser Volk organisieren. Und dann war es plötzlich so weit: Hier bist du, du hast jetzt zu gehen und deine Arbeit zu erledigen. Aber wir kamen, und jeder versuchte, sein Bestes zu geben. Wir zeigen dem Volk eine Alternativė. Und das ist es, was wir ihm zeigen wollen, daß es Veränderungen gegeben hat und daß es weiter Veränderungen geben wird. Wir haben eine klare Botschaft für das Volk, und diese zu vermitteln, ist unsere Aufgabe hier.

Carmen Mercado, Young Lords Party, Puerto Rico

Als ich mit der Parteiarbeit anfing, war ich erst einmal ein ›Freund der Lords‹. Das ist der unterste Rang in der Partei, in dem man als erstes einen politischen Schulungskurs, eine Art Grundschulung, durchmacht. Wenn diese beendet ist, nach zwei bis drei Wochen, wird man ein ›Lord in Training‹. Als ›Lord in Training‹ soll man der Partei gegenüber beweisen, daß man sich auch in der Praxis bewähren kann, indem man sich Tag für Tag für die Partei einsetzt, mit Leuten in der Gemeinde arbeitet, an politischen Aktionen und Demonstrationen teilnimmt und zeigt, daß man sich der Partei verbunden fühlt. Wenn man sich als ›Lord in Training‹ bewährt hat, rückt man in den nächsten Rang auf. Man wird ein ›Lord‹ und ist nun volles Mitglied der Partei. Ein ›Lord‹ zu sein, ist nicht einfach, denn man muß sich sehr intensiv mit seinen eigenen individualistischen Tendenzen auseinandersetzen, die man noch nicht überwunden hat. Um für das Volk zu kämpfen, muß man viele seiner früheren Gewohnheiten aufgeben.
In der ersten Zeit machte ich viele Veränderungen durch. Ich war noch nicht lange in der Partei, als die Spanish Methodist Church zum zweitenmal besetzt wurde, und zwar mit Waffen. Damals war ich gerade ›Lord in Training‹, und mein politisches Bewußtsein war noch nicht besonders entwickelt. Doch ich mußte Wache stehen. Meine Eltern waren sehr dagegen, daß ich in der Partei war. Ich mußte Totenwache am Sarg von Julio Roldan stehen und war in allen Zeitungen und im Fernsehen zu sehen. Meine Eltern sahen das und billigten überhaupt nicht, daß ich als Frau so etwas tat. Ich stand mit dem Gewehr in der Hand Wache. Als Frau hatte ich ein Gewehr in die Hand zu nehmen und mir selbst wie den anderen Schwestern zu beweisen, daß eine Frau das Gewehr in die Hand nehmen kann; daß eine Schwester nicht nur Hausfrau oder die Gespielin eines Mannes sein kann, sondern daß auch wir zum Gewehr greifen können. Und ich bewies durch mein Beispiel, daß sich eine Frau am Kampf beteiligen kann. Nach dieser Aktion setzte ich mich weiter für die Partei ein und entwickelte mein politisches Bewußtsein. Und als Schwester fühlte ich eine große Verantwortung den anderen Schwestern gegenüber, denn ich sah, daß wir uns gegenseitig zu unterstützen hatten, um mit dem Männlichkeitswahn unserer Brüder wie mit unserer eigenen Passivität fertig zu werden.

Ich wurde sehr aktiv in der Partei. Ich setzte die politische Arbeit in der Gemeinde fort, ging zu vielen Veranstaltungen, plauderte mit vielen Leuten auf der Straße und konnte die Erfahrung machen, daß uns die Leute unterstützten, weil wir uns mit ihnen befaßten und sie sahen, daß wir ebenso unterdrückt waren wie sie und wissen, was wir sagen, wenn wir von Unterdrückung reden. Wir können wirklich von uns behaupten, daß wir in gleicher Weise wie sie leiden, denn wir sind alle Opfer der Unterdrückung. Die Young Lords Party ist das Volk, und wir können uns nicht vom Volk loslösen.

Ich setzte meine Arbeit in der Partei fort, und eines Tages wurde ich dazu ausgewählt, nach Puerto Rico zu gehen. Ich war unter den fünf Mitgliedern, die nach Puerto Rico gehen sollten. Die Wahl fiel auf uns, weil wir uns alle sehr für die Partei eingesetzt hatten und uns ihr stark verpflichtet fühlten. Zuerst war ich ganz schön überrascht, daß auch ich unter den fünf Auserwählten war, aber dann fand ich die Aussicht großartig, daß die Young Lords nun auch eine Niederlassung in Puerto Rico aufbauen wollten und ich dabei mithelfen sollte. Wir wurden sehr intensiv auf unsere Aufgaben in Puerto Rico vorbereitet, und während dieser Zeit fügten wir uns zu einem richtigen Kollektiv zusammen. Das war auch wichtig, denn andernfalls hätten unsere Leute nicht verstanden, warum ausgerechnet wir nach Puerto Rico kamen.

Wir alle mußten große Opfer bringen und all unsere Kontakte in New York abbrechen, unsere Familien und Freunde verlassen und auf die Freundschaften mit anderen Brüdern und Schwestern in der Partei verzichten. Aber als Lords, als Mitglieder der Young Lords Party und als Revolutionäre wußten wir, daß es für die Partei wichtig war, nach Puerto Rico zu gehen, um auch dort für unser Volk zu kämpfen. Und da wir uns der Partei und unserem Volk verpflichtet fühlen, sahen wir es als unsere Pflicht an, diesen Schritt zu tun.

Seit ich in der Partei bin, fühle ich mich sehr wohl, denn ich weiß jetzt, daß ich etwas für mein Volk tun kann und nicht mehr wie früher mein Leben verschwende, indem ich nichts tue und mich auf den Straßen herumtreibe. Viele Schwestern sind einfach nur Hausfrauen, aber man kann zusehen, wie sich das Bewußtsein der Frauen von Tag zu Tag wandelt. Sie beginnen, die Widersprüche in ihrem Dasein als Hausfrau oder als Dienstmagd für den Mann zu sehen, die sich in ihren Beziehungen zu den Männern ständig offenbaren. Aber alles ist noch sehr konfus. Sie wissen nicht, in welche Richtung sie gehen sollen. Und genau in diesem Stadium befand ich mich, bevor ich in die Partei eintrat. In der Partei begann ich aber, die Widersprüche in den Beziehungen zu unseren Brüdern zu erkennen und sah den Zusammenhang zwischen männlicher

Überheblichkeit und weiblicher Passivität. Ebenso mußte ich erkennen, daß unsere Brüder nicht unsere Feinde sind; daß unsere Brüder uns nicht wirklich schlagen wollen. Das ist ganz einfach eine Sache, die ihnen durch das System eingepflanzt wurde. Denn an ihrem Arbeitsplatz werden sie von den Bossen frustriert, und wenn sie dann nach Hause kommen, können sie nicht anders, als die Frau anzugreifen und ihre Frustration an ihr auszulassen. Ich begann, diese Verhaltensweise zu durchschauen und sah die Brüder nicht mehr als etwas Negatives an. Ich erkannte, daß es nicht ihre Schuld war, wenn sie sich so verhielten. Seit über 400 Jahren sind wir ein kolonialisiertes Volk und als Parteimitglieder wissen wir, daß wir uns ändern können; daß Brüder ihre Verhaltensweise ändern können und daß Schwestern ihre Verhaltensweise ändern können und sich der Tatsache bewußt werden, daß sie in der Partei und im revolutionären Kampf für die Befreiung Puerto Ricos eine wichtige Rolle zu spielen haben.

Benjamin Cruz, Informationskapitän der Young Lords Party, Puerto Rico

Im März 1971 kamen wir nach Puerto Rico. Am 21. März veranstalteten wir zusammen mit der Nationalistischen Partei einen Gedächtnismarsch in Erinnerung an das Massaker von Ponce 1937. Das war sozusagen unser erster Auftritt auf der Insel. Einige von uns waren schon vorher hier gewesen und hatten auf Kundgebungen gesprochen, aber als Gruppe waren wir bis dahin noch nicht in Erscheinung getreten.

Am 19. April 1971 hielten wir eine Pressekonferenz ab und kündigten an, daß wir eine Niederlassung in Aquadilla und eine zweite in El Cano eröffnen würden. Aquadilla ist eine ländliche Gemeinde auf der Westseite der Insel. El Cano gehört zum Verwaltungsbezirk der Hauptstadt und bildet eines der größten Slumgebiete in Puerto Rico. Es hieß einmal ›Fanguito‹ und umfaßte noch einige andere Slums, aber im Zuge der Städtesanierung wurde es mehrfach aufgeteilt. Hier begannen wir mit unserer Arbeit und haben als erstes Kontakt zu den anderen Gruppen der Bewegung aufgenommen. Besonders eng ist unser Kontakt zur Nationalistischen Partei. Wir respektieren uns gegenseitig. Sie mögen uns, und wir betrachten sie noch immer als das stärkste Potential für unseren Kampf. Wir haben regelmäßig gemeinsame Treffen, auf denen wir unsere Probleme diskutieren. Die Nationalistische Partei war auch diejenige Gruppe, die uns am meisten geholfen hat. Sie gab uns Ratschläge und half uns finanziell.

In Aquadilla machten wir uns als erstes daran, eine Basis zu schaffen. Wir organisierten Gemeindeversammlungen, auf denen wir Filme zeigten, plauderten mit den Leuten auf der Straße und richteten einen Beschwerdetisch im Krankenhaus von Aquadilla ein. Wir hatten solche Aktionen bereits in New York durchgeführt und wollten das nun auch hier versuchen. Doch hier flogen wir noch am selben Tag aus dem Krankenhaus. Aber wir gaben unseren Kampf deswegen nicht auf. Wir gingen immer wieder in das Krankenhaus, bis einer von uns bei der Verteilung von Flugblättern verhaftet und zusammengeknüppelt worden ist. Daraufhin schloß man das Krankenhaus und verlegte die Patienten nach Mayaguez, was 45 Minuten Fahrzeit entfernt liegt. Doch gemeinsam mit den Bürgern und Mitgliedern der Bewegung haben wir durchgesetzt, daß das Krankenhaus von Aquadilla wieder geöffnet wurde. Wir veranstalteten Demonstrationen, veröffentlichten Protest-

schreiben, und schließlich hatten wir Erfolg. Am Tag der Wiedereröffnung veranstalteten wir ein großes Fest. Jetzt üben wir Druck auf das Krankenhaus aus, damit die Versorgung besser wird, mehr Leute eingestellt und bessere technische und medizinische Einrichtungen angeschafft werden.
In Aquadilla arbeiten wir auch mit MPI und PIP zusammen und koordinieren unsere Protestmärsche, was bisher ganz gut klappte. Im Augenblick bereiten wir eine Demonstration für den 16. Oktober vor, um des Todes von Julio Roldan zu gedenken. Er war Mitglied unserer Partei in New York und wurde in den ›Tombs‹ ermordet. Aquadilla ist seine Geburtsstadt und hier wurde er begraben. Deshalb wird auch hier der Marsch stattfinden. Zusammen mit MPI und PIP veranstalten wir einen Fackelzug, der für den kommenden Samstag geplant ist.
In El Cano sieht unsere Arbeit anders aus. Dieses Slumgebiet liegt sehr abgeschnitten. Es ist von einem hohen Zaun umgeben, und die Leute dort haben sehr wenig Verbindung zur Außenwelt. In ganz El Cano existieren nur drei oder vier Telephone, und die Leute verlassen ihre Gemeinde kaum. Sie gehen nicht nach Santurce oder San Juan, um dort einmal einen netten Abend zu verbringen. Die meisten bleiben zu Hause, sitzen in den kleinen Bars herum, hören Musik und unterhalten sich. Deshalb besteht unsere Arbeit hier hauptsächlich darin, mit den Leuten Kontakt aufzunehmen und ins Gespräch zu kommen. Viele von ihnen kennen wir schon ganz gut. Als erstes planten wir, einen Spielpark für die Kinder einzurichten, denn es gibt hier viele kleine Kinder, die auf den Straßen spielten, und schon oft kam es deshalb zu Unfällen. Wir wollten auch einen Basketballplatz für die Jugendlichen bauen, aber die Stadt sah das kommen und wollte nicht, daß wir uns dadurch bei den Leuten beliebt machten. Im Handumdrehen richtete sie an vier verschiedenen Stellen von El Cano Basketballplätze ein. Dagegen konnten wir natürlich nicht ankommen, denn wir hatten weder die finanziellen Mittel noch irgendwelche Hilfe von außerhalb und waren noch ganz schön unerfahren.
In El Cano befaßten wir uns auch mit der Polizeirepression. Dort kommt es häufig vor, daß vier oder fünf Wagen voll von Polizisten aufkreuzen und einfach über ein bestimmtes Gebiet herfallen. Sie greifen sich heraus, wen immer sie erwischen können und fabrizieren im nachhinein irgendwelche Anklagen. Wir erklärten den Leuten, daß sie sich das nicht länger gefallen lassen dürften, und seitdem organisierten sie sich und wehren sich nun gegen Übergriffe jeder Art. Inzwischen hat es einige verletzte Polizisten gegeben und die Übergriffe kommen nicht mehr so häufig vor.

Weiter versuchen wir den Leuten klarzumachen, daß sie sich dagegen wehren müssen, wenn die Regierung sie aus El Cano vertreiben will. Die Regierung plant, das ganze Gebiet hier niederzureißen, um luxuriöse Eigentumswohnungen für die gehobene Mittelklasse und die wirklich Reichen zu bauen. Und wir erklären den Leuten, daß sie es waren, die hier seit 30, 40 oder 50 Jahren gelebt haben und den Boden, der einmal Sumpf war, trockengelegt haben. Sie haben den sumpfigen Boden mit Schutt aufgefüllt, so daß er trocken wurde und man Häuser darauf bauen konnte. Wir sagen ihnen: wenn hier schon Häuser gebaut werden, dann sollten diese ihnen gehören und nicht irgendeinem kubanischen Emigranten, der hier auf Kosten anderer zu Geld gekommen ist, oder einem Puertoricaner, der bereits ein schönes Haus hat, aber ein noch besseres haben möchte, auch wenn wir deswegen wieder in ein anderes Slumgebiet ziehen müssen. Die Bewohner von El Cano haben darauf sehr positiv reagiert und einen Bürgerrat gebildet, der der Stadt klarmachen wird, daß wir uns nicht vertreiben lassen. Diese Sache hat sich bisher ganz gut angelassen. Unsere Partei arbeitet mit dem Rat zusammen und hat kleine Verteidigungseinheiten aufgebaut, die die Gemeinde verteidigen werden, falls das notwendig werden sollte. Denn das ist unsere Gemeinde und es ist eine echte Gemeinde. Deshalb sollten wir auch so handeln, wie es sich für eine Gemeinde gehört, nämlich mit Geschlossenheit. Und daran arbeiten wir.

Grundsätzlich betrachten wir die Armen als diejenigen, die am stärksten unterdrückt sind. Sie sind diejenigen, die sich als erste in Bewegung setzen und für einen revolutionären Wandel eintreten. Deshalb befinden wir uns auch hier in El Cano und nicht in irgendeiner Mittelklassegemeinde. Die Leute hier haben das als sehr positiv empfunden und sind uns sehr zugetan. Manchmal bringen sie uns Essen, helfen uns mit Autos aus oder unterstützen uns mit Geld, was allerdings nicht allzu häufig vorkommt, denn die Leute hier haben nicht viel Geld. Aber die Leute schätzen unsere Arbeit, und wenn wir weiterhin Tag für Tag mit ihnen zusammenarbeiten, werden wir sie immer stärker für uns gewinnen. Der Kampf wird lang sein, aber das Potential hier ist gut. Es braucht seine Zeit, bis die Leute politisch bewußt werden und zu handeln beginnen. Wir glauben, daß die Menschen aus den Slums eine wichtige Rolle in dem Kampf um die Befreiung Puerto Ricos einnehmen werden. Deshalb leben wir mit ihnen und wie sie. Wir leben in einem Kollektiv und versuchen, wo immer wir können, Sozialismus zu praktizieren, um den Leuten eine Vorstellung davon zu vermitteln, was Sozialismus ist. Ganz davon abgesehen haben die Armen in den Slums hier bereits sozialistische

Verhaltensweisen, die sie nur nicht als solche erkennen. Sie kochen füreinander, helfen sich gegenseitig aus, waschen füreinander, und wir tun dasselbe. Nur wollen wir noch einige Schritte weiter gehen. Aber wir wissen, daß wir noch eine ganze Weile hier sein werden und es ein langer Kampf sein wird.

Die Young Lords Party hat immer den Standpunkt vertreten, daß Puerto Rico durch Wahlen nicht befreit werden kann. Wir sehen, daß Puerto Rico für die USA große wirtschaftliche Bedeutung hat und glauben nicht, daß wir seine Freiheit durch Wahlen erringen können. In einer Kolonie gibt es keine Freiheit. Wir sollten uns nicht einmal für Wahlen einsetzen, denn zu viele Menschen sind dafür gestorben und zu viele Menschen haben dafür gelitten, nicht nur in Puerto Rico, sondern auf der ganzen Welt. Und an die Leute sollten wir denken. Es wäre einfach ein Selbstbetrug, an Wahlen zu glauben und das Volk dafür zu organisieren. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß eine Kolonie ihre Freiheit nur durch bewaffneten Kampf erlangen kann. Nur durch einen Volkskrieg, in dem das unterdrückte Volk aufsteht und die herrschende Klasse stürzt, läßt sich die Freiheit erringen. Wahlen sind eine Farce, und wir lehnen sie vollständig ab.

Hier wird viel über die ›Einheitsfront‹ gesprochen. Gemeint sind damit die beiden Massenorganisationen PIP und MPI, die seit 1946 und 1959 bestehen und die meisten Mitglieder haben. Viele Leute, die die Unabhängigkeit wollen, folgen deren Ideologie, selbst Leute, die keiner der beiden Organisationen angehören. Eine der ersten Ideen der Einheitsfront war der Vorschlag, daß sich ihre Anhänger für die Wahlen von 1972 zusammenschließen sollten. Doch wir sehen nichts von einer Einheitsfront. Wir halten eine Einheitsfront für notwendig, aber mit anderen Gruppen; Gruppen, die das Volk zur Revolution führen. Man muß jede Einheitsfront nach den jeweiligen objektiven Bedingungen zu einem gegebenen Zeitpunkt beurteilen. Tun wir das hier, so müssen wir feststellen, daß deren Hauptproblem darin besteht, sich an den Wahlen zu beteiligen. Das lehnen wir ab. Wir meinen auch, daß die Voraussetzungen für eine Einheitsfront in Puerto Rico noch nicht gegeben sind, vor allem, weil die Ideologien dieser beiden Gruppen sehr verschieden sind. Ein anderer Grund ist die Tatsache, daß die Masse des Volkes, die Armen, noch nicht bereit ist, eine Einheitsfront zu unterstützen. Es gibt viele Leute, die für die Unabhängigkeit eintreten, aber eigentlich gar nicht wissen, was damit gemeint ist. Wir können nicht einfach sagen, wir wollen ein freies Puerto Rico, ohne die Frage zu stellen, wie dieses Puerto Rico aussehen soll. Wollen wir, daß Puerto Rico ein kapitalistisches Land bleibt oder wol-

len wir ein sozialistisches Puerto Rico? Wenn wir wollen, daß es ein sozialistisches wird, ist dann die Wahlbeteiligung das rechte Mittel? Wird uns die Wahl wirklich ein sozialistisches Puerto Rico bringen können? Darin liegen doch die Widersprüche in imperialistischen Ländern. Und die Parteilinie von PIP besteht darin, daß sie sagen: Wir wollen Unabhängigkeit und Sozialismus; Unabhängigkeit durch Wahlen, und dann wird der Sozialismus schon kommen, denn wir sind ja eine sozialistische Partei. MPI propagiert dagegen eine Zwei-Phasen-Strategie: Wir wollen die Unabhängigkeit, und dann werden wir für den Sozialismus kämpfen. Das ist grundsätzlich dasselbe, was PIP will, mit dem Unterschied, daß MPI anfänglich kein Vertrauen in Wahlen setzte, sondern die Linie vertrat: Unabhängigkeit durch bewaffneten Kampf, und danach Aufbau des Sozialismus. Wir aber sind der Meinung, daß wir den bewaffneten Kampf führen und unsere Gemeinden darauf vorbereiten müssen, aber noch während wir das tun, müssen wir Sozialismus praktizieren. Wir können Sozialismus propagieren, wenn wir dafür sorgen, daß das Volk ihn bereits heute in größtmöglichem Maß praktiziert.

13-Punkte-Programm und Plattform der YOUNG LORDS PARTY

Die Young Lords Party ist eine revolutionäre politische Partei, die für die Befreiung aller unterdrückten Völker kämpft.

1. Wir wollen Selbstbestimmung für Puertoricaner, die Befreiung auf der Insel und in den Vereinigten Staaten.
   Seit 500 Jahren haben zuerst Spanien und dann die Vereinigten Staaten unser Land kolonialisiert. In jedem Jahr wandern Milliarden von Dollar in Form von Profiten aus unserem Land in die Vereinigten Staaten ab. Wir sind in jeder Hinsicht Sklaven der Gringos[1]. Wir wollen die Befreiung und die Macht in den Händen des Volkes statt in den Händen puertoricanischer Ausbeuter. QUE VIVA PUERTO RICO LIBRE![2]
2. Wir wollen Selbstbestimmung für alle Latinos.
   Unsere lateinamerikanischen Brüder und Schwestern innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten werden durch die amerikanische Wirtschaft unterdrückt. Die Chicanos haben den Südwesten aufgebaut und wir unterstützen ihren Kampf um das Recht, ihr Leben und ihr Land selbst zu kontrollieren. Das Volk von Santo Domingo setzt seinen Kampf gegen die Vorherrschaft der Gringos und deren Marionetten-Generäle fort. Die bewaffneten Befreiungskämpfe in Lateinamerika sind Teil des Krieges der Latinos gegen den Imperialismus. QUE VIVA LA RAZA![3]
3. Wir wollen die Befreiung aller Völker der Dritten Welt.
   So wie die Lateinamerikaner zuerst für die Spanier und dann für die Yankees Sklavendienste leisten mußten, wurden Schwarze, Indianer und Asiaten versklavt, um den Reichtum dieses Landes zu schaffen. 400 Jahre lang haben diese Völker gegen das rassistische Babylon[4] gekämpft, um ihre Freiheit und Würde zu erlangen. Die Völker der Dritten Welt sind die Vorhut im Kampf um die Freiheit. Alle farbigen und unterdrückten Völker der Welt bilden eine

[1] ›Gringo‹ ist der lateinamerikanische Spottname für Ausländer, besonders Angelsachsen.
[2] »Es lebe das freie Puerto Rico!«
[3] »Es lebe das (lateinamerikanische) Volk!«
[4] ›Babylon‹ wurde zuerst von der Black Panther Party als Bezeichnung der USA verwendet, um deren dekadentem Charakter Ausdruck zu verleihen.

einzige unterdrückte Nation. KEIN PUERTORICANER WIRD FREI SEIN, SOLANGE NICHT ALLE VÖLKER FREI SIND!

4. Wir sind revolutionäre Nationalisten und kämpfen gegen Rassismus.

Die lateinamerikanischen, schwarzen, indianischen und asiatischen Völker in den Vereinigten Staaten sind Kolonien, die für ihre Befreiung kämpfen. Wir wissen, daß Washington, Wall Street und City Hall versuchen werden, unseren Nationalismus als Rassismus zu diskreditieren. Aber Puertoricaner haben die verschiedensten Hautfarben und lehnen Rassismus ab. Millionen von armen Weißen erheben sich, um Freiheit zu fordern, und wir unterstützen sie. Sie werden von der herrschenden Klasse und der Regierung der Vereinigten Staaten getreten. Wir organisieren unsere Völker getrennt, aber unsere Kämpfe gelten derselben Unterdrückung und wir werden sie gemeinsam zerschlagen. ALLE MACHT DEN UNTERDRÜCKTEN VÖLKERN!

5. Wir wollen die Gleichberechtigung der Frau. Nieder mit ›machismo‹ und ›male chauvinism‹.

Unter dem kpaitalistischen System werden Frauen sowohl von der Gesellschaft als auch von Männern unterdrückt. Die Doktrin des ›machismo‹ wurde von den Männern dazu benutzt, ihre Frustrationen an Ehefrauen, Schwestern, Müttern und Kindern auszulassen. Männer müssen gemeinsam mit den Schwestern um deren ökonomische und soziale Gleichberechtigung kämpfen und erkennen, daß die Schwestern über die Hälfte der revolutionären Armee bilden. Im Kampf für unser Volk sind Schwestern und Brüder gleich. VORWÄRTS SCHWESTERN IM KAMPF!

6. Wir wollen die Kontrolle der Gemeinde über unsere Institutionen und unser Land.

Wir wollen die Kontrolle unserer Gemeinde durch unser eigenes Volk und Gemeindeprogramme, die garantieren, daß alle Institutionen den Bedürfnissen unseres Volkes dienen. Die Kontrolle über Polizei, Gesundheitsfürsorge, Kirchen, Schulen, Wohnungen, Transportwesen und Wohlfahrt muß in den Händen des Volkes liegen. Wir wollen, daß den Angriffen auf unser Land durch Städtesanierung, Highwaybau und Universitätsgesellschaften ein Ende gesetzt wird. DAS LAND GEHÖRT DEM VOLK!

7. Wir wollen eine Erziehung, die uns unsere wahre afro-indianische Kultur und die spanische Sprache vermittelt.

Wir müssen die lange Geschichte unserer Kämpfe gegen den kulturellen wie den ökonomischen Völkermord kennenlernen, den die Spanier und dann die Yankees an uns verübt

haben. Revolutionäre Kultur, die Kultur unseres Volkes, ist der einzig wahre Lehrinhalt. JIBARO SI, YANQUI NO![5]

8. Wir bekämpfen Kapitalisten und Bündnisse mit Verrätern.
Die puertoricanischen Herrscher, die Marionetten des Unterdrückers, helfen unserem Volk nicht. Sie werden vom System bezahlt, um unser Volk in Sackgassen zu führen und auf die gleiche Weise zu arbeiten wie die Tausende von ›Armutszuhältern‹, die unsere Gemeinden im Interesse der Geschäftswelt ruhig halten oder die ›Sozialhelfer‹, die die Straßenbanden gespalten halten und ihre gegenseitige Vernichtung betreiben. Wir wollen eine Gesellschaft, in der das Volk seine Arbeit auf sozialistische Weise kontrolliert. VENCEREMOS![6]

9. Wir bekämpfen das amerikanische Militär.
Wir fordern den sofortigen Rückzug aller US-Militärstreitkräfte und Stützpunkte aus Puerto Rico, Vietnam und allen anderen unterdrückten Gemeinden innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten. Kein Puertoricaner sollte in der US-Armee gegen seine Brüder und Schwestern Wehrdienst leisten, denn die einzige wahre Armee der unterdrückten Völker ist die Volksbefreiungsarmee, die alle Herrscher bekämpft. US RAUS AUS VIETNAM; BEFREIT PUERTO RICO JETZT!

10. Wir wollen Freiheit für alle politischen Gefangenen und Kriegsgefangenen.
Kein Puertoricaner sollte in einem Zuchthaus oder Gefängnis sitzen, denn erstens sind wir eine Nation, und Amerika hat keine Befugnisse über uns, und zweitens sind wir nicht von unseren eigenen Leuten (peers) verurteilt worden. Außerdem wollen wir die Freilassung aller Freiheitskämpfer, denn sie sind Gefangene eines Befreiungskrieges. BEFREIT ALLE POLITISCHEN GEFANGENEN UND KRIEGSGEFANGENEN!

11. Wir sind Internationalisten.
Unser Volk wurde durch Fernsehen, Rundfunk, Zeitungen, Schulen und Bücher einer Gehirnwäsche ausgesetzt, damit es anderen Völkern, die für ihre Freiheit kämpfen, feindlich gegenübersteht. Wir wollen diesen Lügen nicht länger glauben, denn wir haben erfahren, wer unsere wahren Feinde und wer unsere wahren Freunde sind. Wir werden unsere Schwestern und Brüder überall in der Welt verteidigen, die für Gerechtigkeit und gegen die Herrscher ihres Landes kämpfen. QUE VIVA CHE GUEVARA![7]

[5] »Jibaro Ja, Yankee Nein!« (Jibaro bezeichnet die ursprünglich indianisch-spanische Mischbevölkerung Puerto Ricos.)
[6] »Wir werden siegen!«
[7] »Es lebe Che Guevara!«

12. Wir glauben, daß bewaffnete Selbstverteidigung und bewaffneter Kampf die einzigen Mittel zur Befreiung sind.
Wir lehnen Gewalt ab — die Gewalt hungernder Kinder, erwachsener Analphabeten, kranker alter Leute, die Gewalt von Armut und Profit. Wir haben gebeten, Petitionen eingereicht, Prozesse geführt, friedlich demonstriert und für Politiker voll von leeren Versprechungen gestimmt. Aber wir sind noch immer nicht frei. Die Zeit ist gekommen, da wir das Leben unseres Volkes gegen die Repressionen verteidigen und unser Volk auf den revolutionären Kampf gegen die Geschäftemacher, Politiker und Polizei vorbereiten müssen. Wenn eine Regierung das Volk unterdrückt, hat es das Recht, diese Regierung zu stürzen und eine neue einzusetzen. BEWAFFNET EUCH SELBST, UM EUCH SELBST ZU VERTEIDIGEN!
13. Wir wollen eine sozialistische Gesellschaft.
Wir wollen Freiheit, Kleidung, freies Essen, Erziehung, Gesundheitsfürsorge, Transportmittel, Vollbeschäftigung und Frieden. Wir wollen eine Gesellschaft, in der die Bedürfnisse des Volkes an erster Stelle stehen und in der wir den Völkern der Welt Solidarität und Hilfe geben statt Unterdrückung und Rassismus. HASTA LA VICTORIA SIEMPRE![8]

Disziplinarische Regeln der YOUNG LORDS PARTY

Jedes Mitglied der Young Lords Party muß diese Regeln befolgen. Die Mitglieder des Zentralkomitees, des Zentralen Stabs und des Stabsministeriums sind dafür verantwortlich, daß diese Regeln eingehalten werden.
Jedes Parteimitglied muß diese Regeln kennen und sie täglich anwenden. Jedes Mitglied, dem die Verletzung der Regeln nachgewiesen werden kann, wird Gegenstand disziplinarischer Maßnahmen der Partei sein.

1. Man ist Young Lord 25 Stunden pro Tag.
2. Alle Parteiniederlassungen müssen sich an die politische Linie und Ideologie halten, die vom Zentralkomitee der YLP bekanntgegeben wird. Desgleichen müssen sämtliche Informationen, die von der Partei veröffentlicht werden, allen Mitgliedern bekannt sein.
3. Jedes Mitglied muß das 13-Punkte-Programm der Partei auswendig kennen und die Plattform verstanden haben.

[8] »Bis zum endgültigen Sieg!«

4. Alle Mitglieder müssen sich an die Befehlskette halten: Offiziere, Kader usw. Der Diensthabende Offizier hat die letzte Entscheidungsbefugnis.
5. Politische Bildungskurse sind für alle Mitglieder obligatorisch.
6. Alle Parteiangelegenheiten haben innerhalb der Partei zu bleiben.
7. Kein Parteimitglied darf Verbrechen gegen das Volk begehen.
8. Alle Parteimitteilungen müssen an die nationale, bezirksmäßige und regionale Ebene gerichtet sein.
9. Alle Streitigkeiten unter Parteimitgliedern müssen sofort beigelegt werden.
10. Parteimitglieder, die durch individualistisches Einzelgängertum ihre eigene oder anderer Verhaftung verursachen, können nicht mit der Hilfe der Partei rechnen.
11. Jedes Mitglied, das beim Spritzen von Rauschgift erwischt wird, wird aus der Partei ausgeschlossen.
12. Kein Mitglied darf während des Dienstes im Besitz illegaler Rauschgifte sein oder solche vorher zu sich genommen haben. Keiner darf während des Dienstes ›high‹ werden.
13. Alle Mitglieder müssen über rechtliche Erste Hilfe orientiert sein. Bei einer Verhaftung geben Young Lords nur ihren Namen und ihre Adresse an und unterzeichnen nichts.
14. Alle Parteiniederlassungen müssen Kader für medizinische Hilfe ausbilden.
15. Kein Parteimitglied darf einer anderen Armee als der Volksbefreiungsarmee beitreten.
16. Keine Parteiniederlassung darf Beihilfen, Armutszuschüsse, Gelder oder andere Hilfen irgendeiner Regierungsbehörde annehmen.
17. Kein Mitglied darf in der Öffentlichkeit sprechen, wenn es nicht vom Informationsministerium dazu autorisiert worden ist.
18. Jedes Mitglied der Führungsspitze, das ein Parteimitglied ausschließt, muß diese Information an das Stabsministerium leiten, damit dieses alle Parteiniederlassungen davon in Kenntnis setzen kann.
19. Jede Parteiniederlassung soll in ihren Hauptversammlungen einmal wöchentlich Kritik und Selbstkritik üben.
20. Kein Parteimitglied darf gegen die Regeln verstoßen, die die praktische Alltagsarbeit aller Niederlassungen der Partei betreffen.
21. Nur die für den Tag beauftragten Parteimitglieder sollten sich im Büro aufhalten. Alle anderen sollen Zeitungen verkaufen oder politische Arbeit in der Gemeinde tun.

22. Jeder Lord soll dem Diensthabenden Offizier einen Tagesbericht über seine Arbeit vorlegen.
23. Alle Mitglieder müssen monatlich mindestens ein politisches Buch lesen und über aktuelle Fragen auf dem laufenden sein.
24. Jeder Lord muß sich mit Waffen auskennen und sie korrekt bedienen können.
25. Kein Lord darf unnötigerweise irgendeine Waffe auf jemanden richten.
26. Jeder Form von Feinden gegenüber müssen wir zu jedem Zeitpunkt als Einheitsfront auftreten.
27. Kein Mitglied darf über ein anderes reden, wenn dieses nicht anwesend ist.
28. Alle Offiziere müssen dem Stabschef wöchentlich einen schriftlichen Bericht liefern.
29. Alle Parteiniederlassungen müssen dem Ministerium für wirtschaftliche Entwicklung einen wöchentlichen Finanzbericht liefern.
30. Alle Verräter, Provokateure und Agenten werden der Revolutionären Justiz unterworfen.

Zweiter Teil
Rising Up Angry

Die ersten Organisationsversuche in weißen Großstadtslums gehen in den Herbst 1963 zurück, als ein Flügel des amerikanischen SDS unter dem Namen ›Economic Research and Action Project‹ (ERAP) in rund einem Dutzend nördlicher Slumgemeinden den Versuch unternahm, lokale Selbsthilfeorganisationen der Armen zu errichten. Das erste Programm dieser Art war JOIN in Uptown Chicago, was stand für ›Jobs Or Income Now‹ (›Arbeit oder Einkommen jetzt‹)[1]. Doch während die ERAP-Programme in den meisten Gemeinden innerhalb weniger Jahre nicht zuletzt an dem Widerspruch zwischen selbstgewählter und aufgezwungener Armut scheiterten, sollte sich JOIN zum beständigsten und erfolgreichsten Organisationsmodell einer weißen Slumgemeinde entwickeln.
Im Sommer 1967, als in mehreren schwarzen Ghettos spontane Rebellionen ausbrachen, schrieben die Mitglieder der JOIN-Gruppe Mike James und Bob Lawson in einem Essay ›Die Reaktion armer Weißer auf die schwarze Rebellion‹:
»Wir sind uns wohl bewußt, daß das schwarze Volk die am stärksten ausgebeutete Gruppe in diesem Land ist [...] Aber wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Weißen aus dem Süden, die sich mit Problemen auseinanderzusetzen haben, die denen der Schwarzen ähneln, die Rassenfrage und die Ursachen der Rebellionen sehr wohl verstehen [...] Das Bewußtsein dieser Leute scheint in einem Verhältnis zu dem Maß an Kontakt und Engagement zu stehen, das sie mit JOIN verbindet.«
Schwerpunkte der praktisch-politischen Betätigung von JOIN boten dieselben Probleme, mit denen sich die Black Panther Party in schwarzen Ghettos konfrontiert sah: Wohnungsfragen, Schulfragen, Probleme der Wohlfahrtsempfänger, Polizeibrutalität, Städtesanierung, Nahrungsmittelpreise sowie mangelnde Gesundheitsfürsorge und Rechtshilfe. Darüber hinaus schuf JOIN die Voraussetzungen für ein politisches Bildungs- und Aufklärungsprogramm, das der Ghettobevölkerung von Uptown Chicago klarmachen sollte, in welchem weiteren Kontext die eigenen Probleme zu sehen sind: im Vietnamkrieg, dem kapitalistischen und imperialistischen Sy-

[1] Über die Arbeit der JOIN-Gruppe siehe: Todd Gitlin und Nanci Hollander, Uptown. Poor Whites in Chicago, New York, Evanston, London 1970.

stem der USA und im Rassismus, der der Aufrechterhaltung dieses Systems dient.
Die Mehrzahl der weißen Ghettobevölkerung von Uptown Chicago sind verarmte Weiße aus den Südstaaten und den Appalachen, oft geringschätzig ›Hillbillies‹ genannt, arbeitslos gewordene Bergwerksarbeiter oder kleine Farmer, die ihr Land verlassen haben, weil die Erträge die Aufwendungen nicht mehr deckten, und mit der Hoffnung nach Chicago kamen, dort ein besseres Leben und einen Arbeitsplatz zu finden. Doch die meisten von ihnen landeten in dem Slumbezirk Uptown und teilten das Elend der schwarzen und lateinamerikanischen Minderheiten.
Im Winter 1967/68 wurden die SDS-Studenten durch jugendliche Mitglieder einer weißen Straßenbande, die von JOIN organisiert und politisiert worden waren, verdrängt. Das Projekt wurde von ihnen übernommen und in ›National Organizing Committee‹ (NOC) umbenannt. 1968 stellte das NOC die Wohlfahrtsempfängerin Peggy Terry als Kandidatin für das Amt des Vizepräsidenten unter der ›Peace and Freedom Party‹ auf.[2] Die Gang-Mitglieder verbanden sich mit den ›Lincoln Park Patriots‹, einer Motorradbande, bildeten die ›Young Patriots Organization‹, adaptierten das Programm der Black Panther Party und schlossen sich mit den Black Panthers und den Young Lords in der ›Rainbow Coalition‹ (›Regenbogen-Koalition‹) zusammen.
Die Young Patriots Organization war ihren Anforderungen nicht gewachsen; das revolutionäre Pathos war stärker als die organisatorischen Fähigkeiten und die Disziplin der Mitglieder. Die politische Bildung und das notwendige Maß an Konsistenz in der Verfolgung der Ziele blieben hinter dem revolutionären Willen und dem Mut zur bewaffneten Konfrontation zurück. Ohne genügend Kader und eine Massenbasis entwickelt zu haben, spaltete sich die Organisation in eine Fraktion, die die Gemeindearbeit in Uptown Chicago fortsetzen wollte und in eine andere, die vorzeitig den Aufbau einer nationalen Partei anstrebte und sich in New York unter dem Namen ›Patriot Party‹ verselbständigte. Beide Gruppen sind durch Polizeirepressionen inzwischen so gut wie zerschlagen worden.
Doch in Uptown Chicago sollte eine neue Organisation des weißen Lumpenproletariats entstehen, die auf den Erfahrungen des JOIN-Projektes und der späten sechziger Jahre aufbauen konnte: ›Rising Up Angry‹, die sich aus der im Sommer 1969 zum erstenmal erschienenen Zeitung gleichen Na-

[2] Die ›Peace and Freedom Party‹ war eine liberale Partei der nationalistischen schwarzen Mittelklasse, mit der die Black Panther Party für die Wahlen von 1968 ein Bündnis schloß. Präsidentschaftskandidat war Eldridge Cleaver.

mens entwickelte. Initiatoren dieser Zeitung waren Mike James vom SDS sowie einige Leute, die zeitweilig im NOC oder in der Young Patriots Organization mitgearbeitet hatten. Heute ist ›Rising Up Angry‹ die wichtigste und progressivste revolutionäre Organisation der deklassierten weißen Minderheit in den USA.

Raymond Tackett, ehemals Vorsitzender der Young Patriots Organization, Lincoln Park, Uptown Chicago

Die meisten Weißen hier kommen aus Virginia, Westvirginia, Alabama, zum größten Teil aus dem Bezirk Harlan und Umgebung. Dort unten gibt es wirklich nichts als Kohlengruben. Wenn man am Abend dort rauskommt, weiß man noch nicht einmal, ob man auch in der nächsten Woche noch Arbeit haben wird. So gut sind die Jobs dort. Jedermann bekommt das langsam satt und versucht, sich nach Chicago abzusetzen, um ein besseres Leben anzufangen. Und die Leute fallen darauf rein, was immer gesagt wird: »Freiheit; Amerika, das Land der Freiheit.« Doch scheiß' drauf, Mann, es ist nicht frei. Trotzdem kommen sie hierher. Man hört von Chicago, New York, Kalifornien und sagt sich, Mann, da oben ist es gut, dort findest du einen anständigen Job. So kamen auch wir hoch. Ich war noch jung und mein Alter mußte in einer Fabrik arbeiten, für einen Dollar-zehn die Stunde. Und neun Kinder mußte er mit diesem Dollar-zehn die Stunde großziehen. Deshalb mein Rat an die Leute dort unten: Bleibt, wo ihr seid, denn was ihr hier findet, ist einen Scheißdreck wert. Wenn ich die Wahl gehabt hätte, ich wäre mit meinem Arsch lieber in den Kohlengruben geblieben und dort verreckt. Dann wäre ich noch besser dran gewesen, denn hier hat man überhaupt nichts.

Es war in den sechziger Jahren, als dieses Mädchen Pat hierher kam und anfing, mit uns zu reden. Wir waren eine Bande und schlugen uns gegenseitig die Schädel ein. Und sie fing an, mit uns zu reden, über die Regierung, die Machtstruktur, die Machtstruktur der Schweine, die uns alle beschiß. Ich galt damals hier in der Gegend als eine Art Boß und Anführer, und deshalb erzählte sie mir eine Menge Zeug über die Revolution und andere Sachen, die ich wissen mußte. Ich sprach mit den anderen Jungen darüber und schließlich kamen wir zusammen. Wir besuchten ein paar Gemeindeversammlungen und hatten eine ganze Menge Schwierigkeiten, aber dann fanden wir heraus, worum es wirklich ging und begannen mit den ›Young Patriots‹. Wir waren mit Preacherman und seinen Leuten in Kontakt gekommen und der saß hier herum. Warum sollten wir also nicht deren Namen benutzen. Die stammten aus dem Süden und wir kamen aus dem Süden. Also schlossen wir uns den ›Young Patriots‹ an. Das ging etwa ein Jahr lang gut, aber dann machten uns die Bullen

wirklich schwer zu schaffen. Wir wurden alle eingelocht. Doch wir haben eine Menge guter Arbeit geleistet.
Wir organisierten vor allem die Arbeiterschaft hier im Bezirk Lincoln Park, Schwarze, Puertoricaner, alles durcheinander, eine Menge Leute aus dem Süden, aber in der Hauptsache organisierten wir Appalachen, denn daher kamen wir ja selbst. Wir fingen mit einem Büro für Rechtshilfe an, bauten eine Klinik auf und hatten ganz schön zu schuften, das alles in Gang zu halten. Wir nahmen an einer Menge Gemeindeversammlungen teil und haben eine Menge Scheißarbeit geleistet und es macht mich verrückt, wenn die Leute immer nur von den Young Lords und Black Panthers reden, die Young Patriots aber nie erwähnen. Wir hatten auch angefangen, an einer politischen Plattform zu arbeiten, aber mein Kopf war damals nicht so recht zusammen, wie er es für mich als Vorsitzenden hätte sein sollen. Wenn ich nur ein wenig mehr Intelligenz gehabt hätte und ein bißchen besser über die Machtstruktur der Schweine Bescheid gewußt hätte, würde alles in Ordnung gewesen sein. Dann wäre ich wahrscheinlich wirklich eine Größe gewesen. Viele Leute haben gesagt, daß ich eine Menge dazugelernt habe und heute vieles klarer sehe. Und ich glaube, daß wir zurückkommen werden, Mann; wir werden wieder in den Kampf einsteigen, wie 1968, nur stärker. Man wird bestimmt wieder von uns hören.
Preacherman wurde kaputtgemacht, praktisch jeder wurde von den Bullen kaputtgemacht. Als ich ins Gefängnis kam, brach so ziemlich alles zusammen. Damit hatten sie uns endgültig aufs Kreuz gelegt, denn die Jungens gerieten dadurch völlig außer sich. Ich versuchte zwar, ihnen klarzumachen, daß ich nicht unersetzbar war, daß ich vielleicht ein Teil der Revolution sein konnte, die Revolution aber vom Volk gemacht wird. Aber keiner konnte es richtig begreifen, weil ich nun mal ihr Wortführer war und ins Gefängnis mußte, und deshalb fiel alles wieder in das Stadium der Bandenkriege zurück, während ich im Gefängnis saß. Und seitdem ich wieder draußen bin, muß ich mich wirklich ruhig verhalten, denn wenn ich irgendwelche revolutionäre Arbeit anfange, bin ich sofort wieder im Knast, und mit mir eine ganze Reihe anderer.
Im Moment bin ich ohne feste Arbeit, und was bleibt mir da anderes übrig als Taglöhnerei. An meiner letzten Arbeitsstelle als Lochpressenarbeiter habe ich mir den Magen kaputtgemacht und konnte ein paar Tage lang nicht zur Arbeit gehen. Deswegen wurde ich gefeuert. So gut sind die Arbeitsplätze hier. Jedermann lebt von der Wohlfahrt. Wohlfahrt ist *die* Sache hier. Man kann einfach keine Arbeit finden. Viele Leute sagen, seht euch diese Faulenzer an; warum arbeiten sie nicht?

Gib ihm doch eine Chance, Mann; gebt uns doch einen Arbeitsplatz. Wir werden arbeiten. Gib uns einen Job; hol uns runter von der Straße. Aber ohne irgendeine Hilfe können wir nichts tun. So sieht es aus. Einen Scheißdreck können wir tun.

Ich wünschte, die Young Patriots würden sich noch einmal auf der Straße organisieren. Aber es gibt gegenwärtig niemanden, der das tun könnte. Alle sitzen im Gefängnis oder sie sind auf Bewährung frei, und die wenigen, die hier sind, haben ihre Gedanken nicht richtig beieinander. Das einzige, was noch funktioniert, ist die Young Patriots-Klinik. Die Leute leisten gute Arbeit und helfen einer Menge armer Leute, Appalachen, Schwarzen und Braunen.

Solange es die Young Patriots gab, waren sie für die Regierung eine Bedrohung. Jedesmal, wenn einer von uns festgenommen wurde, konnten wir auf der Polizeiwache unsere Fotos an der Wand hängen sehen und Polizistenschweine, die mit Wurfpfeilen danach zielten. Wir waren wirklich ganz schön mächtig und eine Bedrohung für die Regierung und all die dicken Schweine, und deshalb lochten sie uns alle ein. Als ich aus dem Gefängnis kam, gab es keine Young Patriots und keine Young Lords mehr. Cha Cha sollte der Prozeß gemacht werden und er mußte in den Untergrund. Es gab nur noch die Machtstruktur der Schweine, die alles zerschlagen hatte. Die meisten waren Freaks, Hippies oder Yippies geworden oder als was man sie auch immer bezeichnen will, und die kämpfen auf eine andere Weise. Die einzige Ausnahme ist Rising Up Angry. Aber solange die Young Patriots auf der Straße waren, haben wir nie von Rising Up Angry gehört. Die sind wie eine Blume hervorgekommen; ganz plötzlich sind die sozusagen aus dem Erdboden hervorgeschossen und haben sich ganz schön entwickelt. Alle sind verhaftet worden, Mann, aber Rising Up Angry ist noch immer da und macht ordentliche Arbeit.

Mike James, Mitglied des Zentralstabs von ›Rising Up Angry‹, Uptown Chicago

Unsere Arbeit ist sehr stark auf die Probleme in der Gemeinde ausgerichtet. Und jemand, der unser Land nicht kennt, kann sich nur schwer ein Bild darüber machen. Wir befinden uns hier in Chicago. In der Innenstadt leben 4 Millionen Menschen; nimmt man das weitere Stadtgebiet, sind es 6 Millionen. Chicago ist eine wichtige Industriestadt. Es bildet eine Art Zentrum in den Vereinigten Staaten. Alles läuft hier durch, alle Eisenbahnen, Rockbands usw. Chicago ist wie eine fette, abgefuckte, schlampige Hure. Die Luftverschmutzung ist hoch, die Straßen sind verdreckt, das Leben hier ist verdammt hart. In der Innenstadt leben hauptsächlich Schwarze, Lateinamerikaner und arme Weiße, denn in den letzten 20 Jahren zog jeder, der es sich irgendwie leisten konnte, in die Vorstädte. Doch vor längerer Zeit faßte die Stadt den Entschluß, den Kern der Stadt wiederzugewinnen, um ihn für die Geschäftswelt zu sichern. Das war in den fünfziger Jahren, und Bürgermeister Daley[1] spielte dabei eine maßgebende Rolle. Seit dieser Zeit entstanden in der Innenstadt immer mehr riesige Appartement-Häuser, die vor allem junge Berufstätige aus den Vorstädten in die Innenstadt zogen. Ganze Viertel wurden niedergerissen, die früher einmal weiß waren, dann aber schwarz oder lateinamerikanisch wurden. Jetzt will man sie wieder für die Weißen haben. Die Farbigen siedelte man in Sozialwohnungen um, in die sogenannten »Projects«, die eigentlich nichts anderes als hochgeschossige Slums sind. Sie sind mit Polizisten infiltriert und das Leben in ihnen ist einfach erbärmlich, wie in einem Gefängnis. In Uptown Chicago, wo wir arbeiten, leben 120 000 arme Weiße, doch ist auch dieser Bezirk nicht mehr ausschließlich weiß. Jetzt leben hier auch Schwarze, Lateinamerikaner und viele Indianer. Es ist eine wirklich arme Gegend. Eine Reihe von Häusern haben noch trügerische Fassaden aus einer vergangenen Zeit, und sie sehen so aus, als ob es sich darin ganz schön wohnen ließe. Aber die Wohnungen sind zigmal unterteilt, und die Mieten sind wirklich hoch. Immer mehr Leute werden in immer kleineren Räumen zusammengepfercht. Aber auch diese Gegend hat man aus Geschäftsinteressen zum städtischen Sanierungsgebiet erklärt. Und für die Stadtsanierung spielt es keine

[1] Über Richard J. Daley und seine Rolle als Bürgermeister von Chicago siehe: Mike Royko, Boss, New York 1971.

Rolle, ob es sich um eine schwarze oder weiße Gemeinde handelt. Alle müssen weg. Das Bild der Gemeinden ändert sich unheimlich schnell. Außerdem laufen die Bodenspekulationen auf Hochtouren. Und dabei geht man ganz geschickt vor: Die Bodenspekulanten erzählen den weißen Hausbesitzern, daß Schwarze in die Gegend ziehen, so daß diese in Panik geraten und billig verkaufen. So spaltet man die Leute und hetzt die Weißen gegen die Schwarzen auf.

Die Geschichte von ›Rising Up Angry‹ in Uptown Chicago geht in das Jahr 1969 zurück. Die erste Ausgabe unserer Zeitung erschien im Juli 1969. Einige Monate vorher hatte sich eine Gruppe zusammengefunden, die den Plan faßte, diese Zeitung herauszugeben und sie entwarf. Sie sollte als Mittel dienen, in unserer Gemeinde Aufklärung zu betreiben und die Basis für eine Organisation schaffen. Damals arbeiteten nur wenige Leute aus der radikalen revolutionären Bewegung in den weißen Gemeinden. Die meisten stützten sich entweder auf die schwarzen, lateinamerikanischen, mexikanischen und puertoricanischen Gemeinden oder auf die Universitäten.

Innerhalb des SDS gab es jedoch bereits früher — noch vor dem Höhepunkt der Anti-Kriegsbewegung — gewisse Ansätze, die Arbeiterschaft und sogar das Lumpenproletariat, die besitzloseste aller Klassen, zu organisieren. Der SDS entwickelte damals die sogenannten ›Economic Research and Action Projects‹ (ERAP) für einige schwarze und weiße Ghettos im Norden, um den Studenten dort die Möglichkeit zu geben, ihre Theorie in die Praxis umzusetzen. Viele Studenten aus dem Norden waren damals in den Süden gegangen und nahmen aktiv an der schwarzen Bürgerrechtsbewegung teil. Um aber auch die zurückgebliebenen zu aktivieren, begann der SDS, wenn ich mich recht erinnere, im Sommer 1965/66 in Newark, Chicago, Cleveland und in Cairo, Illinois, mit diesen Projekten. Die Studenten lebten während des Sommers in den armen Gemeinden, arbeiteten mit den Jugendlichen und griffen Probleme wie Arbeitslosigkeit und dergleichen auf.

Das Projekt hier in Chicago hieß ›Jobs Or Income Now‹ (›Arbeit oder Lohn jetzt‹). Dahinter verbarg sich die Idee, unter den arbeitslosen Arbeitern eine Bewegung ins Leben zu rufen. Es fing damit an, daß man vor dem Büro für Arbeitslosenunterstützung Flugblätter verteilte. Die Arbeitslosen galten für die ERAP-Leute damals als das revolutionäre Potential der Zukunft. Ihre Wirtschaftstheoretiker waren Robert Theobald und Michael Harrington. Und man ging von der Hypothese aus, daß die Arbeitslosenrate im Zuge der Automatisierung stark zunehmen würde. Das stimmt zwar, aber die Leute kamen damals etwas zu früh damit und waren wieder verschwunden, als die Situation wirklich reif war.

Das spezifische Projekt, das sie in Uptown Chicago initiierten, war die Bildung von ›JOIN Community Unions‹, der Versuch, die Arbeitslosen aus den armen weißen Gemeinden – die Hillbillies oder Appalachen, die aus den Bergen im Süden kamen und dort in den Kohlengruben oder auf kleinen Farmen gearbeitet hatten – in Gewerkschaftsgruppen zusammenzuschließen und für den Kampf um Arbeitsplätze zu organisieren.
Das Entscheidende an diesem Versuch in Chicago ist die Tatsache, daß es die Leute von JOIN zum erstenmal in diesem Land über längere Zeit durchgehalten haben, wirklich mit armen Weißen zu arbeiten. Es war eine Zeit des Experimentierens. Man versuchte, die verschiedensten Ideen umzusetzen. So gab es auch eine Gruppe, die das Polizei-Problem aufgriff. Im Sommer 1966 veranstaltete sie einen Marsch auf die Polizei-Station, an dem etwa 300 Leute, in der Mehrheit Weiße, teilnahmen.
Damals hat das viele Leute in Erstaunen versetzt, denn es war das erstemal, daß man etwas gegen die Polizei-Brutalität unternahm. Dann wurden Mieterstreiks veranstaltet, kollektive Mietverträge ausgehandelt, Nahrungsmittel-Kooperative gebildet, eine Zeitung wurde herausgegeben, eine Gruppe für Wohlfahrtsempfänger gegründet und politische Schulungsarbeit in den Gemeinden betrieben. Doch man versuchte alles auf einmal. Man begann eine Sache und dann gleich die nächste und so weiter. Trotzdem war die Sache für ihre Zeit ganz gut und sprach schließlich auch eine Menge Leute an. Aber nach und nach verschwanden die Studenten wieder, die damals die Universitäten verlassen hatten, um in den Gemeinden politisch zu arbeiten, und niemand weiß, wo sie geblieben sind.
Aus dieser Arbeit ging aber eine Gruppe hervor, die im Mittleren Westen etwas aufzubauen versuchte. Sie nannte sich ›National Organizing Committee‹ und wollte im Mittleren Westen, den wir als eine ökonomische, politische und soziale Region betrachten, Betriebsarbeit machen, aber vor allem die arbeitslosen Jugendlichen in den Straßen organisieren, die Arbeiterjugend, oder besser gesagt, Lumpen-Arbeiter-Jugend, deren Eltern manchmal arbeiteten, manchmal arbeitslos waren oder auch Prostituierte und Hehler waren. Jedenfalls waren das die Jugendlichen, die auf der Straße rumhingen und niemals einen beständigen Arbeitsplatz haben würden. ›Rising Up Angry‹ entstand in gewissem Sinne aus dieser Gruppe, denn ein Teil trennte sich vom ›National Organizing Committee‹ und schloß sich mit einigen anderen zusammen, die die Zeitung herausgeben wollten.
Als wir die Zeitung entwarfen, gingen wir von dem Glauben

aus, daß die Revolution, oder zumindest deren Stoßtrupp von Menschen der Dritten Welt aufgebaut werden wird, hier in den Vereinigten Staaten wie in der übrigen Welt. Obwohl wir das damals noch nicht so klar begründen konnten, waren wir uns in diesem Punkt doch recht sicher. Dennoch meinten wir, daß die Voraussetzungen auch für Weiße geschaffen werden konnten, und zwar in dem Maße, wie sich die wirtschaftlichen Bedingungen in diesem Land verschlechtern und auch Weiße betroffen werden. Die herrschende Klasse würde zwar gerne die Menschen der Dritten Welt strukturell loslösen, um nur sie allein Repressionen auszusetzen und zu unterdrücken, aber sie konnte diese Trennung nicht ungebrochen fortsetzen, und inzwischen hat sich gezeigt, daß auch mehr und mehr Weiße von der wirtschaftlichen Lage betroffen sind.

Als wir damit anfingen, weiße Arbeiter zu organisieren, war man daran gewöhnt, diese als Faschisten oder Rassisten darzustellen, und die Massenmedien spielten dabei eine große Rolle. Außerdem entsprach es der Mentalität der meisten Leute, Arbeiter als stumpfsinnig zu betrachten und zu denken, daß alle Arbeiter aus dem Süden rassistisch sind und Schwarze umbringen. Als 1963 die vier Mädchen in der Kirche von Birmingham getötet wurden, hat die Presse das als eine Tat weißer rassistischer Arbeiter hochgespielt. Mit keinem Wort wurde die ›United States Steel Company‹ erwähnt, die für die Spannungen in der Stadt verantwortlich war, indem sie die Schwarzen von den Weißen spaltete, um damit die Arbeiterschaft zu spalten und die Löhne niedrig zu halten.

Ein anderes Beispiel gibt es hier in Chicago. Es kam hier zu Unruhen, als man versuchte, schwarzen Schülern durch »School-Busing« den Besuch von Schulen in vorwiegend weißen Arbeitergemeinden zu ermöglichen. Und die Presse stellte diese Unruhen als rassistisch, antischwarz und faschistisch hin. Sie verwendete zwar nicht gerade diese Worte, aber ihre Einstellung war eindeutig. Sie ging mit keinem Wort auf die Rolle der katholischen Kirche und der Universität von Chicago ein, die die zwei größten Landbesitzer in dieser Stadt sind und die Hauptverantwortung für die Rassentrennung und die schlechten Wohnverhältnisse tragen.[2]

Wir betrachten Ereignisse dieser Art von einem anderen Standpunkt und waren der Meinung, daß eine Menge von Leuten sich ändern würden oder zu einem Umdenken veranlaßt werden könnten. Einige von uns hatten bereits Gemeindearbeit geleistet und waren durch ihre Erfahrung in dieser Hinsicht recht positiv.

[2] In den USA ist es üblich, Universitäten wie Highways auch nach militärisch-strategischen Gesichtspunkten zu planen. Die Universität von Chicago bietet ein Beispiel dafür. Sie trennt die City von der South Side, dem schwarzen Ghetto, und hat die Funktion eines Schutzwalls.

Unsere damalige Arbeit läßt sich am besten als Sozialarbeit bezeichnen. Wir hatten zwar auch Versuche unternommen, eine politische Organisation aufzubauen und eine Ideologie zu entwickeln, aber unsere Arbeit bestand damals in erster Linie darin, dem Volk zu dienen. Und da wir noch keine revolutionäre Ideologie hatten, lief eben in erster Linie alles auf Sozialarbeit hinaus. Wir waren sehr stark von utopischen Ideen beeinflußt: dem Volke dienen, insbesondere den Armen; daß jeder das gleiche Recht hat, über sein Leben zu bestimmen und so weiter. Das waren frühe SDS-Manieren: anfänglich utopisch, dann sozial-demokratisch und später durch und durch romantisch und abenteuerlich.

Als wir ›Rising Up Angry‹ anfingen, sahen wir es als unsere wichtigste Aufgabe, politische Bildung und Aufklärung zu betreiben, um die Voraussetzungen für eine Organisation zu schaffen. Innerhalb unserer Gruppe, die sich um die Zeitung herum entwickelte, bestanden zwei Tendenzen. Ein Teil fand es einfach aufregend, eine Zeitung herauszugeben, und das waren die Leute, die sich sehr stark den Greasers (›Schmalzköpfe‹) verbunden fühlten. Die Greasers sind die härtere Sorte Jugendlicher aus der Arbeiterklasse. Sie bilden sozusagen eine Subkultur innerhalb der Jugendkultur. Die meiste Zeit treiben sie sich in den Straßen herum, trinken Bier, tragen Lederjacken, pomadisieren sich die Haare und fangen mit anderen Leuten Streit an. Unter ihnen gibt es ein hohes Maß an Zusammengehörigkeitsgefühl, aber sie haben keine Beziehung zu anderen Leuten. Außerdem sind sie sehr militaristisch. Es sind die Jugendlichen, die in die Armee oder auf technische Schulen gehen würden, nicht aber auf die Colleges.

Wir wußten schon damals, daß ältere Arbeiter für uns einmal wichtig sein würden, doch wählten wir die Greasers als unsere erste Zielgruppe, weil sich Jugendliche am leichtesten rekrutieren ließen und wir ja an den Aufbau einer Organisation und die Ausbildung von Kadern dachten. Wir entschieden uns ganz bewußt für die Greasers, weil sie in unserer Gegend die Weißen waren, die am stärksten unterdrückt wurden. Es gibt zwar ein weißes Lumpenproletariat, etwa die Weißen aus dem Süden, die jetzt in Uptown leben und ganz schön unterdrückt sind, aber als Gruppe waren die Greasers am schlechtesten daran. Sie waren diejenigen, die am häufigsten in Schwierigkeiten gerieten, die in der Schule nicht zurechtkamen und ständig Putz machten. Heute sieht die Situation allerdings anders aus, und ich würde sagen, daß die Jugendlichen, die sich heute noch auf die Seite der Greasers schlagen, etwas reaktionär und faschistisch sind.

Wir begannen also unsere Arbeit damit, eine Zeitung herauszugeben, und am Anfang verschlang das eine Menge Zeit.

Es dauerte meistens anderthalb Wochen, bis die Zeitung endgültig fertig war, und wenn es schließlich so weit war, hingen eine Menge Leute bei uns herum, um die Zeitungen mit in die verschiedenen Gemeinden und Highschools zu nehmen. Dabei mußten wir uns oft mit der Engstirnigkeit unserer eigenen Leute auseinandersetzen. Oft wollten sie nicht aus ihrer eigenen Gemeinde hinaus und redeten sich ein, daß hier und dort jemand hinter ihnen her sei und ihnen den Schädel einschlagen wollte. Manchmal hatten sie sogar Manschetten, in der eigenen Gemeinde zu verteilen. Alle diese Widerstände konnten wir mit der Zeit überwinden, und heute versuchen wir so oft wie möglich, daß sich Leute aus dem Norden der Stadt mit Leuten aus der South Side treffen, indem wir zusammen feiern oder Filme zeigen, wie beispielsweise Newsreel-Filme. Wir hatten einen über Haight Ashbury[3] und die dortigen Kämpfe gegen die Polizei. Wir zeigten einen Film über die Black Panther Party und wenig später einen etwas anspruchsvolleren Film über China, ›One Forth of Humanity‹, von Edgar Snow[4].

Doch wie ich bereits sagte, gab es innerhalb unserer Gruppe zwei Tendenzen. Das eine waren die ›Anarchisten‹, die die Haltung hatten: Wir machen einfach etwas, und es ist schon eine starke Sache, die Zeitung zu machen. Sie waren sehr oft ›high‹, gingen zu unseren Rock-Festivals und dachten, damit hätten wir schon alles erreicht. Die andere Gruppe war sich politisch sehr viel bewußter und machte sich die ganze Zeit Gedanken darüber, wie man eine gut funktionierende Organisation aufbauen konnte.

Wenn man eine Organisation aufbauen will, muß man eine Menge Bildung betreiben. Man muß die Engstirnigkeit der Leute überwinden können, und man muß ihnen eine Alternative anbieten können, gegenüber dem Rassismus, dem Krieg und den Barrieren, die durch den institutionalisierten Sexualismus aufgebaut wurden. Darin haben wir unsere Aufgabe gesehen, als erste unter das Volk zu gehen und genug Liebe für das Volk aufzubringen, um ihm bei der Überwindung dieser Schwierigkeiten helfen zu können. Wir haben uns eine ganze Zeit lang aus der sogenannten Bewegung herausgehalten, etwa zwei Jahre lang, denn wir waren der Meinung, daß die Bewegung zwar ganz schön ist, aber in einer Menge von Dingen viel zu exzentrisch und hochgestochen ist, um ein Verhältnis zur Masse des Volkes finden zu können. Wir wußten, daß die Theorie sehr wichtig ist, aber es muß eine dialektische

[3] Haight Ashbury ist der Bezirk im Norden von San Francisco, in dem die moderne amerikanische Jugendkultur der sechziger Jahre zuerst entstanden ist.
[4] Edgar Snow war der einzige westliche Journalist, dem während der Kulturrevolution die Einreise nach China erlaubt wurde.

Beziehung zwischen Theorie und Praxis geben. Die meisten Leute aus der Bewegung verfügten über keine Praxis, und deshalb war ihre Theorie bankrott und lediglich ein intellektuelles Spiel. Und während die Leute in der Bewegung darüber sprachen, Kollektive zu entwickeln, wucherte der Individualismus munter weiter, und niemand war imstande, wirklich kollektiv zu arbeiten. Die meisten Gruppen hatten ihren Führer, der kraft seiner Autorität in der Lage war, alle für eine gewisse Zeit zusammenzuhalten und Spaltungen zu vermeiden. Und dann bestand der Trend, daß alles, was neu aufkam, *die* Sache wurde: Organisation der Arbeiter an den Stätten der Produktion, Organisation des Lumpenproletariats in den Straßen usw. Es gab überhaupt keine Beständigkeit.

Ohne daß wir uns über die einzelnen Schritte wirklich bewußt waren, versuchten wir, organisch zu wachsen. Viele in unserer Gruppe waren sich irgendwie darüber im klaren, daß man als Organisation bestimmte Stadien zu durchlaufen hat. Erst später wurde uns richtig bewußt, wie wichtig diese Stadien sind. Huey P. Newton sagte: Wenn man von A nach C kommen will, muß man über B gehen. Das hatten wir eingesehen. Außerdem waren wir sehr darauf bedacht, die Leute, die wir ansprechen wollten, nicht zu überfordern. Sobald man zu stark auf sie eindrängte, zwang man sie zu Dingen, denen sie nicht gewachsen waren. Es gab Zeiten, in denen die Bewegung ganz von Leuten bestimmt wurde, die einfach sagten, daß man antiimperialistisch sein muß und das und jenes. Sie ratterten die ganze Leier nur so herunter und verloren dadurch ihre Leute. Ich glaube, daß diese Tendenz in der weißen Bewegung noch immer vorherrscht. Und obwohl jetzt viele wie wir in die Fabriken und in die Gemeinden gegangen sind, fällt es ihnen oft noch immer schwer, ihre Leute zu halten, denn sie haben immer noch nicht das richtige Gespür für Menschen und tendieren dahin, aus allem intellektuelle Probleme zu machen.

In ›Rising Up Angry‹ hatten wir damit keine Schwierigkeiten. Wir hatten andere Probleme. Viele unter uns legten eine Haltung an den Tag wie: Alles ist Klasse. Wir sind das Volk, vorwärts! Alle Macht dem Volke! Hoch die Tassen! — Das war eines unserer Probleme, was selbst auch die politischen Leute betraf, und noch heute besteht unter uns eine gewisse Lockerheit: Freu' dich am Leben! Vergnüg' dich! Zerbrich' dir nicht den Kopf über die Zukunft oder die Gegenwart!

Sehr organisch haben wir dann das entwickelt, was wir den Zentralstab nannten. Der Zentralstab entschied, was in die Zeitung kommen sollte. Der Zentralstab leitete unsere politischen Bildungsprogramme und gab den Leuten die Richtung für ihre tägliche Arbeit. Wir waren immer bestrebt, die Orga-

nisation straff zu leiten. Wir versuchen, uns ständig organisatorisch wie inhaltlich zu festigen. Der Aufbau des Zentralstabs war ein wichtiger Schritt dazu. Wir machten allen klar, daß jeder eine gewisse Funktion hat und daß diejenigen, die keine Lust hatten, sich regelmäßig einzusetzen und regelmäßig an der politischen Arbeit teilzunehmen, auch weniger Einfluß auf die Entscheidungen der Organisation haben würden. Nur mal vorbeischauen und einen klugen Satz sagen, weil man sich vielleicht für gescheiter hielt als die anderen, aber sich nicht um die praktische Arbeit kümmerte, davon hielten wir nicht viel. Damit will ich eigentlich nur sagen, daß wir schon sehr frühzeitig erkannt hatten, daß wir eine politische Organisation aufbauen wollten und daß wir dazu einen gewissen Grad an Disziplin entwickeln mußten.
Unsere Arbeit bestand zum großen Teil aus dem Herumlungern auf der Straße und dem Versuch, mit möglichst vielen Leuten in Kontakt zu kommen. Wir nannten das ›outreach‹ (Hinausreichen), und das Prinzip dabei war: man klopft jemanden auf die eine Schulter und beginnt mit ihm über den Krieg, über die Schwarzen oder über die Bullen zu reden. Gewöhnlich verstehen sie unsere Argumentation nicht gleich und man kann sie nicht sofort für die Organisation gewinnen. Der Bursche führt sein normales Leben weiter. Er geht in die Armee, hat eine Freundin, trennt sich von ihr oder macht ihr ein Kind, verliert seine Arbeit, bekommt Krach mit seinen Eltern, fliegt von der Schule oder landet im Gefängnis. Und all diese Erfahrungen klopfen ihm dann auf die andere Schulter und er sagt sich plötzlich: der hatte ja recht. — Auf diese Weise arbeiten wir unter den Leuten in der Gemeinde und rekrutieren sie. Es gibt eine Menge Leute, die wir seit langem kennen, die aber nicht direkt in der Organisation arbeiten. Aber sie mögen uns. Sie finden ›Rising Up Angry‹ eine gute Sache: ›Angry‹ hilft, wenn die Polizei hinter dir her ist. ›Angry‹ hat eine Information für dich, wenn du schwanger bist. Das sind gute Leute und die Revolution ist eine gute Sache.
›Angry‹ ist überall zu finden. Wir waren in die Auseinandersetzungen um die Parks verwickelt. Als die Bullen die Jugendlichen dort schikanierten, organisierten Leute von ›Angry‹ den Widerstand. Ganz zu unserem Anfang war das eine neue Sache. Aber nach dem Parteitag der Demokratischen Partei (1968) ging man verstärkt gegen die Jugendlichen in den Parks vor. Dieser Parteitag war eine wichtige Erfahrung für die Jugendlichen in Chicago. Ich meine damit die Jugendlichen aus der Nachbarschaft, die sich gerade in dem Stadium befanden, ihre Haare lang wachsen zu lassen, Hasch zu rauchen, Marihuana oder dergleichen. Die kamen zum Parteitag und

sahen sich die politischen Knallköpfe an, die von überall im Lande hergekommen waren. Und ihnen gefiel die Szene und sie fingen an, mit den Leuten zu sympathisieren. Das war ein Erlebnis für sie. Noch anderthalb Jahre später kam es vor, daß uns Jugendliche zuriefen: »He, weißt du noch, ich war auch auf dem Parteitag!«

Wir haben uns große Mühe gegeben, das Verhältnis der Jugendlichen zu ihren schwarzen Altersgenossen zu klären, denn das war in vielen Gemeinden ein großes Problem. Aber wir machten die Erfahrung, daß es weißen Jugendlichen aus Gemeinden, in denen sie Kontakt zu Schwarzen oder Latinos hatten, viel leichter fiel, rassistische Barrieren zu durchbrechen, als denen, die niemals mit Schwarzen in Berührung gekommen waren. Und wir erklärten ihnen, warum Schwarze sie verprügelten, warum Puertoricaner ihnen aufs Dach stiegen. Sie hatten sich nicht klargemacht, daß ihre Eltern schwarze Jugendliche ebenso behandelten. Außerdem mußten sie feststellen, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl unter Schwarzen viel stärker war. Es gab mehr Einigkeit und Solidarität unter ihnen. Wir trafen aber auch eine ganze Reihe Jugendlicher, die ihre schwarzen Altersgenossen wirklich mochten. Einige hatten sich schon in irgendeinem Jugendgefängnis kennengelernt, wo sie sich höchstwahrscheinlich bekämpfen mußten, aber dennoch mochten sie die Schwarzen.

Zu dieser Zeit entwickelte sich die Black Panther Party zu einer einflußreichen Kraft in diesem Land. Nach dem Zusammenbruch des SDS wurde sie die treibende Kraft der Revolution, und viele nahmen sie sich zum Vorbild. Das war auch in Ordnung, denn trotz ihrer zeitweilig mehr oder weniger stark ausgeprägten nationalistischen Phase betonten die Panthers den Klassencharakter der Gesellschaft und sprachen neben Schwarzen, Indianern und Orientalen auch die unterdrückten Weißen an. Das war gut für uns, denn das waren die Leute, die wir organisieren wollten.

Im Herbst 1970 erkannten wir die Notwendigkeit, eine zweite Organisationsstufe aufzubauen: die Kader-Gruppe. Deshalb luden wir zu einer Versammlung ein. Vorher hatten wir schon oft politische Massenveranstaltungen organisiert, auf denen wir Filme zeigten, zu denen wir Leute aus den verschiedenen Gemeinden einluden, um mit ihnen zu plaudern. Und gewöhnlich kamen recht viele. Und nun hatten wir zu dieser Versammlung aufgerufen, auf der wir unsere Organisation definieren wollten. Wir erklärten den Leuten, was die Funktion des Zentralstabs ist, wie wir Entscheidungen treffen und wie wir die Organisation entwickeln wollten. Wir machten klar, wie wir uns hier in den USA in den allgemeinen Kampf einordnen wollten und wie wir unsere Beziehung zu den in-

ternationalen Klassenkämpfen sehen. Und wir sagten den Leuten, daß wir mehr aktive Mitglieder für unsere Organisation gewinnen wollten, die auch bereit waren, Verantwortung zu übernehmen.
An dieser Veranstaltung nahmen mehr Leute als erwartet teil, denn wir hatten vorher zu verstehen gegeben, daß wir mehr oder weniger nur an der Teilnahme solcher Leute interessiert waren, die in politischer Arbeit ein gewisses Maß an Verantwortung und Verpflichtung sahen. Trotzdem kamen etwa 100 Leute aus den verschiedensten Teilen Chicagos. Das waren die Leute, zu denen wir in den Schulhöfen Verbindungen angeknüpft hatten, als wir unsere Zeitung verteilten. Oder es waren die Jungens, mit denen Leute aus unserer Organisation Kontakt aufgenommen hatten, als sie aus der Armee oder aus dem Gefängnis kamen und die unsere Organisation nun seit 3, 6 oder 12 Monaten kannten. Aus diesen Leuten ging die Kader-Gruppe hervor.
Während sich die Kader-Gruppe entwickelte, konnte sich gleichzeitig der Zentralstab qualitativ weiterentwickeln. Das war ein dialektischer Prozeß. Die Erfahrungen, die die Kader-Gruppe während ihrer Konsolidierungsphase machte, förderten den Zentralstab. Wir machten damals viele Experimente, übten Kritik und Selbstkritik und machten sehr intensive politische Schulung. Wir lasen Maos ›Rotes Buch‹ oder Schriften der Black Panthers. Wir versuchten, den Leuten einen gewissen Überblick zu geben. Sie hatten alle sehr viel Herz und Seele, viel Mumm und Mut, aber sie hatten keine Ideologie, sie hatten keinen Überblick. Sie wußten nur, daß sie die Bullen nicht mochten, denn die hatten sie zur Genüge auf dem Hals gehabt. Diese ganze Zeit war eine Periode der Konsolidierung. Wir reduzierten damals sehr stark unsere Rekrutierungsarbeit in der Gemeinde. Sie wurde zwar fortgesetzt, aber nicht in dem Maße, wie sie notwendig gewesen wäre, um in der Gemeinde festen Fuß zu fassen.
Im Frühjahr 1971 machten wir uns dann daran, Selbsthilfe-Programme zu entwickeln. Wir hatten uns entschlossen, Gemeindeprogramme aufzubauen, um dem Volke zu dienen und es gleichzeitig aktiv für unsere Arbeit zu gewinnen. Das war für uns eine neue Art von Massenarbeit. Sie bekam jetzt programmatischen Charakter und war nicht mehr so zufällig wie vorher, wo wir einfach in die Parks gingen, um dort mit den Jugendlichen zu sprechen. Diese neue Massenarbeit hatte wesentlich mehr Gehalt, denn wir wußten nun, was wir aufbauen wollten, was wir zu tun hatten und was wir dem Volk anbieten konnten. Jetzt konnten wir ihm sagen, wir wollen euch für dieses Programm engagieren. Das ist konkret, das ist greifbar. Auf diese Weise wollen wir die Basis schaffen, die

einmal die Volksarmee unterstützen wird. Und damit schafft man die Basis, die die Bedürfnisse des Volkes ernst nimmt, das sich zu einem Machtblock zusammenschließt. Es gibt geteilte Meinungen darüber, wie man einen revolutionären Prozeß in Gang setzen kann, aber eines ist sicher: man muß die Massen in Volksorganisationen zusammenschließen, über deren Kontrolle sie verfügen. Und diese Volksorganisationen sollten wiederum von einer Organisation geführt werden, die von den Prinzipien des Marxismus, Leninismus und Maoismus gelenkt ist.

Als erstes bauten wir eine kostenlose Volksklinik auf und richteten ein Kinderspeisungsprogramm ein. Dann griffen wir das Gefängnisproblem auf. Zuerst stellten wir Nachforschungen über die Situation der Weißen in den Gefängnissen an und halfen Familien, die ihre Angehörigen im Gefängnis besuchen wollten, mit Transportmitteln. Das Programm, das am erfolgreichsten wurde, die meisten Leute ansprach und durch das wir viele Kader rekrutieren konnten, war das Rechtshilfeprogramm. Das betraf vor allem die Gefangenen und Angeklagten. Wir versuchten, ihnen mit allen uns verfügbaren Mitteln zu helfen, um sie vor der korrupten Justiz zu schützen. Wir erwarteten keine Wunder. Aber wir halfen mit Rechtsanwälten oder zumindest mit Rechtsberatung und haben dadurch manche freibekommen und anderen viele Jahre Haft erspart. Jetzt sind wir dabei, unsere Rechtsberatung auf andere Bereiche zu erweitern: auf Wohnung, Wohlfahrt, Scheidung und dergleichen. Wir wollen auch eine Rechtsberatung für Soldaten einführen.

In den zurückliegenden Monaten haben wir wieder eine Menge neuer Leute rekrutiert und viel politische Schulungsarbeit geleistet. Wir beschäftigten uns so viel wie möglich mit dem Studium revolutionärer Literatur. Gleichzeitig entwikkelte der Zentralstab Methoden zur kollektiven Führung. Darauf haben wir von Anfang an großen Wert gelegt, und schließlich haben wir es geschafft, die kollektive Führung in der Praxis zu realisieren. Das ist eine der Stärken von ›Rising Up Angry‹.

Dann machten wir uns daran, eine dritte Organisationsstufe einzurichten: die Gemeindearbeiter, so daß wir also den Zentralstab, die Kader-Gruppe und die Gemeindearbeiter hatten. Jeder einzelne hatte jedoch einen bestimmten programmatischen Bereich, auf dem er arbeitete. Entweder in der Kinderspeisung, der Rechtshilfe, in der Öffentlichkeitsarbeit oder der Frauenorganisation, die wir damals gerade aufbauten. Und das ist in etwa auch noch der Stand von heute. Momentan befinden wir uns in einer Periode der Spezialisierung. Es gab Zeiten, wo jeder alles tat. Heute verkauft zwar auch noch je-

der unsere Zeitung, aber es macht nicht mehr jeder Rekrutierungsarbeit unter den Schülern, es macht nicht mehr jeder Zeitungsumbruch. Jeder hat sein spezielles Gebiet. Außerdem befinden wir uns sozusagen in der zweiten Phase unserer Kulturrevolution. Die erste Phase war, als wir uns in der Organisation von gewissen Verhaltensweisen befreien wollten, die in Sprüchen wie ›Blödkopf‹, ›Motherfucker‹ oder ›He, Jack, was ist los‹ zum Ausdruck kamen, und die Leute sich toll fühlten, wenn sie ihre neuesten Hippiekleider zur Schau tragen konnten. Das war die typische Lumpenmentalität, von der wir damals sehr stark beeinflußt waren. Wir haben diese aber recht erfolgreich bekämpft, und jetzt befinden wir uns in der zweiten Phase unserer Kulturrevolution, in der wir auf die Wurzeln unseres sogenannten ›Männlichkeitswahns‹ stoßen wollen.

Eines unserer nächsten Ziele ist Expansion. Wir sind dabei, eine vierte Organisationsstufe aufzubauen, die Leute erfassen soll, die keine vollen Mitglieder der Organisation sind, mit denen wir aber einen engen Kontakt unterhalten und sie vielleicht dafür gewinnen können, ab und zu Zeitungen zu verteilen oder bei einem Gemeindeprogramm auszuhelfen. Auch werden wir wieder Massenveranstaltungen organisieren, auf denen wir unsere politischen Ideen einer breiteren Öffentlichkeit vermitteln können. Wir wollen uns nach der zurückliegenden internen Organisationsphase wieder stärker der externen Arbeit zuwenden. Dabei werden Tanzveranstaltungen, wie wir sie früher schon gehabt haben, eine wichtige Rolle spielen. Unter den Jugendlichen in unserer Gemeinde gibt es ein hohes Maß an Bewegung, aber ihr Bewußtseinsstand ist wesentlich niedriger. Die Leute begeistern sich: »Bravo, Attica, vorwärts!« Aber dieses Gefühl hält nicht länger als eine Woche an. Deshalb wollen wir durch die Tanzveranstaltungen versuchen, auf unkonventionelle Art politisches Bewußtsein zu vermitteln.

Die Rock-Kultur ist hier sehr stark. Um aber ein Konzert zu besuchen, muß man 4, 5, 6, 7 Dollar bezahlen und dafür schön ruhig in seinem Stuhl sitzen bleiben. Und wenn die Jugendlichen noch nicht 18 Jahre alt sind, dürfen sie auch in keine Kneipe. Davon abgesehen finden wir Kneipen schlecht, denn man läßt eine Menge Geld dort. Andererseits gibt es viele Bands hier, die keinen Ort zum Spielen haben. Sie dürfen nicht einfach irgendwo auf einem öffentlichen Platz spielen, obwohl wir das hin und wieder organisiert haben. Letztes Jahr hatten wir beispielsweise auf einem Schulhof ein Rock-Konzert, und die Polizei wußte nicht so recht, was sie dagegen unternehmen sollte. Die Tanzveranstaltungen sollen unter anderem eine Szene schaffen, um Menschen zusammenzubrin-

gen. Außerdem helfen sie unserer Organisation, ein wenig Geld aufzubringen. Wir nehmen 75 Cents oder 1 Dollar Eintritt, und dafür gibt es freies Essen, das wir kollektiv zubereiten. Die Leute langweilen sich. Deshalb kommen sie sehr gern zu diesen Tanzveranstaltungen. Sonst bleibt ihnen nicht viel anderes übrig, als Hasch zu rauchen oder zu fixen. Wir wollen sie aber mehr in eine politische Richtung lenken und ihnen ein Bewußtsein vermitteln, das ihnen hilft, ihre wahren Probleme zu erkennen. Viele Jugendliche in unserer Gemeinde sind einfach noch nicht so weit, als daß sie bei unseren Programmen mitarbeiten würden, indem sie beispielsweise einen Fall aus unserem Rechtshilfeprogramm übernehmen; aber sie würden Flugblätter für eine Tanzveranstaltung verteilen. Deshalb sind diese auch ein Mittel, Leute auf einer politisch niedrigen Stufe für uns zu gewinnen, um sie nach längerer Zusammenarbeit auf höherer Stufe einsetzen zu können.
In den letzten zwei Monaten haben wir auch wieder häufiger sogenannte ›Plaudersitzungen‹ abgehalten. Das geht so vor sich: Wir ermutigen einen, mit dem wir bereits Kontakt haben, seine Freunde oder Freundinnen mitzubringen. Und wir sitzen dann ganz einfach mit ihnen zusammen und plaudern über ihr Leben, über die Probleme, die speziell die Schwestern haben, über die Probleme, die speziell die Brüder oder die Schwarzen haben. Im letzten Sommer hatten wir sehr häufig solche informellen ›Plaudersitzungen‹. Wir gingen einfach in die Parks oder hielten uns an den verschiedensten Orten auf und suchten den Kontakt mit allen möglichen Leuten. Wir arbeiten auf vielen Stufen und auf die verschiedenste Art und Weise.
Lange Zeit haben wir, ohne daß wir uns dessen richtig bewußt gewesen wären, hauptsächlich Lumpen organisiert. Ich bin mir nicht sicher, ob das Lumpen im traditionellen marxistischen Sinne waren, Lumpen gemäß der streng marxistischen Definition. Jedenfalls waren es die übelsten Burschen aus unserer Nachbarschaft. Solche, die am allerwenigsten einer geregelten Arbeit nachgehen, die als erste aus der Schule fliegen oder freiwillig gehen und eher von Hehlereien und ähnlichen Geschäften leben. Allerdings hatten wir schon sehr früh gewisse Zweifel daran, daß das Lumpenproletariat unser einziger Vermittler im Prozeß des sozialen und des revolutionären Wandels sein würde, da es niemals die Mehrheit der Volksarmee ausmachen wird. Aber es waren Lumpen, die wir als erste aufgriffen, die Kader wurden. Sie waren die Besitzlosesten und die Unterdrücktesten in der weißen Gemeinde, und deshalb begannen wir unsere Arbeit mit ihnen.
Es würde eine ideologische Erstarrung bedeuten, wenn wir den Standpunkt der frühen Black Panther Party vorbehaltlos

übernehmen würden, daß das Lumpenproletariat die Avantgarde der Revolution bilden und sich noch vor den schwarzen Arbeitern in Bewegung setzen wird. Ich glaube, die Black Panther Party ist inzwischen ebenfalls von diesem Standpunkt abgekommen, aber sie hat ihn sehr lange vertreten. Meiner Meinung nach verbarg sich dahinter eine Menge Romantizismus. Das Gute daran war die Solidarisierung mit den Besitzlosesten. ›Rising Up Angry‹ arbeitet noch immer mit diesen Leuten. Viele unserer Kader sind Leute, die im Gefängnis gesessen haben, die in der Armee gedient haben, keine Arbeit finden konnten und dann herumhingen, oder Schüler, die von der Schule geflogen sind. Doch als wir mit den Gemeindeprogrammen begannen, versuchten wir, etwas beständigere Leute zu gewinnen und fingen an, auch nach älteren Leuten Ausschau zu halten. Und als unsere Organisation immer größer wurde und wir unsere Zeitung und Arbeit erweiterten, befaßten wir uns mehr mit Jugendlichen, die etwas verläßlicher waren.

Aber im Grunde sind sich die Jugendlichen alle ähnlich, denn sie befinden sich alle mehr oder weniger in ein und derselben Situation. Der allgemeine Trend ist, daß es keine festen Arbeitsplätze mehr für sie gibt, daß sie keine Lust haben, ein College zu besuchen, daß sie keine Lust haben, in die Armee zu gehen. Denn die Armee wie auch die Colleges sind Institutionen, in denen Jugendliche, nachdem sie das Teenageralter hinter sich haben, ausverkauft werden. Und sie wehren sich dagegen, teils weil sie die Inhalte, die man ihnen dort aufzwingen will, nicht mögen; teils weil sie schlicht und einfach keine Lust haben, mit diesen Institutionen etwas zu tun zu haben, denn sie sind für sie überhaupt nicht mehr relevant. Und so findet man in der Gemeinde immer mehr Jugendliche, die weder zur Schule noch zum College gehen und auch keine feste Arbeit finden. Das ist nicht mehr wie früher auf die Lumpenjugend beschränkt, sondern die dominante Tendenz in der gesamten Jugendkultur dieses Landes. Die meisten Greasers haben sich inzwischen die Haare wachsen lassen, rauchen Marihuana, nehmen Acid und lieben die Rock-Musik wie jeder andere.

In der nächsten Zeit werden wir uns mehr in die traditionelle Richtung bewegen und uns darum bemühen, die standhaftere Arbeiterklasse zu organisieren. Wir sind gerade dabei, uns intensiv mit diesem Problem zu beschäftigen. Wir versuchen, ein Gefühl dafür zu bekommen, wie man da vorgehen soll, wie man es anpacken soll, wenn wir uns entscheiden, die Arbeiter an den Produktionsstätten zu organisieren. Wir sind uns aber im Gegensatz zu den Leuten, die am Anfang der Bewegung in die Betriebe gingen, darüber im klaren, daß der

Arbeitsplatz nicht der einzige und wichtigste Bezugsrahmen der Menschen ist. Viele denken doch: »Was zum Teufel soll ich hier. Ich will hier raus. Ich will nach Hause. Mich interessiert die Gemeinde und was dort vor sich geht, sehr viel mehr.« – So sind eine Menge Leute nach traditioneller Auffassung zwar Arbeiter, aber in der nächsten Minute können sie Lumpen sein. Es besteht ein ständiger Wechsel. Und das gilt besonders für die Jugendlichen. Sie arbeiten für eine Weile, dann gehen sie wieder krummen Geschäften nach. Sie machen sich keine Gedanken darüber, ob sie nun zwei Jahre ihrer Altersfürsorge verlieren. Sie hauen einfach ab nach Kalifornien, verlassen ihre Arbeit, um ein bißchen herumzufahren. Sie arbeiten im Winter und den Sommer über hängen sie herum. Und diese Tendenz breitet sich unter den Jugendlichen immer mehr aus. Es wird in der Zukunft immer mehr Lumpen geben, aber sie kommen aus der Arbeiterklasse. Es gibt keine sich ständig selbst verewigende Lumpenklasse, sondern es kommen immer neue hinzu, und mit denen arbeiten wir.

Es gibt eine Menge Weiße, die keine Arbeit haben. Man findet sie überall, in den Parks oder zu Hause, und die Mütter beklagen sich: »Warum geht ihr nicht arbeiten? Warum hängt ihr immer nur in den Parks herum? Warum sucht ihr keine Arbeit?« – Es gibt keine Arbeit. Früher waren es die jüngeren Burschen, die 18-, 19jährigen, die man in den Parks fand. Jetzt sind es aber auch die 25- und 28jährigen. Es hat sich viel geändert. Und viele haben es satt herumzuhängen und wollen gern arbeiten, aber sie finden nichts. Und wenn sie etwas finden und für eine Weile gearbeitet haben, halten sie es einfach nicht mehr aus. So gibt es mehr und mehr Leute in den weißen Gemeinden, die nicht arbeiten und von der Wohlfahrt oder der Arbeitslosenunterstützung leben. Und es gibt mehr und mehr Leute, die stehlen oder sich auf ähnliche Weise ihre Existenz sichern. Es herrscht ganz einfach ein allgemeiner Zusammenbruch. Die Schulen fallen auseinander, der ganze soziale Kontrollmechanismus ist ins Wanken geraten, ob nun die Schulen, die Kirchen oder die Massenmedien. Alles befindet sich in einem Prozeß der Auflösung und Änderung.

Ich glaube, daß die materielle Basis die Massen zur Linken treiben wird. Das heißt nicht, daß die Massen bereits ideologisch gefestigt wären, denn die herrschende Klasse versucht mit allen Mitteln, reaktionäre Barrieren aufzubauen. Ich glaube, das Nazi-Deutschland liefert uns ein typisches Beispiel. Die materielle Basis trieb die Massen nach links, aber die Ideologie wurde immer rechter. Deshalb halten wir es als revolutionäre Organisation für so wichtig, Gemeindeprogramme zu entwickeln, damit sich das Volk auf konkrete Art und Weise engagieren kann und wir dem Volk helfen kön-

nen, politisch zu wachsen, statt durch schöne Reden Illusionen zu erwecken. Schlagworte wie »Tretet den Bossen in den Hintern!« oder »Nieder mit der herrschenden Klasse!« bewirken nichts. Sie stehen nicht im Einklang mit dem Leben der meisten.

Wir halten es für sehr wichtig, eine Plattform zu entwickeln, damit die Leute wissen, wer wir sind und für was wir eintreten. ›Rising Up Angry‹ war zweifellos sehr erfolgreich im Vergleich zu anderen weißen Gruppen in diesem Land, was den Aufbau einer Organisation anbelangt. Andere Gruppen haben sich vorher nie ernsthaft darum bemüht, eine Organisation aufzubauen. Nehmen wir die Yippies oder andere Gruppen mit anarchistischen Tendenzen, die Untergrundzeitungen herausgaben und von sich behaupteten, Kommunisten zu sein. Sie gaben Zeitungen heraus, weil sie die Leute aufklären wollten und dachten, daß sich dann alles von alleine lösen würde. Wir glauben nicht, daß man so vorgehen kann. Wir geben eine Zeitung heraus, um mit den Leuten in unserer Gemeinde in Kontakt zu kommen und sie dann organisieren zu können. Der Kapitalismus hat in diesem Land so viel Individualismus erzeugt, daß es hier besonders wichtig ist, Menschen in Gruppen zusammenzuschließen, um sie zur kollektiven Zusammenarbeit zu erziehen. Und darin lag bisher unser Erfolg.

Jetzt befinden wir uns aber in einem Stadium, in dem wir eine Plattform entwickeln und allmählich die Form einer Partei annehmen müssen. Wir sehen, daß es unumgänglich ist, eine Partei aufzubauen. Dabei können wir sehr viel von der Black Panther Party oder der Young Lords Party lernen wie auch von Le Duan oder der chinesischen Volkspartei. Es gibt zwar auch weiße Gruppen in diesem Land, vor allem anarchistische Gruppen, die eine Plattform oder ein Programm haben, aber deren Programme beziehen sich nur auf einen sehr begrenzten Teil der Gemeinde und setzen sich dementsprechend etwa nur für freien Drogenkonsum und dergleichen ein. Wir definieren die Gemeinde dahingegen in einem viel weiteren Sinne. Wir legen zwar den Schwerpunkt auf die Organisation Jugendlicher, aber wir setzen uns auch für die Wohlfahrtsempfänger ein, wir befassen uns mit Fabrikarbeitern wie auch mit den Familien der Jugendlichen, die in unserer Organisation sind. Deshalb ist die Entwicklung einer Plattform für uns ein sehr vielschichtiges Problem, und wir sitzen schon seit einigen Monaten daran.

Unsere Plattform wird sehr umfangreich werden. Wir greifen darin den ganzen Problembereich der Rassendiskriminierung auf. Wir fordern die Befreiung der Völker der Dritten Welt wie aller unterdrückten Völker innerhalb und außerhalb der

Grenzen der Vereinigten Staaten. Wir fordern die Befreiung der Frau. Wir fordern das Ende der Ausbeutung des Menschen durch kapitalistische Geschäftemacher. Wir fordern die Kontrolle über die Institutionen und über das Land in unserer Gemeinde. Wir fordern ein Erziehungssystem, das uns die wahre Geschichte lehrt und uns hilft, eine revolutionäre Bewegung und eine revolutionäre Kultur zu entwickeln. Weiter erklären wir unsere Opposition zum US-Militär und wehren uns gegen die Brutalität der Polizei in unseren Gemeinden. Wir fordern Freiheit für alle politischen Gefangenen. Wir fordern Vollbeschäftigung und angemessene Löhne, angemessene Wohnungen, angemessene Gesundheitsfürsorge und Kindertagesstätten für alle. Wir treten für bewaffnete Selbstverteidigung und den bewaffneten Kampf als einziges Mittel für unsere Befreiung ein. Und wir werden sagen, daß wir für eine sozialistische Gesellschaft kämpfen.

Wenn wir die Rolle der weißen Lumpen und des weißen Proletariats im Prozeß des revolutionären Wandels betrachten, haben wir uns mit zwei Tendenzen auseinanderzusetzen. Einmal, daß sich Schwarze, Lateinamerikaner und Weiße getrennt voneinander in ihren jeweiligen Gemeinden organisieren, zum anderen, daß die Volksarmee sich aus den verschiedensten Völkern zusammensetzen wird. Wir glauben, daß letzteres der Fall sein wird. Weiter sind wir der Meinung, daß es zum jetzigen Zeitpunkt notwendig ist, unsere eigenen Gemeinden zu organisieren und hier eine Basis aufbauen. Denn unsere Analyse sagt uns, daß es über die nationale Frage hinaus eine Klassenfrage gibt, daß die verschiedenen Völker zusammen kämpfen werden, daß die Führung der Volksarmee aber von den kolonialisierten Völkern der Dritten Welt übernommen werden wird. Mit unserer jetzigen Gemeindearbeit müssen wir die Grundlage für eine Organisation der Weißen schaffen, für ein Bewußtsein unter den Weißen, das von den schwarzen und braunen Völkern respektiert werden kann. Deshalb sprechen wir bei der Arbeit in unseren Gemeinden auch über den Kampf in anderen Gemeinden, und wir gehen Bündnisse ein, wo immer wir können. Wir glauben, daß die Volksarmee eine Armee aus Menschen aller Hautfarben sein wird, sowohl aus Männern als auch aus Frauen.

Statement zum Selbstverständnis von ›Rising Up Angry‹

»Wenn von unserem Volk jeweils nur ein Stamm kämpft, werden wir alle getötet werden. Dann kann man einen Finger nach dem anderen abschneiden. Schließen wir uns aber zusammen, bilden wir eine machtvolle Faust.«

Little Turtle, Master General der Miami Indians, 1791

Rising Up Angry gebraucht die Faust als Symbol. Die Faust ist ein internationales Symbol des Kampfes. Sie steht für den Kampf des Volkes gegen die Schweine, die uns unterdrücken. Wie Little Turtle sagte, geht es darum, daß sich das Volk geschlossen und stark gegen den Feind stellt. Das gesamte Volk. Es gibt keine Beschränkung durch Rasse, Nationalität, Alter oder Geschlecht. Es geht um Freiheit und Gleichheit. Freiheit und Gleichheit für jedermann. Schwarze, Weiße, Asiaten, Latinos, Indianer; Männer, Frauen, Junge und Alte. Die Macht gehört dem Volk. Das meinen wir, wenn wir die Faust zeigen. Auf der Titelseite von Rising Up Angry benutzen wir noch immer das Symbol der Faust, aber wir haben der Faust ein Gewehr gegeben. Deswegen, weil wir das Gewehr gebrauchen müssen, um das zu bekommen, was wir wollen und brauchen. Die Schweine gebrauchen das Gewehr, um das Volk daran zu hindern, ein gutes Leben zu führen. Wir lassen uns nicht einschüchtern, unser Leben zu verschenken, indem wir ein paar reichen Leuten dienen. Wir müssen dem Volk dienen, und um dies zu tun, müssen wir uns und unsere Gemeinde gegen die Gestapo-Schweine verteidigen. Deshalb ist unser Symbol jetzt die Faust des Kampfes und der Solidarität, die ein Gewehr hält – das Werkzeug zu unserer Freiheit.
Alle Macht dem Volk.
Schießt sauber.

(Quelle: *Rising Up Angry*, Vol. 2, No. 6, 1. Februar 1971, S. 12.)

Erklärung über Entwicklung, Schwerpunkte und Ziele von ›Rising Up Angry‹

Rising Up Angry ist eine revolutionäre Organisation, in der sich Schwestern und Brüder aus der ganzen Stadt zusammengeschlossen haben. Die meisten unserer Leute kommen aus den Bezirken Lincoln Park, Lakeview, Uptown, aus den ›Projekten‹ auf Diversey und Damen, Armitage und Kedzie und aus der Southwest Side. Keiner von uns wurde als Revolutionär geboren. Wir haben denselben Mist durchgemacht wie jeder andere — Bandenkriege, Rassismus und den Männlichkeitswahn. Das System hat uns zu gegenseitiger Bekämpfung verleitet — Gang gegen Gang, Mann gegen Frau, Rasse gegen Rasse. Wie Narren haben wir uns gehaßt, während uns das Leben durch lausige Jobs, Armee, Gefängnis, Schulen und Bullen schwergemacht wurde. Schließlich trafen wir eine Entscheidung über unser Leben. Wir beschlossen, nicht länger zuzulassen, daß das System unser Leben, unser Denken, unseren Lebensstil oder irgend etwas sonst bestimmt. Statt dessen entschieden wir uns für neue Werte, die auf revolutionären Prinzipien beruhen. Und wir beschlossen, daß unser Schicksal fortan mit dem des Volkes verbunden sein soll, denn es ist das Volk, dem wir unser Leben widmen.

Wir begannen, indem wir eine Zeitung herausgaben. Wir wußten, daß die meisten Brüder und Schwestern nie zuvor die Gelegenheit hatten, eine echte Zeitung des Volkes zu lesen, eine Zeitung mit revolutionären Ideen anstelle der Lügen, die von der *Tribune* oder der *Daily News* verbreitet werden. Wir waren uns sicher, daß sich viele für unsere Ideen begeistern und der revolutionären Bewegung anschließen würden. Inzwischen ist mehr als ein Jahr vergangen, und unsere Voraussage hat sich bestätigt.

Die Zeitung legt dar, woran wir glauben. Wir erklären darin, warum die Regierung und die reiche herrschende Klasse (die drei Prozent, die über das Volk entscheiden) unsere Feinde sind. Wir erklären, wie sie die Frau und die Minderheiten diskriminieren, um die Kontrolle über die Gesellschaft zu bewahren. Die Zeitung erklärt die Avantgarde-Rolle der Black Panther Party, unsere Position zu Vietnam und andere Probleme. Unsere Zeitung soll in erster Linie über dieses faschistische und imperialistische System aufklären und über die Kämpfe berichten, die gegen dieses System geführt werden.

Rising Up Angry gibt aber nicht nur eine Zeitung heraus. Wir nehmen an Kundgebungen und Demonstrationen teil. Wir organisieren Versammlungen, auf denen Brüder und Schwestern aus den verschiedensten Bezirken der Stadt zusammenkommen, um zu plaudern, und auf denen wir unsere politi-

schen Ideen darlegen, Filme zeigen und darüber aufklären, wie man eine Revolution macht. Außerdem haben wir revolutionäre Programme, die dem Volk dienen: Rechtshilfe, medizinische Programme, ein Gefängnisprogramm und ein Programm für die Schwestern.
Rising Up Angry ist sich darüber im klaren, daß die Revolution nicht durch Plaudereien und Demonstrationen herbeigeführt wird. Um die Revolution zu machen, müssen wir gegen die Schweine kämpfen. Deshalb veröffentlichen wir Artikel über Selbstverteidigung. Und jedes Mitglied von Angry muß schießen lernen. Denn die Schweine versuchen bei jeder Gelegenheit, uns fertigzumachen. Viele unserer Mitglieder haben lange Haftstrafen vor sich, und in der Zukunft werden es sicher noch mehr werden. Der Kampf wird immer schwerer, nicht leichter. Deshalb müssen wir uns im klaren darüber sein, was wir tun.
Die Revolution zu machen bedeutet für uns auch, einen neuen Mann und eine neue Frau zu schaffen. Den revolutionären Menschen. Die Mitglieder von Angry versuchen, auf revolutionäre Weise zu leben. Wir kämpfen gegen jedes Vorurteil und gegen überlieferte Verhaltensweisen wie beispielsweise die Konflikte zwischen Brüdern und Schwestern. In Angry gibt es eine Regel, die dem Mann verbietet, eine Frau zu schlagen. Wir glauben, daß Schläge kein revolutionäres Mittel sind, um mit Spannungen fertig zu werden, sondern daß die Passivität und die Abneigung der Frau gegenüber dem Mann dadurch nur noch stärker werden. Die Schwestern fordern, daß sie von den Brüdern gleichberechtigt behandelt werden — und nicht nur als Matratze und Dienstmagd. Dafür bemühen sich die Schwestern, ihre eigene Passivität abzubauen. Sie kämpfen gegen ihre eigene Unsicherheit, gegen die Angst, für die Dinge einzutreten, die sie für richtig halten. Deshalb nehmen Schwestern auch die Selbstverteidigung sehr ernst (Karate, Waffen etc.). Und schließlich können wir in Rising Up Angry sicher sein, daß wir uns immer aufeinander verlassen können.
Aber gleichgültig, wie stark wir die Organisation auch machen, ohne das Volk sind wir nichts. Wir sind schwach, solange wir nicht überall unter dem Volk sind, mit ihm stark werden, es erziehen und von ihm lernen. Deshalb sind die Mitglieder von Rising Up Angry ständig unterwegs, ob sie nun Zeitungen verkaufen, mit Leuten aus ihrer Nachbarschaft plaudern, revolutionäre Slogans an Wände malen oder Plakate kleben. Wir arbeiten auch an den Highschools und auf der nahegelegenen Great Lakes Naval Base. Einige unserer Mitglieder sind ehemalige Mitglieder von street gangs, die jetzt zu ihren alten Banden zurückkehren und mit denen über

die Revolution reden und ihnen klarmachen, wie die Bandenkriege dazu dienen, das Volk gespalten zu halten. Andere Mitglieder arbeiten in unserem Büro, 2744 N. Lincoln Avenue, beantworten die Anrufe, arbeiten an der Zeitung, schreiben Flugblätter etc. Zusätzlich arbeitet jedes Mitglied in einem unserer Gemeindeprogramme, mit denen wir dem Volk dienen. Und jeder tut, was er kann, um die Schweine fertigzumachen. Wir tun, was immer für die Revolution notwendig ist. Wir leben für das Volk, und wir werden für es sterben.

Wir wissen, daß nicht jeder in Rising Up Angry sein kann. Wir nehmen das den Leuten, die nicht in Angry sind, aber nicht übel, denn wir wissen, daß man sich auf die verschiedensten Weisen für die Revolution einsetzen kann. Ein Mitglied in Angry zu sein, bedeutet nicht, daß man auf seine früheren Bandenfreunde oder die Leute aus der Nachbarschaft, mit denen man aufgewachsen ist, herabsieht. Jeder, der ein Revolutionär sein, dem Volk dienen und den Richtlinien von Rising Up Angry folgen möchte, kann in unserer Organisation mitmachen. Wir werden bald neue Mitglieder aufnehmen und unsere Programme erweitern.

SEIZE THE TIME!
ALLE MACHT DEM VOLK!
TOD DEN FASCHISTISCHEN SCHWEINEN!

(Quelle: *Rising Up Angry*, Vol. 2, No. 6, 1. Februar 1971, S. 2.)

Dritter Teil
I Wor Kuen

›I Wor Kuen‹ — auf Englisch ›Getting Together‹[1] (›zusammenkriegen‹, ›sich vereinigen‹) — ist die militante antiimperialistische Organisation einer der kleinsten amerikanischen Minderheiten, der Chinesen. Name und Symbol, die geballte Faust, wurden von der ursprünglichen chinesischen Organisation gleichen Namens übernommen, die in Form eines bäuerlichen Geheimbundes rund zweihundert Jahre lang bestand, ehe sie sich durch die Boxeraufstände des Jahres 1900 in die nationale Politik einschaltete und das Eingreifen der europäischen Mächte in China veranlaßte.

Die Geschichte der Chinesen in den Vereinigten Staaten reicht zurück in die Zeit des Goldrausches und des transkontinentalen Eisenbahnbaus, an dem zahllose chinesische Arbeitskräfte beteiligt waren. Zehn Jahre nach Fertigstellung der ersten Transkontinentalbahn, der Central Pacific (1869), stellten die Chinesen drei Viertel der Landarbeiter Kaliforniens. Chinesen bauten die kalifornische Fischerei auf und entwikkelten nahezu ausschließlich die Zigarren-, Woll- und Schuhfabrikation.

1882, als die Zahl der Chinesen in Amerika auf 132 000 angestiegen war, verabschiedete der Kongreß die ›Chinese Exclusion Act‹, die die Einwanderung aus China für vorerst zehn Jahre unterband. 1888 trat die ›Scott Act‹ in Kraft, wodurch rund 20 000 Chinesen, die sich vorübergehend in ihrem Heimatland aufhielten, die Wiedereinreise verwehrt wurde. 1892 wurde der Einwanderungsstopp durch die ›Geary Act‹ verlängert und die Meldepflicht für chinesische Bürger in den USA eingeführt. Infolge dieser Gesetze sank die Zahl der Chinesen in den USA bis 1920 auf 61 000.

Eine andere Folge der Einwanderungsgesetze, die die Einreise chinesischer Frauen lange Zeit verboten, war die Entstehung der chinesischen Vergnügungsindustrie, die sich bis heute in kaum veränderter Form am Leben gehalten hat: Glücksspiel, Prostitution und Opiumhandel, kontrolliert durch die ›Tongs‹, Mafia-ähnliche Organisationen, die sich regelrechte Bandenkriege lieferten und nur noch zur Bestätigung der Vorurteile gegen die chinesische Minderheit beitrugen.

[1] Die chinesischen Ideographen ergeben eine genauere Übersetzung: ›Fäuste rechtschaffender Harmonie‹, ›Die im Namen von Frieden und Gerechtigkeit erhobene Faust‹ oder ›Fäuste des Patriotismus und des Friedens‹ (s. Eugen Lennhoff, Politische Geheimbünde, neu bearbeitete Sonderausgabe, München/Wien 1968).

Den einzigen und wirksamsten Schutz gegen rassistische Diskriminierung und Verfolgung bot der Zusammenschluß der chinesischen Minderheit in eigenen Gemeinden – ›Chinatown‹. Sie werden durch eine Art Selbstverwaltung durch Vertreter der Ursprungsdistrikte, die ›Chinese Consolidated Benevolent Association‹, regiert (in San Francisco ›Six Companies‹ genannt).
Der Zweite Weltkrieg, in dem sich die USA und China als Verbündete gegen Japan sahen, führte zu einer Minderung der Diskriminierung gegen die chinesische Minderheit und zu einer allmählichen Lockerung der Einwanderungsbestimmungen. Ab 1943 durften nach dem damals gültigen Quotensystem jährlich 105 Chinesen einwandern. Nach 1953 wurde auch Immigranten aus der Volksrepublik China die Einreise erlaubt. 1965 wurde das Quotensystem abgeschafft. Seitdem können jährlich bis zu 20 000 Chinesen einwandern.
Um die Jahrhundertwende waren 90 von 100 in den USA lebenden Chinesen im Mutterland geboren. 1960 waren mehr als 60 Prozent der chinesischen Minderheit bereits gebürtige Amerikaner. Seit 1943 können Chinesen das amerikanische Bürgerrecht erwerben.
Seit 1940 ist die Zahl der Chinesen in den USA von 77 000 auf 237 000 im Jahr 1960 und rund 300 000 bis 350 000 im Jahr 1972 gestiegen. 40 Prozent leben an der amerikanischen Westküste, 25 Prozent allein in der San Francisco Bay Area, davon 55 000 in Chinatown von San Francisco. Chinatown in San Francisco wie in allen anderen Großstädten ist ein Ghetto- und Slumbezirk. Die Bevölkerungsdichte liegt bei 230 Personen pro Morgen (4046,8 m²) gegenüber dem städtischen Durchschnitt von knapp 33.
Der Beginn der vor allem von Jugendlichen getragenen chinesischen Protestbewegung geht auf die Einrichtung von ›Leway House‹ im Jahre 1967 als jugendliches Gemeindezentrum von Chinatown in San Francisco zurück. Mitglieder von ›Leway House‹ kopierten die Ideologie und das Programm der Black Panther Party und bildeten die ›Red Guards‹ (›Rote Garden‹). Ihr Protest richtete sich in erster Linie gegen die alte chinesische Führungsschicht, die ›Six Companies‹ und die Chinesische Handelskammer, die alle mehr oder weniger sichtbar von der reaktionären Kuomintang kontrolliert werden und die Nationale Republik China, Taiwan, unterstützen.
›I Wor Kuen‹, in Zusammenarbeit mit der Black Panther Party und der Young Lords Party Ende 1969 zuerst in New York entstanden, stellt die konsequente Weiterentwicklung der inzwischen wieder zerfallenen ›Red Guards‹ dar.

I Wor Kuen, New York

Die asiatisch-amerikanische Bewegung in diesem Land entstand vor etwa drei Jahren. Das ist eine ganz neue Erscheinung in den Vereinigten Staaten, denn der amerikanischen Regierung ist es bisher immer gelungen, die asiatischen Völker — Filipinos, Koreaner, Japaner und Chinesen — durch das Einwanderungssystem, die Arbeitsmarktsituation und durch eine rassistische Politik zu spalten. Sie spielte durch all diese in erster Linie ökonomischen Faktoren eine asiatische Minderheit gegen die andere aus, so daß in diesem Land nie eine kohärente Gemeinde der Völker Asiens entstehen konnte.
Im allgemeinen ließ man immer nur sehr wenig Asiaten nach Amerika einwandern. Lediglich wenn es zu teuer war, afrikanische Sklaven um das Kap herum an die Westküste zu bringen, ließ man gerade so viele Asiaten einwandern, wie die Industrie brauchte. Wenn sich keine Verwendung mehr für sie fand, schmiß man sie einfach auf die Straße. Es gab keine Möglichkeit, nach Asien zurückzukehren. Deshalb sind die meisten Asiaten in Amerika an der Westküste konzentriert, obwohl sich diese Situation seit dem Zweiten Weltkrieg etwas geändert hat. Damals wurden die Japaner in Konzentrationslager im Mittleren Westen und im Süden gesteckt, und nach dem Krieg verteilten sie sich über das ganze Land, mit dem Schwerpunkt auf den Großstädten im Norden. Und die Chinesen, die damals über New York einzuwandern begannen, ließen sich ebenfalls dort nieder.
In der Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Einwanderungsbestimmungen etwas gelockert, und dadurch hat sich der Zustrom der Asiaten verstärkt. In diesem Land geht jedoch seit mehr als hundert Jahren das Schreckgespenst der ›gelben Gefahr‹ um — die Angst, daß die asiatischen Völker in Herden kommen und Amerika überschwemmen werden. Außerdem wird behauptet, daß es heute sehr viele illegale Einwanderer aus Asien gibt. Wenn dies auch einige Tausende im Jahr sein mögen, ändert das nichts an der Tatsache, daß die Asiaten einen verschwindend geringen Prozentsatz der amerikanischen Bevölkerung stellen und sie die kleinste Minderheit der Völker der Dritten Welt in den USA sind.
Die meisten Asiaten leben noch immer in Kalifornien. Unter ihnen bilden die Chinesen als einzige noch einigermaßen autonome Gemeinden. Da die amerikanische Regierung bisher

aber nur Taiwan[1] anerkannte, ist die politische Atmosphäre in Chinatown durch die Position der Regierungen in Washington und Taipeh geprägt. Und die Polizei, die Massenmedien, all die etablierten Institutionen der Regierung, decken diese Position. Deshalb ist es für opponierende Kräfte, die die Volksrepublik China und die Weltrevolution unterstützen, sehr schwer, in den chinesischen Gemeinden Fuß zu fassen. In Kanada ist das einfacher. Denn dieses Land unterhält zumindest diplomatische Beziehungen mit China. Deshalb kann man in den chinesischen Gemeinden in Kanada seiner Sympathie für die Volksrepublik China offen Ausdruck verleihen.

Vor etwa zwei Jahren setzte sich ›I Wor Kuen‹ zum Ziel, in den Vereinigten Staaten eine Alternative sowohl zur Kuomintang-Regierung als auch zur Position der amerikanischen Regierung und ihren Unterdrückungsmechanismen zu entwikkeln. Wir fingen damit an, Filme aus der Volksrepublik China zu zeigen; praktisch alles, was wir in die Hand bekommen konnten. Die Leute in unserer Gemeinde haben lange Zeit überhaupt keine Informationen über die Volksrepublik erhalten, da diese in den USA immer als verfassungsfeindlich unterdrückt worden sind. Aber die Volksrepublik ist das Land, aus dem die meisten unserer Leute stammen. Wenn wir Filme zeigen, ist der Andrang immer sehr stark, denn viele von uns sympathisieren mit der Entwicklung, die China seit der Revolution von 1949 erfahren hat. Aber bisher hat es keine Organisation gegeben, in der sie ihre Gedanken offen aussprechen konnten.

Dann begannen wir, Programme zu entwickeln, durch die wir nicht nur eine Identifikation unseres Volkes mit der Volksrepublik China erreichen wollten, sondern die auch auf die Wurzeln unserer Unterdrückung hier in den USA stoßen sollten. Wir gaben eine zweisprachige Zeitung heraus, die anfänglich in erster Linie Jugendliche ansprach, jetzt aber auf alle Altersgruppen ausgerichtet ist. Es erscheinen darin Artikel, die sowohl die internationale politische Situation der Chinesen als auch lokale Probleme in Chinatown zum Thema haben.

Vor einigen Monaten griffen wir beispielsweise folgendes auf: das Landwirtschaftsministerium vom Staate New York schickte plötzlich Fleischinspektoren in unsere Gemeinde. Viele Kolonialwarenhändler in Chinatown verkaufen auch Fleisch, und das hängt meistens in den Schaufenstern und ist durch Räuchern haltbar gemacht. Aber die Inspektoren erklärten, die Waren seien nicht den Gesundheitsvorschriften ent-

[1] Chinesischer Name für Formosa, seit 1949 Herrschaftsbereich der Kuomintang-Regierung von Tschiang Kai-schek, der am 1. 3. 1950 die Nationale Republik China proklamierte.

sprechend gelagert. Die Ladenbesitzer wären durchaus gewillt gewesen, gewisse Änderungen vorzunehmen, aber die Schikane von seiten der Inspektoren ging weit über die Bestimmungen hinaus. Sie verlangten, daß die Ladenbesitzer die Waren von der einen Seite des Ladens auf die andere räumten und dann wieder zurück. Sie wollten ganz einfach zusehen, wie sich jemand abrackert und um seine Geschäfte gebracht wird. Ebenso schikanierten sie die Kunden. Und als die Ladenbesitzer gewisse Änderungen nach den Gesundheitsvorschriften vornahmen, verlangten die Inspektoren ganz spezifische Dinge, die so teuer waren, daß sie für die kleinen Ladenbesitzer unerschwinglich waren. Unserer Meinung nach war dies ein systematischer Versuch von seiten der Regierung, die Autonomie unserer Gemeinde zu zerstören. Und als die Ladenbesitzer mit uns Kontakt aufnahmen, gingen wir um 6 Uhr morgens mit 20 oder 30 Leuten vor die Geschäfte und sagten den Inspektoren, daß sie mit der Schikane aufhören und sich an ihre Vorschriften halten sollten. Seit dieser Zeit hat die Schikane nachgelassen. Die Inspektoren kommen noch oft in der Frühe, aber sie unternehmen nichts mehr. Viele Leute haben durch diese Aktion Hoffnung gewonnen, denn früher waren sie wehrlos gegen solche Machenschaften.

Es hatte sechs Monate gedauert, bis wir von dem Problem der Ladenbesitzer hörten. Die Leute hier brauchen eine ganze Weile, ehe sie darauf kommen, eine Organisation um Unterstützung zu bitten. Und in diesem Fall konnten sie auch nicht auf eine der etablierten Chinatown-Organisationen zurückgreifen, denn sie wollten ja etwas gegen die amerikanische Regierung durchsetzen. In der Vergangenheit hatten sich, wann immer die Diskriminierung gegen die Chinesen extrem stark wurde, Organisationen mit dem Ziel gebildet, die Bewohner von Chinatown zu schützen. Diese Organisationen wurden aber immer von der Bourgeoisie in Chinatown kontrolliert. Sobald diese Leute die Fäden in der Hand hatten und die Repressionen nachließen, schlugen sie sich auf die Seite der Regierung, damit sie in Ruhe ihren Geschäften nachgehen konnten und keine Angst vor der Regierung zu haben brauchten. Im Grunde waren sie Verbündete der Regierung, und dieselbe Situation besteht heute noch.

Eines unserer festen Programme betrifft die Gesundheitsfürsorge in Chinatown, die äußert miserabel ist. In der einzigen Klinik, die es hier gibt, gibt es keine Betten. Wenn also jemand wirklich krank ist und kein Geld hat, wird er nach Hause geschickt und kann sich selbst gesund pflegen. Wenn man sich im Krankenhaus untersuchen lassen will, verstehen einen die Ärzte und Schwestern nicht, weil sie kein Chinesisch sprechen. Häufig kommt es vor, daß sich Leute vergiften oder

die falsche Medizin bekommen. Die meisten dieser Fälle werden aber überhaupt nicht bekannt. Wir geben die Schuld für diese Zustände nicht in erster Linie den Personen, die in dem Krankenhaus arbeiten, sondern den Behörden, die das Krankenhaus in einer Weise geplant haben, daß es nie einer adäquaten Gesundheitsfürsorge in unserer Gemeinde gerecht werden kann. Deshalb haben wir einen kostenlosen Gesundheitsdienst eingerichtet und üben beispielsweise Druck auf die Krankenhausverwaltung aus, daß die notwendigen Untersuchungen durchgeführt werden. Wenn ein TB-Test positiv ausfällt, veranlassen wir, daß eine kostenlose Röntgenuntersuchung gemacht wird. Falls sich herausstellt, daß die Person wirklich TB hat, fordern wir, daß sie kostenlos behandelt wird, denn sie hatte keine Chance für eine Früherkennung ihrer Krankheit, weil sie sich nicht verständlich machen konnte oder kein Geld für eine Behandlung hatte.

Eines Tages wollen wir in der Lage sein, eine gewisse Kontrolle in den Krankenhäusern auszuüben. Wir müssen unsere eigenen Leute ausbilden, damit wir offene Stellen in den Krankenhäusern besetzen können. Die meisten Leute in Chinatown haben sich bisher nicht mit dem Gedanken befaßt, auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge zu arbeiten, denn bisher war dieser Bereich immer nur den Gebildeten unter den Armen geöffnet.

Die Mehrzahl der chinesischen Immigranten fällt in die Kategorie von Restaurant- und Wäschereiarbeitern. Und was die Frauen anbelangt, sie arbeiten überwiegend in Textilfabriken der großen amerikanischen Bekleidungsindustrien. Der Grund dafür liegt in der Geschichte, in der Zeit des Goldrausches in Kalifornien und der Zeit des Eisenbahnbaues. Nachdem die Chinesen nicht mehr im Eisenbahnbau benötigt wurden, gab es in Kalifornien mehr als 15 000 chinesische Arbeitslose. Die einzige Arbeit, die sie ausüben konnten, bestand darin, den Weißen gewisse Dienstleistungen abzunehmen, was damals vor allem für das Wäschewaschen in den Flüssen galt oder dem Eröffnen eines Imbißstandes. Außerdem konnten die Chinesen nichts anfangen. Sie wurden nicht in der Industrie beschäftigt, sie wurden nicht in die Gewerkschaften aufgenommen. Und das setzte sich auf allen Bereichen fort. Obgleich einige Gesetze geändert wurden, ist die allgemeine Lage der Chinesen unverändert. Viele Familien führen noch immer Restaurants als Familienbetriebe, weil ihnen sonst nichts übrigbleibt, oder sie haben Wäschereien und ähnliche Dienstleistungsbetriebe. Ihr Arbeitstag ist lang und kräfteraubend. Manchmal arbeiten sie sechs Tage in der Woche, und das zwölf Stunden am Tag, weitaus länger als der Amerikaner in einem Durchschnittsjob.

Für die Chinesin sind die Bedingungen noch schlechter, denn in dieser Gesellschaft wird sie erst einmal als Frau diskriminiert und zweitens als Chinesin, die neu in dieses Land gekommen ist, keine besonderen Qualifikationen hat und die englische Sprache nicht beherrscht. Für die Frauen ist es praktisch unmöglich, einen anderen Job als Näherin in einer Textilfabrik zu finden. Und dort bekommen sie 60 Cents pro Kleid. Das ist der Durchschnittslohn, das Minimum liegt noch tiefer. 60 Cents bekommen sie für ein ganzes Kleid, und diese Kleider werden für 10 Dollar und mehr in den Kaufhäusern angeboten. Die Arbeiterinnen werden pro Kleid bezahlt. Es gibt keinen garantierten Mindestlohn und keinen garantierten Arbeitsplatz. Wenn die Saison zu Ende ist, ist morgens einfach kein Stoff mehr da, und man sagt den Frauen, daß sie wieder nach Hause gehen können. Es gibt keinen Arbeitsschutz, keinen Gewerkschaftsschutz. Außerdem sind die Arbeiter der Dritten Welt immer die ersten, die gehen müssen. Und in der augenblicklichen wirtschaftlichen Situation heißt das, daß viele keine Arbeit haben. Auch für die Restaurantarbeiter steht es schlecht, denn viele Restaurants müssen schließen und ihre Leute entlassen.

Die augenblickliche Wirtschaftslage trifft die chinesischen Gemeinden sehr hart. Viele Jugendliche, die von der Schule kommen, finden keinen Job. Das betrifft im besonderen die Kinder der Einwanderer, denn in den Schulen von Chinatown wird ihnen nur eine sehr dürftige Bildung vermittelt. Sie werden vielleicht versetzt, aber das heißt noch lange nicht, daß sie etwas gelernt haben. Und das, was sie lernen, ist in völliger Linientreue mit der US-Regierung. Im Alter von zwei Jahren wird ihnen schon eingetrichtert, daß sie in den Vereinigten Staaten alle Möglichkeiten haben, die soziale Stufenleiter emporzusteigen. Aber die Jugendlichen in unserer Gemeinde haben längst erkannt, daß das nicht stimmt. So verlieren sie das Interesse an der Schule. Viele müssen vorzeitig abgehen, weil sie nicht mitkommen. Wenn sie nicht selbst die Initiative ergreifen, gibt es für sie keinen Weg, richtig Englisch zu lernen und sich in dieser Gesellschaft zurechtzufinden.

An den Schulen findet man kaum einen Lehrer, der Kantonesisch spricht. Die Behörden weigern sich, sie einzustellen. Davon sind vor allem die Kinder betroffen, die neu in diesem Land sind und außer ihren Mitschülern niemanden haben, mit dem sie sprechen könnten. Und das isoliert sie von den anderen und wirkt spaltend auf unsere Gemeinde. Die Kinder, die hier geboren wurden, werden gegen die Neuankömmlinge ausgespielt. Den einen wird beigebracht, daß sie Amerikaner sind, den anderen, daß sie nie fähig sein werden, Amerikaner zu sein. Und so werden selbst auf dieser Ebene viele Span-

nungen in unserer Gemeinde erzeugt. Deshalb versuchen wir, diese Barrieren zu brechen. Unsere Zeitung ist zweisprachig, so daß sie die Chinesen, die entweder nur Englisch oder nur Chinesisch sprechen, in jedem Fall lesen können. Für die neuen Einwanderer ist es sehr schwierig zu verstehen, was mit den Leuten passiert ist, die China schon vor langer Zeit verlassen haben, denn sie wissen nichts über deren Geschichte in diesem Land. Und die Jugendlichen, die hier aufgewachsen sind, haben keine Ahnung, was in der übrigen Welt passiert ist. Falls man ihnen in der Schule etwas über die Weltgeschichte erzählt hat, war es völlig entstellt, denn alles wird vom Standpunkt der amerikanischen Regierung aus betrachtet.

Hier in unserem Büro versuchen wir, soviel Literatur wie möglich zur Verfügung zu stellen; Literatur über die verschiedenen Gruppen der amerikanischen Bewegung und über die internationalen Kämpfe: über Vietnam, China, Korea und Albanien. Und wir versuchen hier, eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Leute sich frei fühlen, herzukommen, sich Bücher aus unserer Bibliothek zu nehmen und zu lesen. Außerdem haben wir einen Buchladen mit Literatur aus China. Viele haben danach gesucht, konnten aber nirgendwo chinesische Literatur finden. Wir haben ständig Ausstellungen mit Fotografien aus China, so daß sich die Leute hier ein Bild machen können, wie es jetzt in China aussieht. Unser Büro ist eine Art Zentrum, in das die Leute jederzeit kommen und, wenn sie Lust haben, mit uns reden können. Wir haben auch einen Ping-Pong-Tisch und das ist kein Zufall. Ping-Pong ist ein Spiel, und wir stellen das Prinzip der Freundschaft ganz obenan. Dadurch werden die Barrieren zwischen den verschiedenen Alters- und Herkunftsgruppen am leichtesten gebrochen, so daß die Leute sich in einer natürlichen Umgebung näherkommen und erkennen können, wie sie dieses Land voneinander isoliert hat.

In diesem Jahr haben wir zum erstenmal eine Sommerschule eingerichtet, in der nur Kantonesisch unterrichtet wurde. Wir taten das, weil die Kuomintang mit Unterstützung der Kirchen und der Regierung seit Jahren chinesische Kurse anbietet, damit die Kinder ihre Muttersprache nicht verlernen. Aber in diesen Schulen werden den Kindern natürlich nur die politischen Vorstellungen von Taiwan vermittelt. Auf die chinesische Geschichte wird beispielsweise nur bis 1850 eingegangen, damit die Schüler erst gar keine Gelegenheit bekommen, Fragen über die Revolution zu stellen oder sich Gedanken darüber machen, was während des Widerstandskrieges gegen Japan passierte. Außerdem herrscht in diesen Schulen eine sehr strenge Disziplin, Disziplin im Sinne von ›ruhig sitzen, lesen und schreiben lernen‹. Es wird dort in der alten überlieferten

Art unterrichtet, die keine vereinfachenden Lernmethoden zuläßt, wie sie heute in China üblich sind, damit Bildung der Allgemeinheit zugänglich wird. Darüber hinaus sind diese Kurse nicht kostenlos.

Aus diesen Gründen versuchten wir, eine Alternative zu diesen Kursen anzubieten, denn augenblicklich sind wir noch nicht in der Lage, eine Alternative zu dem gesamten amerikanischen Schulsystem zu entwickeln. Aber in gewisser Hinsicht war das der erste Schritt, denn viele Eltern wünschen, daß ihre Kinder weiterhin Chinesisch sprechen, damit sie besser mit ihnen kommunizieren können und ihre Kinder auch zukünftig mit Chinesen kommunizieren können, die kein Englisch sprechen. Die meisten Kinder schämen sich, daß sie Chinesen sind, daß sie Chinesisch sprechen und ihre Eltern Chinesisch sprechen. Doch natürlich wurden ihnen diese Gefühle hier vermittelt. Jedesmal, wenn sie Chinatown verlassen, bekommen sie die Vorurteile zu spüren. Sie hören Bemerkungen über ihre Art zu sprechen, über ihre Art zu handeln. Deshalb versuchen wir, ihnen außer einem gewissen Selbstwertgefühl auch die wahre Geschichte dieses Landes und die wahre Geschichte Chinas zu vermitteln, damit die Kinder das Handwerkszeug erhalten, um diese Welt richtig analysieren zu können. Wir halten das für eine Notwendigkeit, denn wir müssen diesen Kindern erklären können, warum beispielsweise in Vietnam ein Krieg stattfindet, warum sie zum Wehrdienst eingezogen werden und warum in den chinesischen Gemeinden einer gegen den anderen aufgehetzt wird.

Wir versuchen auch, unsere Arbeit so weit wie möglich mit der anderer Organisationen, die für dieselben Ziele wie wir kämpfen, zu verbinden. Hier in New York tun wir das beispielsweise mit der Young Lords Party. Chinatown grenzt an ein Gebiet, in dem vorwiegend Puertoricaner leben, und es gibt eine Klinik, die für beide Gemeinden zuständig ist. Deshalb schlossen wir uns auf dem Bereich der Gesundheitsfürsorge mit der Young Lords Party zu gemeinsamen Aktionen zusammen, um gegen diese Klinik vorzugehen und Unterstützung für unsere medizinischen Vorsorgeprogramme zu erwirken. Durch unseren organisierten Protest zwangen wir die Verwaltung der Klinik, ihre Methoden zu ändern. Das ist ein konkretes Beispiel für unsere Zusammenarbeit mit der Young Lords Party. In den meisten Fällen müssen die Voraussetzungen für das gemeinsame Anpacken konkreter Probleme erst noch geschaffen werden, denn für die Leute in unserer Gemeinde ist es beispielswiese noch immer sehr schwierig, sich mit der Befreiung Puerto Ricos zu identifizieren, denn sie wissen sehr wenig über diese Insel. Wir versuchen, sie durch Artikel in unserer Zeitung darüber aufzuklären, so daß

sie in der Zukunft einmal in der Lage sein werden, diese Frage für sich zu entscheiden.
Was das Problem der Selbstverteidigung angeht, so müssen wir zugeben, daß die Repressionen der Polizei gegen unsere Gemeinden in New York nicht so offen sind wie die gegen schwarze und lateinamerikanische Gemeinden. Wir bekamen die Repressionen auf eine andere Weise zu spüren. Schon immer wurden die asiatischen Gemeinden in diesem Land mit ihren Ursprungsländern identifiziert. Mit anderen Worten, als in China korrupte Dynastien an der Macht waren, ließen diese stillschweigend zu, daß Chinesen gekidnappt wurden, um in Amerika Sklavendienste zu leisten. Das war damals eine Art »gentlemen agreement« zwischen der amerikanischen und chinesischen Regierung. Dasselbe galt für Japan. Als China durch die Revolution für die Vereinigten Staaten zu einer Bedrohung wurde, warnte die US-Regierung das amerikanische Volk vor den chinesischen Gemeinden im Mutterland, da diese angeblich die politische Linie ihres Ursprungslandes verfolgten. Das beste Beispiel dafür ist die Situation der Japaner während des Zweiten Weltkrieges. Sie wurden in Amerika in Konzentrationslager gesteckt, weil sie angeblich die japanische Regierung unterstützten. Doch dafür gab es keinerlei Beweise. Die Japaner vertraten damals die verschiedensten politischen Positionen und die japanischen Gemeinden hier waren sehr gespalten. Aber das wurde nicht berücksichtigt. Die Japaner wurden ohne Ausnahme zusammengepfercht und in Konzentrationslager gesteckt.
Dieselbe Einstellung herrscht heute noch. Deshalb ist Chinatown mit FBI-Agenten durchsetzt, die herauszufinden versuchen, welcher Art unsere Verbindungen zu unserer Heimat sind. Die USA fühlen sich durch die asiatischen Länder äußerst bedroht, denn dort führen sie momentan Krieg. Wir bekommen das dadurch zu spüren, daß wir heute außerhalb von Chinatown einer stärkeren rassistischen Diskriminierung ausgesetzt sind als in den letzten zehn Jahren. Das ist auf den Krieg in Vietnam zurückzuführen, auf die Stärke der asiatischen Völker, die sich politisch festigten und nun gemeinsam als indochinesischer Block — Kambodscha, Laos und Vietnam — kämpfen. Den Vereinigten Staaten ist es nicht gelungen, diese Völker zu spalten, und deshalb haben viele Amerikaner Angst und bezeichnen uns mit allen möglichen Schimpfwörtern, die sich in irgendeiner Weise auf diese kommunistischen Länder beziehen. Und die US-Regierung fördert diese Haltung.
Allerdings glauben wir an die Notwendigkeit der Selbstverteidigung unserer Gemeinden, allein schon, weil wir den Standpunkt vertreten, daß der US-Imperialismus zur Niederlage gezwungen werden muß. Und da wir in diesem Land

leben, heißt das, daß wir die Revolution in Amerika unterstützen. Wir glauben nicht, daß diese in Form eines Erziehungsprozesses ablaufen wird, in dem sich das Bewußtsein der Menschen ändert, denn es gibt hier bewaffnete Streitkräfte, die die herrschenden Machtverhältnisse unterstützen. Deshalb brauchen wir die bewaffnete Selbstverteidigung, um dem etwas entgegensetzen zu können. Wir brauchen eine Volksarmee für die Befreiung des amerikanischen Volkes; eine Volksarmee, die nicht nur für die Menschen der Dritten Welt kämpft, sondern für alle Menschen in diesem Land, wie auch für die Brüder und Schwestern in der übrigen Welt, die unter dem amerikanischen Imperialismus leiden. Und gleichzeitig sprechen wir über den Aufbau der verschiedenen Befreiungsarmeen in der Welt und betonen dabei immer wieder, daß diese gegen alle imperialistischen Nationen der Welt kämpfen müssen, vor allem aber gegen die USA. Und wir wissen, daß diese einen Unterschied machen zwischen der amerikanischen Regierung und den Menschen, die hier leben. Deshalb müssen wir ihnen zeigen, daß wir ihrer Unterstützung würdig sind, daß wir der Unterstützung des vietnamesischen Volkes würdig sind. Wir müssen unsere Bemühung um den Aufbau einer revolutionären Bewegung in diesem Land ständig verstärken.

Carmen Chow, I Wor Kuen, San Francisco, Kalifornien

Grundsätzlich gibt es zwischen den chinesischen Gemeinden in New York und San Francisco mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Die Unterschiede bestehen darin, daß die meisten Chinesen in New York erst vor kurzer Zeit eingewandert sind. Sie stammen aus Hongkong, China oder Taiwan und bilden die erste oder bestenfalls zweite Generation in diesem Land. Die Eltern der Generation, die hier geboren wurde, sehen noch typisch chinesisch aus und sprechen auch noch ihre Muttersprache. Deshalb ist die Organisation in New York sozusagen chinesischer und geht viel stärker auf die chinesische Kultur ein.

Hier in San Francisco leben die meisten Chinesen bereits seit zwei, drei oder sogar vier Generationen. Deshalb haben sie hier viel von der Minderheiten-Kultur übernommen, die in diesem Land vorwiegend von den Schwarzen, Chicanos und Latinos geprägt ist. Die meisten unserer Leute hier sprechen auch Englisch. Unsere besondere Situation hat zur Folge, daß der Drogenkonsum bei uns viel stärker ist als in New York und wir wesentlich mehr Lumpenelemente haben. Wir haben sehr viel mehr bereits in Amerika geborene Lumpen als die chinesische Gemeinde in New York.

In San Francisco wurde I Wor Kuen — ähnlich wie in New York — von einer Gruppe gegründet, die einerseits aus Studenten, andererseits aus Lumpen bestand. Wir versuchen jedoch augenblicklich sehr intensiv, mehr Leute aus der Arbeiterklasse zu rekrutieren. Das Lumpenproletariat sollte in jede revolutionäre Organisation einbezogen sein, denn ich bin der Ansicht, daß es sowohl reaktionär wie auch revolutionär sein kann, je nachdem, wie die objektiven Bedingungen beschaffen sind und wie man die Lumpen organisiert. Eine revolutionäre Organisation jedoch ausschließlich auf dem Lumpenproletariat aufzubauen, bedeutet, eine Menge Fehler zu machen. Vor allem haben diese Organisationen einen niedrigen Grad an Disziplin. Sie tendieren sehr stark zu einem spontanen Radikalismus, und in allem, was sie tun, spürt man eine gewisse Gang-Mentalität. Durch unsere Erfahrungen mit dem Lumpenproletariat sind wir zu der Ansicht gekommen, daß die Lumpen nicht die Basis der Revolution bilden können. Aufgrund der objektiven Bedingungen in den USA werden sie aber eine wichtige Rolle in der Revolution einnehmen. Es ist allerdings

wichtiger für uns, eine große Anzahl von Arbeitern zu organisieren. Wir haben damit begonnen und waren bisher recht erfolgreich.
Unsere Arbeit war anfangs sehr stark von I Wor Kuen in New York beeinflußt, der die Black Panther Party und die Young Lords Party als Vorbilder dienten, vor allem, was die Idee der Schaffung von alternativen Institutionen, der sogenannten ›Serve-the-People‹-Programme anbelangte. Deshalb begannen auch wir in San Franscisco mit dem Aufbau zahlreicher Programme, die auf die verschiedensten Sektoren unserer Gemeinde zielten. Ein Programm, die ›Asian Legal Services‹, sollte vor allem die Lumpen ansprechen. Daneben hatten wir Filmveranstaltungen, eine Bibliothek und einen Buchladen, wodurch wir vor allem die Arbeiterklasse erreichen wollten. Dann schufen wir eine Schule und eine Organisation, die sich der Gesundheitsfürsorge annahm. Und wir hoffen, daß wir durch diese Programme Leute aus den verschiedenen Sektoren unserer Gemeinde ansprechen und allmählich in unsere alternativen Institutionen integrieren können.
Vor einiger Zeit gelangten wir jedoch zu der Auffassung, daß der Aufbau alternativer Institutionen nicht ausreicht, unsere Gemeinde wirkungsvoll zu organisieren. Wir sind der Meinung, daß wir die Leute auch dort organisieren sollten, wo sie arbeiten. In der Vergangenheit nahmen wir beispielsweise mit Restaurantarbeitern nur Kontakt auf, wenn sie zu unseren Filmabenden kamen. Jetzt haben wir begonnen, Restaurantarbeiter in ihren Restaurants zu organisieren, damit sie dort für bessere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen kämpfen. Das gleiche gilt für unsere Frauen in den Textilfabriken. Es reicht einfach nicht aus, wenn wir diese Frauen für unsere Institutionen zu gewinnen versuchen, wir müssen sie auch dazu bewegen können, in den Fabriken für bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Früher versuchten wir, die aktivsten Studenten vom Campus zu holen, aber heute organisieren wir sie in antiimperialistischen Komitees, damit sie die antiimperialistische Studentenbewegung vorwärtstreiben.
Außerdem halten wir es für sehr wichtig, mit anderen Organisationen der Dritten Welt zusammenzuarbeiten. Hier in San Francisco hat es sich eingespielt, daß viele Jugendliche außerhalb unserer Gemeinde in Fabriken, Werkstätten oder Restaurants arbeiten gehen, was darauf zurückzuführen ist, daß die chinesischen Gemeinden an der Westküste etablierter sind als beispielsweise in New York. Unter hundert Arbeitern in der Fabrik sind vielleicht 50 Schwarze oder Chicanos und nur fünf Asiaten. Aus dieser Tatsache entsteht die Notwendigkeit, daß wir uns mit den anderen Minderheiten verbünden, um effektiver für bessere Arbeitsbedingungen kämpfen zu können.

Die chinesische Gemeinde hat einige Merkmale, die andere Gemeinden der Dritten Welt nicht besitzen. Gemeinsam ist allen, daß sie unterdrückt werden und unter der Rassendiskriminierung leiden. Sie alle leiden, weil sie als Minderheit verfolgt werden. Einige Merkmale, die der chinesischen Gemeinde eigen sind, leiten sich aus der Tatsache ab, daß die Chinesen in diesem Land sich immer sehr stark mit China identifiziert haben. In der Vergangenheit identifizierten sie sich mit Nationalchina. Aber jetzt beginnen immer mehr Chinesen, sich mit dem kommunistischen China zu identifizieren, mit der Volksrepublik China. Aus diesen revolutionären nationalen Gefühlen heraus wird es für viele Chinesen immer leichter, eine antiimperialistische und antiamerikanische Position zu akzeptieren. Vielen hat dies ein Gefühl der Stärke und des Stolzes verliehen und deshalb findet man in unseren Gemeinden oft ein höheres Bewußtsein und eine größere Bereitwilligkeit, sich mit politischen Dingen zu befassen, als in anderen Gemeinden. Die Tatsache, daß wir eine sehr kleine Minderheit sind, macht es jedoch vielen Chinesen schwer, sich eine Revolution in den Vereinigten Staaten vorzustellen. Aus diesem Grunde versuchen wir unseren Leuten ein internationalistisches Bewußtsein zu vermitteln: Wo immer man ist, sollte man seinen Beitrag zur Revolution leisten.

Was unser Verhältnis zu anderen Minderheiten betrifft, so habe ich das Gefühl, daß die Chinesen eine gewisse Furcht vor den Schwarzen, Chicanos und Puertoricanern haben, denn sie wurden von diesen Minderheiten immer als ein wenig verweichlicht angesehen. Oft kam es vor, daß Chinesen von Schwarzen und Braunen verprügelt und ausgeraubt wurden. Deshalb besteht unter den Chinesen eine gewisse Voreingenommenheit gegenüber den Schwarzen und den Braunen. Aber ich glaube, daß die Chinesen jetzt erkennen, daß es notwendig ist, zusammenzuarbeiten, um in diesem Land überhaupt etwas erreichen zu können. Das ist eine sehr wichtige Einsicht, denn aus ihr entstehen die besten Bündnisse; aus der Erkenntnis, daß eine Zusammenarbeit notwendig ist. Und deshalb sind wir auch recht erfolgreich gewesen, viele Chinesen, Puertoricaner und Schwarze für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. Ein gutes Beispiel dafür ist unsere Feier zum 1. Oktober, die wir bisher immer allein begangen haben.[1] In diesem Jahr bildeten wir aber mit Leuten der Dritten Welt und progressiven Weißen eine vereinigte Front, um den 1. Oktober gemeinsam zu feiern. Ich glaube, daß dies sehr lehrreich für die Leute in Chinatown war. Sie konnten erkennen, daß sie nicht alleine stehen, sondern die Unterstützung vieler haben.

[1] Der 1. Oktober ist der Jahrestag der Gründung der Volksrepublik China 1949.

Es ist schwer abzuschätzen, ob wir einer stärkeren oder geringeren Unterdrückung ausgesetzt sind als die Schwarzen und Braunen. Die Zahl der Arbeitslosen ist in Chinatown bisher nicht so hoch, obwohl sie ständig zunimmt, besonders unter den Jugendlichen. Chinatown ist noch relativ autonom, denn die meisten arbeiten in Restaurants oder Wäschereien, also in der Gemeinde. Die Chinesen haben immer hart gearbeitet; unsere Eltern haben sehr, sehr hart gearbeitet, um das, was im Bereich des Möglichen lag, zu erreichen. Im allgemeinen arbeiteten sie in ihren Restaurants und Wäschereien sieben Tage in der Woche, und das 14 Stunden am Tag.

Unter den Chinesen besteht ein hohes Maß an Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie sind sehr provinziell. Die Leute, die hier herübergekommen sind, fühlen sich einander verbunden und sie helfen einander. Sie haben kooperative Gewerbe und Genossenschaften entwickelt. Die großen Restaurants und dergleichen konnten nur mit Hilfe der verschiedenen Dorf- oder Distrikt-Genossenschaften finanziert werden. Sobald die Chinesen in dieses Land kamen, traten sie diesen Genossenschaften bei. Und das ermöglichte offensichtlich einigen Leuten, den Reichtum anderer durch die Genossenschaften zu nutzen, um sich ein privates Vermögen aufzubauen. Das war natürlich eine Form der Ausbeutung. Aber es waren diese Distrikt-Genossenschaften, durch die es den Chinesen gelang, einige kleine, aber starke Gewerbe zu entwickeln, die anderen Chinesen wiederum Beschäftigung gaben. Aber seitdem mehr und mehr Chinesen in dieses Land gekommen sind, hat sich die Situation geändert. Die älteren Leute halten das Geld fest in der Hand und werden reicher und reicher. Auf der anderen Seite stehen die Massen von Chinesen, die keine Arbeit in den Restaurants mehr finden. Deshalb werden viele gezwungen, die Gemeinde zu verlassen und anderswo zu arbeiten. Viele arbeiten in landwirtschaftlichen Unternehmen oder in amerikanischen Restaurants wie ›Holiday Inn‹[2] und dergleichen. Die meisten Köche, Kellner oder Portiers sind Chinesen.

Die Mehrzahl der Chinesen unterstützen noch immer Nationalchina, denn lange Zeit haben sie überhaupt keine Informationen über die Volksrepublik erhalten. Außerdem darf man nicht vergessen, daß Nationalchina einmal eine progressive Kraft war, 1911 in der Sun Yat-sen-Periode[3]. Die Chinesen, die in dieser Zeit nach Amerika kamen, blieben bis 1949 Anhänger Nationalchinas und bildeten während der vierziger Jahre in Chinatown einen starken linken Block. In

[2] Amerikanisches Touristenhotel in Chinatown von San Francisco.

[3] Der Arzt Sun Yat-sen (1866–1925) gründete 1907 die revolutionäre ›Schwurbrüderschaft‹, aus der 1912 die Kuomintang hervorging. Nach Abdankung der Mandschu-Dynastie proklamierte er im Dezember 1911 die unabhängige Nanking-Republik.

den fünfziger Jahren wurden sie durch die Kommunisten-Verfolgung McCarthys und durch die inzwischen reaktionär gewordene Kuomintang zerschlagen. Viele von ihnen wurden deportiert, verfolgt und haben heute Angst, offen zu agieren. Es gab also in den vierziger und fünfziger Jahren eine Linke, die China unterstützte. Doch die Masse der Chinesen hatte überhaupt keine Beziehung zu China. Das hat sich geändert, und meiner Meinung nach aus zwei Gründen.
Im Frühjahr 1971 wurde die Reise Nixons nach China angekündigt. Dadurch wurden patriotische Gefühle gegenüber China für viele unserer Leute akzeptabler. Die Leute brauchten nicht mehr das Gefühl zu haben, daß die Polizei deswegen hinter ihnen her ist. Das war eine Auswirkung der Nixon-Reise. Die andere war, daß sich die Bourgeoisie von Chinatown die Hände rieb. Sie witterte neue Geschäfte. Aber gerade hier vollzog sich eine Spaltung, denn eine Fraktion unterstützte die Volksrepublik, die andere Taiwan, je nachdem, wo die besseren Geschäfte zu machen waren. Und in der Vergangenheit wurde Taiwan stärker unterstützt, weil fast nur Güter aus Taiwan auf den amerikanischen Markt gelangten. Aber das schien sich jetzt zu ändern, und damit die Einstellung der chinesischen Bourgeoisie in Chinatown.
Der tiefere Grund dafür, daß die Chinesen ihren Patriotismus gegenüber China jetzt offener zeigen, liegt woanders. Viele der Schüler und Studenten von Chinatown kamen in Berührung mit der Anti-Kriegsbewegung der sechziger Jahre. Sie wurden politisiert und dabei sehr stark von der schwarzen Bewegung beeinflußt. Viele junge Chinesen kehrten in ihre Gemeinden zurück und begannen, über China Informationen zu verbreiten. Das war vor etwa zwei Jahren, zu der Zeit, als I Wor Kuen in New York gegründet wurde. Damals wurde die Organisation Jugendlicher sehr stark betont, was sich durch die ausgeprägte Jugendkultur in diesem Land erklären läßt. Auch begannen wir damit, die jugendlichen Lumpen und die Schüler zu organisieren, ihnen Filme über China zu zeigen und sie über China aufzuklären. Dadurch gerieten wir in große Schwierigkeiten mit der Polizei, die uns zerschlagen wollte. Die Kuomintang versuchte, unser Büro in die Luft zu sprengen. Aber diese Repression hat jetzt nachgelassen. Und ich glaube, das hängt damit zusammen, daß sich das Bewußtsein der Leute in Chinatown geändert hat, und zwar vor allem aufgrund der veränderten Situation in Amerika. Die fünfziger Jahre waren sehr wichtig, doch zehn Jahre später begannen mehr und mehr Leute, der bedrückenden Situation Ausdruck zu verleihen. Und die Chinesen bildeten dabei keine Ausnahme.
Viele chinesische Jugendliche waren besonders aktiv in der

Studentenbewegung. Eine große Anzahl waren Mitglieder des SDS oder nahmen an den Aktivitäten anderer radikaler Organisationen teil. Es gab sogar chinesische Radikale, die in der Black Panther Party mitarbeiteten.

Anfang 1968 begannen einige radikale Chinesen, gegen die rückständigen Tendenzen in ihren Gemeinden zu kämpfen und sich zusammenzuschließen. I Wor Kuen wurde ein Produkt dieser Entwicklung. Damals gab es die ›Red Guards‹ (›Rote Garden‹) hier in San Franscisco, und sie bestanden zu 99 Prozent aus Lumpen. Und ich glaube, sie wurden militant, weil sie die Black Panther Party, die damals sehr lumpenorientiert war, zum Vorbild nahmen. Aber die ›Red Guards‹ zerbrachen wieder, weil sie sich selbst zu stark aus Lumpen rekrutierten. Sie hatten keine politische Ideologie, keine innere Disziplin, keine Führung, und es war eigentlich keine wirkliche Organisation; es war mehr eine politisierte Gang. In ihrer besten Zeit hatten sie 80 Mitglieder. Als I Wor Kuen hier in San Francisco eine Niederlassung eröffnete, war ihre Mitgliederzahl auf ein halbes Dutzend zusammengeschmolzen. Ein oder zwei Mitglieder der ›Red Guards‹ traten uns bei. Das war keine bedeutende Zahl, aber dennoch hatten wir damals engen Kontakt mit den Lumpen hier in San Francisco. Ich glaube aber, daß sich unsere Organisation in New York zu einem sehr viel größeren Teil aus Lumpen zusammensetzt als hier in San Franscisco.

Wir müssen zwischen den Lumpen unterscheiden, die im Ausland geboren wurden und denen, die hier in Amerika aufgewachsen sind. Unsere Organisation in New York war sehr erfolgreich in der Organisation der im Ausland geborenen Lumpen. In New York gibt es fast keine in Amerika geborenen chinesischen Lumpen. Diese Unterscheidung ist wichtig, denn wir haben festgestellt, daß die im Ausland geborenen Lumpen nicht aus freier Wahl zu Lumpen geworden sind, sondern aus ökonomischen Zwang. Sie müssen von dem überleben, was sie auf der Straße ergaunern. Die meisten von ihnen würden arbeiten, wenn sie Gelegenheit dazu hätten. Sie haben zwar eine richtige Straßenkultur entwickelt und gehen ihren Hehlereien nach, aber sie nehmen kein Rauschgift. Sie kämpfen auf der Straße sozusagen um ihr Leben und sie sind gute Kämpfer, die nicht zögern würden zu töten, wenn es um ihr eigenes Leben geht. Sie sind auch sehr nationalistisch.

Die in Amerika geborenen Lumpen sind voll und ganz in die Drogenkultur eingestiegen, und diese Tatsache macht sie zu einer Gruppe, die sich nicht organisieren läßt. Jemand, der die ganze Zeit auf dem Trip ist, läßt sich nicht organisieren. Aber das waren die Leute, denen sich die ›Red Guards‹ verbunden fühlten. Wir glauben, daß in den im Ausland geborenen

Lumpen ein sehr viel stärkeres Potential steckt, denn es ist zu schwierig, das Drogenproblem zu lösen.
Was uns vor allem von den Young Lords und den Black Panthers unterscheidet, ist die Tatsache, daß unser Erfolg auf einer ganz anderen Ebene liegt. Wir hatten einen unglaublichen Erfolg bei der Organisierung alter Leute. Und das rührt daher, daß die älteren Leute hier vorwiegend Männer sind, was eine Folge der Einwanderungsbestimmungen ist. Dieses Land wollte die Chinesen nur als Arbeitskraft und nicht als Menschen, die Kinder zeugen und sich hier ansiedeln. Deshalb war Frauen die Einwanderung lange Zeit verwehrt. Und so haben wir Tausende und aber Tausende von Männern, die 60 Jahre lang gearbeitet haben und nun von der Sozialfürsorge leben. Diese Menschen stammen aus der chinesischen Arbeiterklasse und sie kamen hierher, weil sie in China die Ärmsten waren. Aber hier bilden sie ebenfalls die ärmste Schicht der Arbeiterklasse. Sie wissen, wie das China der Jahrhundertwende aussah, und sie sehen, was China heute ist. Ihre Verbundenheit und Liebe zu China, und auf der anderen Seite ihr Kampf gegen den amerikanischen Imperialismus, ist einzigartig und — ich glaube — stärker als unter den Jugendlichen, die nicht so viel durchgestanden haben. Ihr Leben war ein einziger Widerspruch. Sie haben die Hauptwidersprüche unserer Zeit durchlebt. Sie haben die Widersprüche zwischen Feudalismus und dem chinesischen Volk durchlebt. Und sie haben die Widersprüche zwischen dem vom Ausland beherrschten imperialistischen China und dem chinesischen Volk durchlebt. Hier in Amerika waren sie Mitglieder einer diskriminierten Minderheit; Menschen, die extrem ausgebeutet wurden. Und es sind sehr starke und tapfere, aber auch sehr verbitterte Menschen. Wir waren sehr erfolgreich, diese Menschen für uns zu gewinnen.
Bei den jungen Chinesen besteht oft die Schwierigkeit, daß sie fast um jeden Preis versuchen, sich als Amerikaner zu fühlen und sich weder mit China noch mit den älteren Leuten in unserer Gemeinde identifizieren. Wir behaupten jedoch von uns, daß wir revolutionäre Nationalisten sind, denn wir sind Chinesen und stolz darauf. Wir sind patriotisch gegenüber unserem Mutterland. Wir verbergen nicht die Tatsache, daß wir keine Amerikaner sind und uns nicht mit ihnen identifizieren wollen. Viele der Jugendlichen, die hier geboren sind, können das nicht verstehen, weil ihre Realität so stark durch Amerika geprägt worden ist.
Wir verstehen uns als eine demokratisch-zentralistische Partei im Aufbau, eine Art Kader-Organisation. Wir haben ein Zentralkomitee, Kader, Kader in Training und Mitglieder, die auf verschiedenen Stufen organisiert sind. In sechs Monaten wer-

den wir weitere Niederlassungen in anderen Städten eröffnen. In Boston, Chicago und Los Angeles bestehen bereits Organisationskomitees und wir hoffen, sehr bald mit dem Aufbau weiterer Büros beginnen zu können.

Statement der Mitglieder und des Zentralkomitees von ›National I Wor Kuen‹

Die Geschichte der Chinesen in Amerika ist die eines bitteren Kampfes. Als Amerika die großen Eisenbahnlinien baute, wurden unsere Leute als billige Arbeitskraft herübergebracht. Als der Eisenbahnbau beendet war, konnten wir nicht nach China zurück. Wo immer wir uns niederlassen wollten, wurden wir mit Gewehren vertrieben. Unsere Häuser wurden niedergebrannt. Viele wurden gelyncht.
Bis in die vierziger Jahre wurde uns noch nicht einmal erlaubt, Land zu besitzen. Wir mußten uns in die großen Städte zurückziehen, nach San Francisco, New York, Los Angeles und Chicago. Hier in den Städten konnten wir uns zusammenschließen und verteidigen, wenn wir angegriffen wurden. Das war die Geburtsstunde von Chinatown.
Seitdem haben sich die Dinge wenig geändert. Wir werden nicht mehr gelyncht, aber neben dem Strick und dem Gewehr gibt es andere Mittel, Menschen zu töten. Man kann durch Krankheiten und Fehlernährung töten. Man kann durch überfüllte und unhygienische Wohnungen töten. Durch diese Verhältnisse werden unsere Leute heute getötet. Unsere soziale Stellung in Amerika verdammt uns zu einem frühen Tod, und alles ist völlig legal. Die Gesetze, denen wir zu gehorchen haben, sind nicht unsere Gesetze, und die Polizei wacht in jeder Stadt, in der wir leben, über ihre Einhaltung. Unsere Jugendlichen werden von der Straße weg verhaftet und nicht von Menschen ihrer eigenen Herkunftsgruppe abgeurteilt, sondern von Menschen außerhalb unserer Gemeinden.
Selbst das Land, auf dem wir leben, das Land, dem wir durch unsere Arbeit zu seinem Wert verholfen haben, gehört uns nicht. In San Francisco leben wir im Schatten des Finanzdistrikts, in Boston ist es ›Massachusetts Turnpike‹ und in New York ›Bell Telephone Company‹. Wenn die großen Gesellschaften ein Stück unseres Landes wollen, nehmen sie es einfach weg. Derjenige, der gerade darauf lebt, hat eben Pech gehabt. Auch dies ist völlig legal. Wann wird es ein Ende finden? Wenn wir dem nicht sofort Einhalt gebieten, werden unsere Gemeinden zerstört sein.
Solange wir in diesem Land leben, werden die Völker der Dritten Welt voneinander getrennt und unterdrückt. Uns

wurde das Gefühl eingegeben, daß wir als Schwächlinge geboren und in der Minderzahl sind. Aber in den letzten Jahren haben uns revolutionäre Organisationen wie die Black Panther Party und die Young Lords Party neben vielen anderen einen Weg gezeigt, wie wir die Verhältnisse, unter denen unser Volk zu leben gezwungen ist, verändern können. Und die Young Lords, Panthers und andere revolutionäre Gruppen haben ihre Arbeit auf all die Teile Amerikas ausgedehnt, in denen Angehörige ihres Volkes unterdrückt werden.

In New York City hat sich I Wor Kuen nun bereits seit über einem Jahr auf lokaler Ebene dafür eingesetzt, den Bedürfnissen der Menschen in unserer Gemeinde zu dienen. Auch wir haben uns immer darum bemüht, die amerikanische Gesellschaft als ein Ganzes zu betrachten und die Gründe herauszufinden, warum in allen chinesischen Gemeinden der Vereinigten Staaten — ob in New York, Los Angeles, Hawaii, Chicago, Boston, San Francisco — dieselben Probleme existieren. Unsere Schwestern und Brüder sind überall denselben Slumlords ausgesetzt, denselben heruntergekommenen, zu kleinen Wohnungen, demselben geldgierigen Krankenhaussystem, wenn sie krank sind, denselben miserablen Schulen, in denen ihnen nichts beigebracht wird, denselben harten, niedrig bezahlten Jobs in Wäschereien, Restaurants und Ausbeuterbetrieben, sofern sie nicht überhaupt arbeitslos sind.

Wir haben erfahren, daß wir viele Brüder und Schwestern haben, die unsere Auffassung teilen und in dieselbe Richtung arbeiten wie wir, um das System zu verändern, das diese Verhältnisse schafft. Mit dieser Ausgabe unserer Zeitung, die zum erstenmal von I Wor Kuen in San Francisco zusammengestellt und publiziert wurde, haben wir begonnen, die Arbeit unserer Brüder und Schwestern in New York und in San Francisco in einer nationalen I Wor Kuen-Organisation zusammenzufassen.

Das Entstehen einer nationalen asiatischen Organisation bedeutet einen Durchbruch in der Bewegung Amerikas. Durch diese nationale Perspektive werden wir mehr Kraft gewinnen, um uns mit den Bedürfnissen unseres Volkes zu befassen, denn jetzt können wir miteinander kommunizieren, uns gegenseitig unterstützen und gemeinsam mit Chinesen überall in den Vereinigten Staaten kämpfen und sind nicht mehr wie lose Blätter überall zerstreut. Wir beginnen unsere Arbeit mit denjenigen, die uns am nächsten stehen. Denn wir arbeiten, um unserem Volk zu dienen und es zu organisieren, und das Volk gibt uns dafür seine Unterstützung. Indem wir unsere Arbeit auf alle Teile dieses Landes ausdehnen und uns zusammenfinden, wann immer es möglich ist, können wir aus unserer Isolierung herausbrechen und sehen, daß darin eine Mög-

lichkeit liegt, ein Monstrum wie den US-Imperialismus zu zerschlagen.
Die US-Regierung sieht unsere Leute in ihrer Gesamtheit als fremd, unerwünscht und sogar gefährlich an, obwohl wir selbst wissen, daß wir noch nicht vereint genug sind. Deshalb müssen wir vorwärts blicken, uns zusammenschließen, wachsen und expandieren, damit wir mit jedem Tag mehr Leute erreichen. Wenn alle unsere Gemeinden vereinigt sind, werden wir stark sein. Zusammen mit anderen unterdrückten Völkern in Amerika werden wir noch stärker sein. Zusammen mit allen Völkern der Welt werden wir siegen.

(Quelle: *I Wor Kuen, Getting Together*, Vol. 2, No. 6, Juli/August 1971, S. 2 f.)

12-Punkte-Programm und Plattform von I WOR KUEN

Die Asiaten in Amerika sind einer fortwährenden Unterdrükkung durch die habgierigen und verräterischen Gangster in unseren Gemeinden wie durch die weitere, rassistische und auf Ausbeutung beruhende, amerikanische Gesellschaft ausgesetzt gewesen. Durch die Massenmedien (Zeitung, Fernsehen, Rundfunk, Schulen) hat man versucht, uns falsche Vorstellungen darüber einzutrichtern, wo wir unsere Stellung innerhalb dieser Gesellschaft zu suchen hätten. Man versuchte, uns einer Gehirnwäsche zu unterziehen und nötigte uns sogar, gegen unsere Brudervölker in Südostasien zu kämpfen.
Doch die Asiaten in Amerika haben sich der Unterdrückung in diesem Land seit dem Augenblick zur Wehr gesetzt, als sie das Leid des Rassismus und der Ausbeutung in diesem Land zum erstenmal erfahren haben. Die lange und heroische Geschichte des Kampfes der Asiaten in Amerika hat uns inspiriert und in unseren Vorsätzen bestärkt. Wir können diese bedrückenden Verhältnisse nicht länger ertragen. Wir können nicht zulassen, daß der Kampf unserer Vorväter vergeblich war. Wir wissen, wer unser wirklicher Feind und wer unser wirklicher Freund ist; und wir haben neue Stärke gefunden, denn wir haben uns mit unseren Brüdern und Schwestern in diesem Land wie auch in der übrigen Welt verbündet, um für Freiheit und Gerechtigkeit gegen die herrschende Klasse dieses Landes zu kämpfen.
Wir haben durch friedliche Mittel wie Petitionen, Prozesse, Wahlen und Demonstrationen versucht, unsere Situation hier zu verändern, aber sie ist die gleiche geblieben. Wir haben keine Freiheit.
Wir wollen die Lebensbedingungen unseres Volkes verbessern und bereiten uns darauf vor, unsere Gemeinden gegen die Repressionen zu verteidigen und den revolutionären be-

waffneten Kampf gegen Verbrecher und Geschäftemacher, Politiker und Polizei aufzunehmen. Wenn eine Regierung Menschen unterdrückt, statt den Bedürfnissen des Volkes zu dienen, haben wir das Recht, sie zu stürzen und eine neue zu schaffen.

Wir arbeiten für eine Welt des Friedens, in der die Bedürfnisse des Volkes an erster Stelle stehen, in der es keine Klassenunterschiede gibt und die auf Liebe und Einigkeit aller Völker beruht.

Die folgenden 12 Punkte stellen dar, wofür wir kämpfen:

1. Wir wollen Selbstbestimmung für die Asiatisch-Amerikaner.

   Die Masse der Asiaten in Amerika lebt in Ghettos, die eine Art kleiner Kolonien bilden. Die amerikanischen Kapitalisten sind ständig darum bemüht, Profite aus uns zu schlagen, indem sie versuchen, unsere gesamte Lebensweise zu ihrem Nutzen zu verändern. Wir wollen uns von dieser Versklavung befreien, so daß wir unser Schicksal selbst bestimmen können.

2. Wir wollen Selbstbestimmung für alle Asiaten.

   Westliche Imperialisten sind in den vergangenen 500 Jahren in unsere Länder eingefallen und haben sie kolonialisiert. Der amerikanische Imperialismus, der sich auf die Länder Asiens konzentriert, führt gegenwärtig den sadistischsten und völkermörderischsten Aggressionskrieg, den die Menschheit je erlebt hat. Wir wollen das sofortige Ende des amerikanischen Imperialismus.

3. Wir wollen die Befreiung aller Völker der Dritten Welt sowie aller anderen unterdrückten Völker.

   Die farbigen Völker, Asiaten, Schwarze, Braune und Rote, kämpfen alle für ihre Befreiung vom Joch der rassistischen Unterdrückung Amerikas. Millionen und aber Millionen von Weißen stehen ebenfalls auf, um gegen unseren gemeinsamen Unterdrücker zu kämpfen. Wir haben erkannt, daß wir erst dann wirklich frei sein können, wenn der Unterdrückung aller Menschen ein Ende gesetzt worden ist.

4. Wir wollen das Ende des ›male chauvinism‹ und der sexuellen Ausbeuterei.

   Die tausendjährige Unterdrückung unter dem Feudalismus und dem Kapitalismus hat Institutionen und Mythen der männlichen Vorherrschaft über Frauen geschaffen. Männer müssen gemeinsam mit den Schwestern um ihre ökonomische und gesellschaftliche Gleichberechtigung kämpfen und erkennen, daß die Schwestern mehr als die Hälfte der revolutionären Volksarmee ausmachen. Im Kampf für unser Volk sind Schwestern und Brüder gleich.

5. Wir wollen die Kontrolle über unsere Institutionen und unser Land.

Die Institutionen in unseren Gemeinden wie Polizei, Schulen, Gesundheitswesen, Wohnungen, Transportwesen, sanitäre Einrichtungen, Umweltverschmutzungsschutz und Wohlfahrt müssen vom Volk kontrolliert werden, damit sie den Bedürfnissen des Volkes dienen und nicht von Profitinteressen gelenkt werden. Wir wollen nicht länger zusehen, wie unsere Gemeinden von Außenstehenden wie Slumlords und Touristenagenturen ausgenutzt werden, um Profite zu machen.

6. Wir wollen eine Erziehung, die uns die wahre Geschichte des westlichen Imperialismus in Asien und in der übrigen Welt offenbart, die uns über die Not und die Kämpfe unserer Vorfahren in diesem Land aufklärt und die wahrhaft dekadente, ausbeuterische Natur der amerikanischen Gesellschaft aufdeckt.

Die amerikanischen Imperialisten haben versucht, ihr Weltimperium zu rechtfertigen, indem sie ihre unmenschlichen Taten, die sie in Asien und der übrigen Dritten Welt begangen haben, vertuschten. In den Schulen versuchen sie, uns durch einen rassistischen Geschichtsunterricht einer Gehirnwäsche zu unterziehen, indem sie nichts über die Degradierung, Unterdrückung und Demütigung erzählen, die die Asiaten und die anderen Völker der Dritten Welt über sich ergehen lassen mußten. Wir wollen von den heroischen, beispielhaften Kämpfen lernen, die die asiatischen Völker überall in der Welt wie auch in Amerika geführt haben.

7. Wir wollen anständige Wohnungen, Gesundheitsfürsorge und Kindertagesstätten.

Die Institutionen, die hier für Wohnungen, Gesundheitsfürsorge und die Betreuung von Kindern zuständig sind, dienen allein dazu, Hausbesitzern, Ärzten, Krankenhäusern und Arzneimittelfabrikanten zu Profiten zu verhelfen. Wir wollen Wohnungen, eine Gesundheitsfürsorge und Kindertagesstätten, die uns Leben schenken und nicht einen langsamen Tod.

8. Wir wollen Freiheit für alle politischen Gefangenen und alle Asiaten.

Unsere asiatischen Brüder und Schwestern in den rassistischen Gefängnissen Amerikas sollten freigelassen werden, denn sie sind nicht von ihnen Ebenbürtigen abgeurteilt worden (anderen asiatischen Brüdern und Schwestern). Politische Gefangene sind eingesperrt, weil sie für ihre Freiheit und ihre Grundrechte als menschliche Wesen gekämpft haben. Sie müssen alle freigelassen werden.

9. Wir wollen die Auflösung des amerikanischen Militärs.
Die amerikanische Militärmaschinerie schlachtet Menschen in der ganzen Welt, besonders in Asien. Die Abschaffung des amerikanischen Militärs wird eines der größten Ereignisse in der Geschichte der Befreiung der Menschheit sein. Wir wollen die Freistellung aller Asiatisch-Amerikaner vom Militärdienst.

10. Wir wollen die Beendigung des Rassismus.
Weißer Rassismus hat die Völker der Dritten Welt 500 Jahre lang unterdrückt. Obwohl wir die progressiven Weißen im antiimperialistischen Kampf anerkennen und unterstützen, sollten wir darin fortfahren, den weißen Rassismus auf allen Ebenen zu bekämpfen. Der Rassismus unter den Völkern der Dritten Welt ist zusammengebrochen und einer neuen Einigkeit im Kampf gegen unseren gemeinsamen Feind gewichen.

11. Wir wollen die Aufhebung der geographischen Grenzen Amerikas.
Seit seiner Entstehung ist Amerika ein Land von Räubern gewesen. Durch den Einsatz von Waffengewalt stahl es Land von den Indianern, Chicanos, Lateinamerikanern und anderen Völkern. Heute kann Amerika seine bestehenden Grenzen nur durch die Androhung oder den Einsatz von Gewalt aufrechterhalten. Wir wollen die Freizügigkeit aller Menschen, die nach Amerika kommen oder es verlassen wollen. Die Völker der Welt haben Amerika gebaut, und sie sollen jetzt sein Schicksal bestimmen. Amerika hat ebenso versucht, seine Bevölkerung gegenüber den Realitäten des Sozialismus blind zu halten, indem es Informationen aus und Reisen in die Volksrepublik China, nach Kuba, Albanien, Nordkorea und Nordvietnam beschränkte. Wir wollen offene Grenzen und die Einstellung der Ein- und Auswanderungsschikanen.

12. Wir wollen eine sozialistische Gesellschaft.
Was in Amerika heute existiert, ist eine Gesellschaft, in der man seinen Mitmenschen ausbeuten muß, um selbst zu überleben. Wir wollen eine Gesellschaft, die sich für die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse einsetzt. Wir wollen anständige Wohnungen, Gesundheitsfürsorge, Kindertagesstätten, Vollbeschäftigung, sanitäre Einrichtungen und Altersversorgung. Wir wollen eine Gesellschaft, in der kein Mann und keine Frau aus Mangel an Nahrung, medizinischer Versorgung oder Obdach sterben muß, sondern wo jeder nach seinen Möglichkeiten gibt und nach seinen Bedürfnissen nimmt.

(Quelle: *I Wor Kuen, Getting Together*, Vol. 2, No. 1, Januar 1971, S. 12.)

Vierter Teil
Chicano Power

›Chicano Power‹ ist der Schlachtruf einer Vielzahl nationalistischer und sozialrevolutionärer Organisationen der mexikanisch-amerikanischen Minderheit, die sich in den letzten zwei bis drei Jahren zu formieren begann und sich auf dem besten Weg befindet, den ideologischen und organisatorischen Vorsprung vor allem der schwarzen Bewegung aufzuholen.
›Chicano‹, ursprünglich eine geringschätzige Bezeichnung für die mexikanischen Landarbeiter, galt bis zum Ende der sechziger Jahre auch in den USA als Schimpfwort für Bürger mexikanischer Herkunft. Heute ist dieser Ausdruck mit neuem nationalistischen Stolz geladen und zeugt von der Suche dieser Minderheit nach ihrer eigenen Identität wie von der Ablehnung der amerikanischen Gesellschaft und deren Werten, auf deren Gestaltung die Chicanos ohnedies niemals Einfluß hatten.
Die mexikanisch-amerikanische Minderheit stellt mit 7 bis 9 Millionen hinter den Schwarzen die zweitgrößte ethnische Minorität in den Vereinigten Staaten. In dem Fünf-Staaten-Gebiet von Kalifornien, Neu-Mexiko, Colorado, Arizona und Texas stellt sie 10 Prozent der Bevölkerung. Allein in Kalifornien beträgt ihr Bevölkerungsanteil 15 Prozent. Der Ghettobezirk East Los Angeles ist mit mehr als 750 000 Chicanos das größte mexikanische Ballungszentrum neben der mexikanischen Hauptstadt Mexiko City.
Die Geschichte der Chicanos in den USA reicht zurück bis 1848, dem Jahr, in dem der mexikanisch-amerikanische Krieg durch den Vertrag von Guadalupe Hidalgo beendet wurde. Durch diesen Vertrag verlor Mexiko etwa die Hälfte seines ursprünglichen Territoriums, die heutigen Bundesstaaten Texas, Utah, Neu-Mexiko, Colorado, Arizona, Nevada und Kalifornien. Als Gegenleistung sollten den in den USA lebenden Mexikanern gewisse Sonderrechte eingeräumt werden, darunter Freizügigkeit, Religionsfreiheit, die Gewährung der amerikanischen Bürgerrechte und vor allem die Beibehaltung der spanischen Sprache sowie deren Einführung als zweite Amtssprache. Doch für die USA war dem Vertrag durch die Annexion der sieben Staaten Genüge getan. Die Chicanos bildeten immer eine diskriminierte Minderheit.
Während der Depressionsphase wurden Hunderttausende von Chicanos mit oder ohne amerikanischem Bürgerrecht von

Südkalifornien bis Chicago oder Detroit in Razzien aufgegriffen und zwangsweise nach Mexiko deportiert. Der Zweck dieses sogenannten ›repatriation program‹ (Rückführungsprogramm) lag vor allem in der Niedrighaltung der staatlichen Wohlfahrtsausgaben.
Eine Neuauflage dieses Programms sollten die Chicanos Anfang der fünfziger Jahre unter dem Namen ›Operation Wetback‹ kennenlernen. ›Wetbacks‹ (›Naßrücken‹) war die Bezeichnung der illegal eingewanderten Mexikaner, die die Grenze zwischen Mexiko und den USA, den Rio Grande, oft schwimmend überquerten. Aber ebensowenig wie bei dem früheren ›repatriation program‹ kümmerten sich die Vollzugsbehörden um eine Überprüfung der Einwanderungserlaubnis. Innerhalb von drei Jahren wurden nicht weniger als 2,9 Millionen Chicanos nach Mexiko abgeschoben.
Während Tausende mexikanisch-amerikanischer Jugendlicher im Zweiten Weltkrieg in den US-Streitkräften zu dienen hatten, schlugen weiße amerikanische Soldaten und Seeleute mit Unterstützung der Polizei in den sogenannten ›zoot suit‹-[1] Aufständen die zurückgebliebene mexikanisch-amerikanische Ghettojugend in Los Angeles zusammen.
Der Beginn der Chicano-Bewegung wurde durch HUELGA signalisiert, den Streik der Traubenpflücker, der am 8. September 1965 bei Delano, Kalifornien, ausbrach und erst am 29. Juli 1970 endete. Führer des Streiks war der 1927 in Arizona geborene Chicano Cesar Chavez, der im Sommer 1966 die Leitung der neugebildeten Gewerkschaftsgruppe UFWOC (United Farm Workers Organizing Committee) übernahm.
Ebenfalls 1965 entstand unter der Führung von Rudolfo ›Corky‹ Gonzales in Denver, Colorado, die erste mexikanisch-amerikanische Bürgerrechtsbewegung, ›La Crusada para la Justicia‹ (›Crusade for Justice‹).
1966 machte die von Reies Lopez Tijerina gegründete ›Alianza de Los Pueblos Libres‹ (›Alliance of Free City States‹) in Neu-Mexiko durch versuchte Landbesetzungen von sich reden. Mehrfach angeklagt und verhaftet, wurde Tijerina im Juli 1971 auf Bewährung freigelassen.
1967 gründete David Sanchez nach dem Vorbild der Black Panther Party die para-militärische Organisation ›Brown Berets‹. Heute hat diese Organisation mit dem Hauptquartier in East Los Angeles eigenen Angaben zufolge mehr als 60 Niederlassungen und Ortsgruppen.
Im Mai 1969 wurden in San Francisco sechs Mitglieder von ›Los Siete‹ (›Die Sieben‹) verhaftet, die sich durch politische Aktivitäten und den Kampf um die unbeschränkte Zulassung

[1] ›zootsuiters‹: meist Mitglieder von Straßenbanden, die sich durch die damals übliche Mode (lange Rockschöße und gepolsterte Schultern) zu erkennen gaben.

von Chicano-Studenten am San Mateo College unbeliebt gemacht hatten. Kurz nach der Verhaftung gründeten Freunde ein Verteidigungskomitee unter dem Namen ›Los Siete de la Raza‹, das rasch zur Gemeindeorganisation anwuchs und im Mission District von San Francisco Hilfsprogramme nach dem Beispiel der Black Panthers und Young Lords aufbaute. Alle sechs Angeklagten von ›Los Siete‹ wurden im November 1970 in den Hauptpunkten der Anklage (Mord und versuchter Mord an zivilen Polizeiagenten) freigesprochen.

Am Palmsonntag 1969 veranstaltete Rudolfo ›Corky‹ Gonzales in Denver, Colorado, die ›Chicano Youth Liberation Conference‹, die eine Plattform verabschiedete, ›El Plan Espiritual de Aztlan‹, welche die geistige Wiedergeburt der Aztlan-Nation proklamierte[2] und die Gründung einer eigenen Chicano-Partei forderte.

Ein Jahr später war ›La Raza Unida Party‹ gegründet und hatte bereits die ersten lokalen Wahlen gewonnen. ›Corky‹ Gonzales und José Angel Gutierrez gelten als ihre Gründer.

[2] Aztlan: ›der weiße Ort‹, die mythische, im Norden von Mexiko gelegene gesuchte Urheimat der Azteken.

Jorge Leos, Erziehungsminister von MECHA, Berkeley, Kalifornien

Ich stamme bereits aus einem politisch engagierten Elternhaus. Mein Vater kämpfte in der mexikanischen Revolution. Jetzt ist er alt, aber noch sehr vital. Er ist ein sehr aufrechter Mann mit einer starken Persönlichkeit, und ich glaube, daß er großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Er hat mir einen sehr menschlichen revolutionären Geist mitgegeben, der in mir den Wunsch entstehen ließ, nicht nur mir selbst und meinen Brüdern und Schwestern weiterzuhelfen – wir waren 15 in unserer Familie –, sondern mich für die Armen im allgemeinen einzusetzen.

In der Highschool war mir die paternalistische und oft rassistische Haltung der Lehrer uns Chicanos gegenüber sehr bewußt. Ich kann mich noch an Zeiten erinnern, wo wir in der Schule nicht Spanisch sprechen durften. Das war damals ein Gesetz. Diese Schulen, die auf die Bedürfnisse der Jugendlichen eingehen und für sie richtungsweisend sein sollten, waren in erster Linie dazu bestimmt, uns zu entmenschlichen und uns weiße Mittelklasse-Werte einzutrichtern. Das erkannte ich sehr früh, und ich war sehr ruhig in der Schule. Ich tat mich in keiner Weise hervor. Deshalb steckte man mich in die Klasse für geistig zurückgebliebene Kinder, was natürlich völliger Blödsinn war. Jetzt habe ich meinen College-Abschluß und sitze an meiner Doktor-Arbeit, und ich gehörte immer zu den Besten, ob in der Schule oder im College.

1965 gab es zwei wichtige mexikanisch-amerikanische Studentenorganisationen; eine in der nördlichen Region Kaliforniens, die MASC hieß, Mexican-American Student Community, und eine für die Region südlich von Los Angeles, die UMAS hieß, United Mexican-American Association of Students. Zwei- bis dreimal im Monat hielten wir Konferenzen an irgendeinem Ort in Kalifornien ab und einmal im Jahr trafen wir uns zur Hauptversammlung der ganzen Region. Wir sahen, daß wir eine Alternative für uns und unser Volk finden mußten, daß wir unser Volk erziehen und die Verantwortung der Führung im Kampf um Menschenwürde, Selbstbestimmung und Gerechtigkeit für unser Volk übernehmen mußten.

1967 gelang es uns, die Unterstützung der mexikanisch-amerikanischen Studentengruppen aller Universitäten zu gewinnen, und wir schlossen uns in einer nationalen Chicano-Stu-

dentenorganisation, der MECHA, zusammen. MECHA heißt in Spanisch: Movimiento Estudiantil Chicano de Aztlan. Dahinter steckt eine kleine Geschichte. ›Movimiento‹ heißt ›Bewegung‹, ›Estudiantil‹ heißt ›Student‹, und die Bezeichnung ›Chicano‹ wählten wir, um klarzumachen, als was wir uns verstehen. Wir wollen nicht als Mexikanisch-Amerikaner betrachtet werden. Wir akzeptieren keine der Bezeichnungen, die uns die angelsächsische Gesellschaft aufgezwungen hat. Deshalb wählten wir ›Chicano‹, weil dies schon immer in unserer Geschichte, hier und selbst in Mexiko, eine abwertende Bezeichnung für die Arbeiterklasse war. Es war der Name für die untere Klasse der Landarbeiter. Und wir benannten uns so, weil ›Chicano‹ für uns ›Ehre‹, ›Respekt‹ und ›harte Arbeit‹ beinhaltet und andeutet, was wir uns unter einem menschlichen Wesen vorstellen. Wir wollen keinen Chicano-Präsidenten, wir wollen keine Chicano-Senatoren, wir wollen ›Chicano Power‹, die Macht des Volkes.

MECHA ist sehr schnell gewachsen. Wir haben Niederlassungen überall in den Vereinigten Staaten, an den Schulen, Colleges und Universitäten. Wir haben eine Art Chicano-Kulturrevolution ins Leben gerufen. Wir schaffen uns unsere eigene Chicano-Kultur. Unsere Situation in den Vereinigten Staaten unterscheidet sich von der der meisten anderen ethnischen Gruppen. Einerseits haben wir unsere mexikanische Kultur, zum anderen haben wir als Chicanos in den USA unsere eigene Kultur entwickelt. Im Moment sind wir dabei, ein kulturelles Austausch-Programm mit Studenten mexikanischer Universitäten aufzubauen. Wir hatten bereits in der Vergangenheit solche Programme, und sie dienten im allgemeinen dazu, den Mexikanern unsere Misere bewußt zu machen. All die antiamerikanischen Zeitschriften und Zeitungen, die in letzter Zeit überall in Mexiko erschienen, sind ein Zeichen dafür, daß wir uns gegenseitig zu helfen beginnen. Und diese Verbindungen wollen wir entwickeln. Wir wollen Verbindungen mit allen lateinamerikanischen Ländern anknüpfen. Wir haben bereits Verbindungen mit Chile, wir haben Verbindungen mit Kuba. Aber wir wollen mit allen lateinamerikanischen Ländern zusammenarbeiten und sie in ihrem Kampf unterstützen. Dabei sind wir uns bewußt, daß früher oder später auch hier eine Revolution stattfinden wird. Ich denke, in 10 bis 25 Jahren werden wir in den USA so weit sein. Und die Chicano-Bevölkerung und die Chicano-Studenten werden darin eine aktive Rolle spielen.

Wir befinden uns momentan in einer Phase der Selbstbesinnung. Wir versuchen, uns systematisch mit der Realität auseinanderzusetzen, unsere Situation richtig zu analysieren, um uns selbst zu finden. Die Chicanos waren bisher in viele ge-

waltsame Auseinandersetzungen verwickelt. Chicanos waren bewaffnet; es kam zu bewaffneten Auseinandersetzungen mit der Polizei, mit der Nationalgarde usw. Das waren wichtige Erfahrungen, vielleicht etwas abenteuerliche Erfahrungen, aber ich glaube, daß sie gut für die Chicanos waren, weil sie uns zwei Dinge gezeigt haben: erstens, daß wir noch nicht genügend organisiert sind; und zweitens, daß wir nicht die Unterstützung der Mehrheit der weißen amerikanischen Bevölkerung haben. Ich glaube nicht daran, daß wir diese jemals bekommen werden. Alles, was wir erhoffen können, sind Untergrundkontakte mit weißen politischen Gruppen. Ich bin der Ansicht, daß der Anstoß zur Revolution von Südamerika ausgehen wird. Es wird große Veränderungen geben, es wird eine Revolution stattfinden und MECHA wird darin eine aktive Rolle spielen. Wir werden mit allen Gruppen, die uns unterstützen, zusammenarbeiten; im besonderen natürlich mit den größeren Chicano-Organisationen wie MAPA[1], EMPLEO[2] und La Raza Unida[3].

Augenblicklich machen wir eine Phase der politischen Bewußtmachung durch. Wir versuchen, unsere Führung aufzubauen, wir entwickeln politische Strategien und bereiten uns für den Fall, daß die Revolution eine gewaltsame werden sollte, auf den Umgang mit Waffen vor.

[1] MAPA, Mexican American Political Association, Fraktion der Demokratischen Partei, hat in den letzten Jahren an Einfluß verloren und gilt als reformistisch-liberal.
[2] Siehe Interview mit Willie Ballesteros.
[3] Siehe Interviews mit Reggie Ruiz und Tito Lucero.

Willie Ballesteros, EMPLEO[1], Richmond, Kalifornien

EMPLEO ist eine Organisation für Chicanos hinter Gittern. Sie wurde 1957 mit dem Ziel gegründet, die Lage der Chicanos in den Gefängnissen dadurch zu verbessern, daß wir ihnen eine Reihe von Programmen und Hilfe anboten. Seit Jahrzehnten werden in den Gefängnissen alle Minderheiten, gleich ob Chicanos oder Schwarze, den Weißen gegenüber benachteiligt. Uns wurden nie dieselben Möglichkeiten gegeben wie den Weißen. Wir, die Betroffenen, kamen dann aber zu dem Punkt, wo wir etwas unternehmen mußten, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen war, daß wir uns politisch etwas bewußter wurden über das, was mit uns geschehen war. Uns wurde bewußt, daß wir das Produkt dieses Landes sind, das Produkt dieser Justiz hier und aller anderen Institutionen; daß wir aus den Ghettos stammten.

Wir begannen damit, eigene Programme zu entwickeln, durch die wir Hilfskräfte von außerhalb des Gefängnisses gewinnen und Außenkontakte anknüpfen konnten. Bei uns, in San Quentin, machte man es uns nicht leicht. Erst im September letzten Jahres wurden uns durch eine Stiftung öffentliche Gelder zur Verfügung gestellt, um ein Berufsausbildungs-Programm aufzubauen. Dies ist bisher das einzige Programm dieser Art in ganz Kalifornien, das durch öffentliche Mittel finanziert wird. Ein Jahr später gründeten wir das EMPLEO-Außenbüro, das Gefangenen, die auf Bewährung freigelassen werden sollten, half, einen Job zu finden oder ihnen ein Stipendium verschaffte, wenn sie sich für eine Schule qualifizierten. Und für Gefangene, die kein Geld hatten, organisierten wir Darlehen für ihre ›72-hour-passes‹[2]. Wir kamen natürlich nur sehr langsam voran, denn die Hindernisse, die uns von seiten der Behörden in den Weg gelegt wurden, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Das größte Problem war bisher immer, daß die Gefängnisbehörden es gar nicht gern sehen, wenn sich jemand von außen in ihre Angelegenheit einmischt.

Sobald man ins Gefängnis kommt, wird man einem Prüfungsausschuß vorgestellt, der ein Programm für einen aussucht. Aber die kümmern sich nicht wirklich darum, was man

[1] EMPLEO: El Mexicano Preparado Listo Educado Y Organizado. ›Empleo‹ heißt aber auch einfach ›Arbeit‹.

[2] Unter gewissen Bedingungen können Gefangene mit guter Führung in Kalifornien seit einiger Zeit Urlaub bis zu 72 Stunden bekommen.

machen möchte, um sich wieder auf ein Leben in Freiheit vorzubereiten. Eine Reihe von Ausbildungskursen ist völlig überholt, und dann kommt man auf eine Warteliste, wo es mitunter 18 Monate oder zwei Jahre dauert, bis man mit seiner Berufsausbildung anfangen kann. Wenn man endlich an der Reihe ist, muß man sehr bald herausfinden, daß die Ausbilder nicht daran interessiert sind, einem etwas beizubringen. Und das ist nicht einfach eine Behauptung von mir. Ich habe es selbst am eigenen Leib erfahren, denn ich habe mehrere Male im Gefängnis gesessen. Sie haben dort alle Mittel, aber sie kümmern sich nicht wirklich um einen. Für die Verwaltung und das Personal wird alles getan, aber den Gefängnisinsassen, den zieht man nicht in Betracht. Die Folge davon ist, was in San Quentin, Soledad und in New York geschah. Die Gefangenen beginnen aufzuwachen und haben herausgefunden, daß sie sich verständlich machen müssen. Und die einzige Art, wie sie das bisher schafften, war durch Gewalt.

Ein anderer Grund für unsere Arbeit im Gefängnis ist, daß wir unseren Leuten eine gewisse Hilfestellung geben müssen. Da kommt beispielsweise ein Junge ins Gefängnis. Ein Chicano. Er ist vielleicht 18 oder 19 Jahre alt und – nehmen wir an – ein wenig weichlich veranlagt. Nach aller Wahrscheinlichkeit haben dies sehr bald ein paar Leute spitz und machen sich daran, ihn kaputtzumachen. Dann braucht er unsere Unterstützung. Wir müssen ihn über seine Möglichkeiten im Gefängnis orientieren, über unsere Programme, ihn nach Möglichkeit für unsere Organisation gewinnen und ihn in die richtige Richtung weisen. Und die richtige Richtung ist, wenn wir ihm helfen, sich darüber bewußt zu werden, was hier vor sich geht und was er mit sich selbst vorhat. Wenn einem im Gefängnis überhaupt keine Chance gegeben wird, dann ist alles aussichtslos. Aber das hat sich heute geändert. Für die Chicanos, die Schwarzen, die Indianer und die Asiaten gibt es heute etwas: die Organisationen. Und ich garantiere dafür, daß die Gefängnisbehörden nicht allzu glücklich darüber sind.

Wenn man sich die Ghettos ansieht, sieht man junge Chicanos aufwachsen, die völlig frustriert sind. Klar, die wollen wie jeder andere als menschliche Wesen leben. Jeder hat ein Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben. Wir wollen dasselbe, das jeder andere hat. Aber wir bekommen es nicht. Man spricht davon, daß sich jeder an der Strickleiter des Systems emporziehen könne. Aber dazu brauchen wir zuallererst die Strickleiter. Ohne die können wir überhaupt nichts erreichen. Ohne die landen wir nur im Gefängnis. In den letzten Jahren sind immer mehr Chicanos drogensüchtig geworden. Und sie nehmen nicht nur das leichte Zeug, wie Pillen oder Gras, sondern Heroin. Das wurde zu einem großen Problem für uns.

Ich habe immer versucht, die Gründe dafür herauszubekommen, habe mich selbst analysiert, denn ich war auch einmal süchtig. Ich bin jetzt 41 Jahre alt und 1947 habe ich zum erstenmal gefixt. Aber seit ich in der ›Pinto‹-Bewegung bin, der Gefängnisbewegung, arbeite ich für mein Volk und nicht mehr gegen es.

Durchschnittlich sind heute ein Viertel der Gefängnisinsassen Chicanos. Der Chicano, der heute ins Gefängnis kommt, ist aber nicht derselbe Typ wie — sagen wir mal — 1950, als ich ins Gefängnis kam. So etwas wie ein Bewußtsein existierte damals überhaupt noch nicht unter den Gefangenen. Die typische Haltung war: »Ich bin mein ganzes Leben ein Hehler gewesen und daran läßt sich nichts ändern.« — Aber heute ist das bei allen, einschließlich der Chicanos, ganz anders. Der Chicano ist nicht mehr wie früher nur um materielle Dinge besorgt. Er legt jetzt viel mehr Wert darauf, verstanden zu werden. Er möchte wissen, was vor sich geht. Aber man muß tagtäglich mit ihm arbeiten, um ihn wirklich zu engagieren. Die Chicanos, die es aber einmal begriffen haben, die erkannt haben, was die tatsächlichen Probleme sind und zu sich selbst gefunden haben, die gehen gefestigt zurück in die Gemeinde und arbeiten dort. Ich kann mich da selbst als Beispiel anführen. Wir konnten uns von unseren alten Gewohnheiten trennen, von unseren alten Lastern, haben wieder Fuß in der Gemeinde gefaßt und arbeiten dort mit den Jugendlichen und Strafentlassenen. Wir, die Ex-Gefangenen, sind schon zu einer richtigen Bewegung geworden, der ›Pinto‹-Bewegung, und wir sind eine der vielen Chicano-Bewegungen, die heute praktische Gemeindearbeit leisten. Der ›Pinto‹ hat jetzt wieder seinen Platz, wo er arbeiten kann. Wir brauchen ihn, direkt hier in der Gemeinde.

Ich weiß nicht, ob man es Tradition, Kultur oder was auch immer nennen soll, aber sobald ein Chicano einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist, sind es ausgerechnet seine eigenen Leute, seine eigenen Familienangehörigen, die ihn am meisten verachten. Es fällt mir schwer, dies zuzugeben, aber das ist nun einmal so. Wenn er nicht wirklich einen guten Freund hat, der auch schon einmal gesessen hat und weiß wie es ist, dann hilft ihm kein Schwein. Die alten Leute sind in dieser Beziehung am unnachgiebigsten. Aber so langsam werden auch ihre Augen geöffnet, denn sie sehen, daß hier jedem droht, eingekerkert zu werden, und sie wollen etwas dagegen unternehmen. Doch für die Mehrzahl hier in den Vereinigten Staaten ist der Ex-Gefangene immer noch mit dem Stereotyp behaftet, daß er mit seiner Tasse auf dem Tisch Krach schlägt und nichts anderes als Aufruhr im Kopf hat. Aber das stimmt nicht.

Deshalb haben wir als ›Pintos‹ die Verantwortung und die Pflicht, in der Gemeinde mit den Jugendlichen zu arbeiten, mit den Eltern zu sprechen, ihnen klarzumachen, daß hier etwas geändert werden muß; daß wir uns gemeinsam für die Befreiung unseres mexikanischen Volkes in den Vereinigten Staaten einsetzen müssen.

Arturo Hernandez, Feldmarschall der Brown Berets, San Francisco, Kalifornien

Mein Name ist Arturo Hernandez. Ich wurde in Arizona geboren und kam nach Kalifornien, als ich 15 Jahre alt war. Ich habe praktisch mein ganzes Leben im Ghetto verbracht und bin ein Opfer dieses Systems. Sieben Jahre lang saß ich im Staatsgefängnis, weil ich einen bewaffneten Raubüberfall begangen hatte. Doch als ich hinter Gittern saß, begann ich, eine Menge Dinge zu durchschauen, die ich erlebt hatte, und vieles wurde mir bewußt, was mir bisher durch meinen Erziehungsprozeß verschlossen geblieben war. Ich fing an, mich intensiv mit der Chicano-Bewegung zu beschäftigen und viel darüber zu lesen. 1967 war eine Organisation gegründet worden, die als ›Brown Berets‹ bekannt wurde. Noch als ich in San Quentin eingekerkert war, wurde ich aktives Mitglied dieser Organisation. Bei meiner Entlassung im Jahre 1969 war ich noch immer in den ›Brown Berets‹ und wurde dann zum nationalen Feldmarschall ernannt.

Die ›Brown Berets‹ bilden eine Organisation, die sich als Beschützer des Volkes versteht. Wir greifen die Bedürfnisse unseres Volkes auf und wollen es davor bewahren, daß es ständig ausgeraubt und angegriffen wird. Vor kurzem richteten wir einige kostenlose Speisungsprogramme ein. Wir veranstalteten nationale Moratorien gegen den Krieg in Vietnam, was allerdings einmal ein tragisches Ende nahm, denn die Bullen-Schweine konnten es nicht ertragen, eine größere Menge Chicanos vereint in den Straßen demonstrieren zu sehen. Sie fanden einen Weg, uns zu provozieren, und es kam zu einem Aufstand, in dem einige Chicanos erschossen wurden. Die Aufstände, die bisher in Los Angeles stattgefunden haben, sind immer von den Bullen provoziert worden.[1]

Am 24. April 1971 fand in San Francisco eine ›Dritte Welt‹-Kundgebung statt, in der die Weißen die Kontrolle vollständig an sich rissen und die Minderheiten, die Asiaten, Chicanos und die Schwarzen überhaupt nicht zum Zuge kommen lassen wollten. Als Chicanos, und nicht nur als ›Brown Berets‹, waren wir aber der Meinung, daß auf dieser Demonstration für den Frieden auch die Unterprivilegierten zu Wort kommen müßten, damit die Leute eine Vorstellung davon bekommen,

[1] Gemeint sind die Rebellionen in East Los Angeles vom 1. Januar 1970, 29. August 1970 (National Chicano Moratorium Day), 16. September 1970 (Mexican Independence Day), 9. Januar 1971 und 31. Januar 1971.

was in diesem Land vor sich geht. Deshalb beschlossen wir, nach San Francisco zu fahren, und was wir sahen, war eine einzige Farce, ein zweites Woodstock. Einige Liberale, wie McCloskey[2], bekamen einen ganz schönen Schreck, als sie uns sahen, wahrscheinlich, weil sie schon von den ›Brown Berets‹ gehört hatten und darauf reinfielen, was man über uns verbreitete: daß wir nämlich sehr militant seien. Aber in Wirklichkeit sind wir ›Brown Berets‹ nicht so militant, wie man uns nachsagt. Wir sind nur militant, wenn es um unsere Sache geht, und das sind unsere Rechte als Chicanos und Bürger dieses Landes.

Wir werden als Kommunisten, Radikale, Unruhestifter oder was auch immer bezeichnet. Die Leute sind einfach verblendet. Nehmen wir doch nur einmal die Geschichte des Südwestens als Beispiel. In der Schule bekommen wir beigebracht, daß unser Landesvater George Washington sei. Das stimmt aber nicht. Benito Juárez[3] ist unser Landesvater, denn zu Washingtons Zeiten gehörte der Südwesten noch zu Mexiko. Deshalb kämpfen wir nicht nur um mehr Arbeitsplätze und bessere Arbeitsbedingungen, sondern auch für eine Änderung des Erziehungssystems.

Die alten Leute in unseren Barrios müßten uns eigentlich am besten verstehen, denn seit Jahren haben sie in dieser Hölle gelebt. Sie wissen, was es bedeutet, hungrig zu sein. Sie müßten am besten verstehen, warum wir all unsere Mißstände jetzt an die Öffentlichkeit bringen wollen. In einigen Gebieten werden wir auch bereits akzeptiert, in anderen wehrt man sich noch gegen uns. Aber wie schon ›Corky‹ Gonzales sagte, unser Volk gleicht einem Riesen, einem schlafenden Riesen. Aber dieser Riese beginnt nun endlich aufzuwachen.

Wir setzen uns oft über die Frage auseinander, was ein Revolutionär und was ein Konterrevolutionär ist. Um ehrlich zu sein, ich glaube nicht, daß es in diesem Land auch nur einen einzigen Revolutionär gibt. Wenn dies manche Leute dennoch behaupten, interpretieren sie dieses Wort falsch. Sie beziehen sich auf Männer wie Che Guevara und Fidel Castro, denn sie haben großen Respekt vor ihnen, weil diese für etwas gekämpft haben, an das sie glaubten. Etwas Ähnliches könnte in diesem Land auch passieren, doch es kann sich nicht einfach auf den Straßen abspielen, denn unsere Gesellschaft ist nun

[2] Paul McCloskey, republikanisches Mitglied des Repräsentantenhauses, ist Bewerber um das Präsidentenamt.

[3] Carlos Benito Juárez, 1806–1872, wurde 1858 Staatspräsident von Mexiko, verfügte 1859 die Trennung von Kirche und Staat, stellte 1861 die Zahlung der Zinsen für die mexikanischen Auslandsschulden ein, was Kaiser Napoleon III. 1863 zur Besetzung Mexikos veranlaßte. Juárez mußte fliehen und konnte erst im Mai 1866 unter dem Schutz der USA nach Mexiko zurückkehren, wo er das Todesurteil des 1864 zum Kaiser von Mexiko ernannten österreichischen Erzherzogs Maximilian unterschrieb.

einmal anders strukturiert. Wir haben nicht die Waffen und das notwendige Geld. Was können wir also tun? Unsere Strategie sollte sein, das System zu infiltrieren, um seine Struktur kennenzulernen. Und indem wir im System arbeiten, stoßen wir zwangsläufig auf seine wunden Stellen, in denen wir es wirklich treffen können.

Die ›Brown Berets‹ sind eine Organisation, die das System ändern will. Wir kämpfen für bessere Lebensbedingungen und ein besseres Erziehungssystem, damit wir die Leute besser aufklären können. Wir klären die Chicanos darüber auf, daß sie genausoviel wert sind wie jedes andere Volk. Die Tatsache, daß wir braun sind, heißt nicht, daß wir Bürger zweiter Klasse sind. Wir werden ›wetbacks‹ genannt, weil viele von uns illegal über den Rio Grande in dieses Land gekommen sind. Aber man sollte sich vor Augen halten, daß der Atlantische Ozean wesentlich breiter ist als der Rio Grande. Deshalb betrachten wir uns nicht als Bürger zweiter Klasse. Das würde eher auf die zutreffen, die über den Atlantischen Ozean gekommen sind.

Die ›Brown Berets‹ werden von vielen anderen Chicano-Organisationen als die Avantgarde der Chicano-Bewegung betrachtet. Denn wann immer es zu einer Konfrontation kam, waren die ›Brown Berets‹ zur Stelle, um die Betroffenen zu schützen. Wir griffen immer ein, wenn die Nazi-Partei, die John Birch Society oder andere weiße rassistische Organisationen unsere Leute provozierten. Diese Gruppen sind immer darauf aus, unsere Leute einzuschüchtern. So waren die ›Brown Berets‹ in viele gewaltsame Auseinandersetzungen verstrickt. Wir haben aber nie die Gewalt gesucht. Doch wenn wir provoziert werden, halten wir nicht auch noch die andere Wange hin, denn wir meinen, daß die Bewohner von El Barrio einen Schutz brauchen. Und eine der Aufgaben der ›Brown Berets‹ ist es, ihnen diesen Schutz zu bieten.

Am Anfang waren die ›Brown Berets‹ eine Gruppe Jugendlicher im Alter von 13, 14 Jahren. Und sie hatten einen sehr schlechten Ruf, weil sie sich in den Straßen herumtrieben, Streit mit ihren eigenen Leuten suchten und so die gesamte Ghettobevölkerung einschüchterten und terrorisierten. Nach einiger Zeit kamen jedoch ein paar ältere Jungens in die Gruppe und machten die Organisation zu dem, was sie heute ist. In der Gemeinde reagierte man anfänglich sehr negativ auf uns, denn — wie ich schon sagte — man hielt uns für Kommunisten, Unruhestifter, Radikale oder dergleichen. Aber mittlerweile werden wir als das betrachtet, was wir wirklich sind.

Wir haben viele kostenlose Speisungszentren für Arme eingerichtet. Wir stellen Räume zur Verfügung, in denen Obdach-

lose mal eine Nacht unterkommen können. Wir haben Geld für Leute aufgetrieben, die ihre Arztrechnungen, ihre Miete oder dergleichen nicht bezahlen können. Nach unserer Erfahrung halten die Leute nicht viel von schönen Reden. Reden sind eine Farce. Wenn man den Leuten etwas erzählt, erwarten sie auch, daß man es durchsetzt. Sonst sagen sie: Was soll das Ganze! Eins haben aber die Bewohner unserer Gemeinde mit Sicherheit festgestellt, und zwar mit welcher Brutalität die Polizei gegen die Jugendlichen dort vorgeht. Deshalb verstehen sie, wenn wir uns das nicht gefallen lassen und den Behörden Dampf machen. Jetzt werden wir in der Gemeinde akzeptiert. Wenn wir gebraucht werden, weiß man, daß wir zur Stelle sein werden, daß man mit uns rechnen kann, ebenso wie mit ›La Raza Unida Party‹.

Es gibt einige kleinbürgerliche Organisationen, die aus der Mittelklasse hervorgegangen sind und den Leuten einzureden versuchen: »Wir haben es geschafft, warum schafft ihr es bloß nicht?« Und die sagen natürlich, daß eine Organisation wie unsere überflüssig ist. Deswegen betone ich ständig, daß wir von der Gemeinde akzeptiert werden, von den wirklich Unterprivilegierten in El Barrio. Diese Leute haben erfahren, was es heißt, unterdrückt zu sein, hungrig zu sein und zu frieren. Wir sind immer ihre Verbündeten gewesen. Deshalb akzeptieren sie uns. Sie haben erkannt, daß wir produktiv sind und nicht nur Sprüche machen.

Ob es eine Revolution geben wird? Ich meine, daß wir in den letzten Jahren gewisse Reformen durchgesetzt haben. Doch wenn das System nicht endlich seine Augen öffnet und sieht, was hier vor sich geht, wird es eine Revolution geben, obwohl keiner weiß, wer gewinnen und wer verlieren wird. Sie wird der ganzen Welt die Augen öffnen. Dieses Land war immer als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bekannt. »Komm' in die Vereinigten Staaten, hier kannst du in einem Jahr reich werden!« Jeder, der eine Zeitlang hier gelebt hat, weiß, daß das nicht stimmt. Amerika ist ein kapitalistisches Land, in dem jeder danach strebt, das zu besitzen, was der Nachbar hat. Wir haben eine andere Vorstellung von einem besseren Leben. Man redet viel von Gleichheit, aber was bedeutet Gleichheit wirklich? Wenn das System weiterhin blind gegenüber der Wirklichkeit bleibt, wird eine Revolution unvermeidbar sein.

Politisches Programm der Brown Berets

1. Wir fordern alles Land zurück, das unserem Volk gestohlen wurde.
Wir haben erkannt, daß jeder Zoll des Landes dieses Kontinents, der sich heute ›Vereinigte Staaten‹ nennt, den Indianern und Chicanos durch barbarische und kapitalistische Invasoren entrissen wurde.

2. Wir fordern die sofortige Beendigung der Besetzung unserer Gemeinden durch faschistische Polizei.
Wir haben erkannt, daß die Polizei unsere Gemeinden ebenso besetzt hält, wie die imperialistischen US-Armeen fremde Länder besetzt halten. Nur indem wir uns organisieren und uns selbst bewaffnen, können wir darauf hoffen, der Polizeibrutalität und dem Völkermord in unseren Gemeinden ein Ende zu setzen.

3. Wir fordern die Beendigung der Ausplünderung unserer Gemeinden durch kapitalistische Geschäftemacher.
Wir haben erkannt, daß die Geschäftemacher in unseren Gemeinden unser Volk durch hohe Zinsen und hohe Preise für billige Waren ausbeuten.

4. Wir fordern die Freistellung aller Chicanos vom Wehrdienst.
Wir weigern uns, als Werkzeuge benutzt zu werden, um die ökonomischen Interessen der US-Imperialisten zu schützen.

5. Wir fordern die Freilassung aller Chicanos, die in Gefängnissen festgehalten werden.
Kein Chicano hatte unter dem rassistischen US-Gerichtswesen jemals einen fairen Prozeß.

6. Wir fordern ein Gerichtswesen, das für Chicanos Gültigkeit besitzt und deshalb von Chicanos verwaltet werden muß.
Chicanos müssen von Chicanos aus ihren jeweiligen Gemeinden gerichtet werden. Ein relevantes Gerichtswesen bedeutet, daß Richter, Geschworene und Staatsanwalt aus den jeweiligen Volksgemeinden gewählt werden. Jeder Urteilsspruch, der über ein Mitglied unseres Volkes verhängt wird, sollte von unserem Volk ausgesprochen werden.

7. Wir fordern die Kontrolle über die Erziehung von Chicanos durch Chicanos.
Wir haben erkannt, daß ein Chicano unter diesem rassistischen Erziehungssystem niemals eine relevante Ausbildung erhält, denn das rassistische Erziehungssystem bildet nach

den Interessen der kapitalistischen US-Herrschafts- und Ausbeuterklasse Menschen nur zur Sklavenarbeit aus.

8. Wir fordern Vollbeschäftigung für alle Chicanos.

Wir haben erkannt, daß Vollbeschäftigung unter dem kapitalistischen System unmöglich ist und Chicanos deshalb aufgrund der rassistischen Natur dieses Systems arbeitslos oder unterbeschäftigt bleiben.

9. Wir fordern menschenwürdige Wohnungen.

Die unzulänglichen Wohnverhältnisse in den Gemeinden der Chicanos, aus denen die Arbeitgeber um 5 Uhr nachmittags in ihre ›besseren Nachbarschaften‹ fliehen, sind das Ergebnis des ›legalen Diebstahls‹, durch den die Arbeitgeber die Arbeiter ihrer rechtmäßigen Löhne berauben. Chicanos sind zu lange ausgebeutet worden. Wir haben ein Recht auf anständige Wohnungen. Wenn uns dieses Recht nicht gewährt wird, werden wir das sogenannte ›Regierungs‹-Land und -Eigentum besetzen, um die Bedürfnisse unseres Volkes zu erfüllen.

10. Wir fordern, daß der Zerstörung unseres Bodens und der Verschmutzung der Luft durch die korrupte kapitalistische Herrschaftsklasse ein Ende gesetzt wird.

Für uns ist es sonnenklar, daß die Habgier weniger nur zum Schaden der Masse befriedigt werden kann. Es ist wichtig, daß die Chicanos jeden Angriff gegen das Land als einen Angriff gegen unser Volk erkennen, denn die Luft und die natürlichen Reichtümer unserer Gemeinden werden durch die Abfälle der habgierigen, geldsüchtigen Maschinen der Kapitalisten verpestet.

11. Wir fordern, daß das Grenzland unserem gesamten Volk offensteht, gleichgültig, ob es südlich oder nördlich des ›Zaunes‹ geboren wurde.

Dieses Recht wurde unserem Volk durch den Vertrag von Guadalupe Hidalgo garantiert.

12. Als Chicanos stehen wir in Solidarität mit allen revolutionären Völkern, die im Kampf um Selbstbestimmung und Freiheit stehen.

Wir haben erkannt, daß die Völker, die im Kampf gegen den US-Imperialismus stehen, denselben Kampf gegen denselben Feind führen, der sie ebenso unterdrückt, wie wir Chicanos unterdrückt werden.

13. Wir verurteilen das US-System — den Kapitalismus und den Imperialismus.

KAPITALISMUS: ein System, in dem wenige das Recht haben, viele zu ihrem Vorteil auszubeuten. In einem kapitalistischen System werden die Menschen dazu ermutigt, sich gegenseitig auszubeuten und ihre Nächsten zu mißachten. Es ist ein System, das auf dem rattenartigen Wettlauf der

Konkurrenz beruht, der Ausbeutung und der Habgier. Das Motto des Kapitalismus ist: »Nimm, was du kannst und laufe.« Sein einziger Gott ist die Dollarnote.

IMPERIALISMUS: die höchste Stufe des kapitalistischen Systems. Imperialismus ist die Erweiterung der kapitalistischen Ausbeutung und Unterdrückung auf fremde Länder. Mit ihren riesigen Profiten, die sie durch die Arbeit der Menschen, die sie unterdrücken, gewinnen konnten, haben die Kapitalisten ökonomische und damit auch politische Kontrolle über fremde Länder gewonnen. Sobald ein fremdes Land von den US-Kapitalisten erobert ist, werden seine Menschen und sein Boden zum ökonomischen Nutzen dieser unmenschlichen Hunde ausgebeutet. Das Volk wird wie eine besiegte Kolonie behandelt und dazu gezwungen, Güter zu produzieren, die ihm auf dem Markt dann wieder zu Preisen angeboten werden, die es mit seinen unangemessenen Löhnen nicht bezahlen kann. Nur die kapitalistischen Ausbeuter können in den Genuß der Profite und Güter kommen, die für die Menschen, die sie geschaffen haben, Luxus sind. Das Chicano-Volk liefert ein Beispiel für die Aggression der rassistischen brutalen Herrschaft des US-Imperialismus. Erst wurde uns unser Land weggenommen, dann zwang man unser Volk, unter denselben rassistischen und ausbeuterischen Bedingungen für dieses korrupte System zu arbeiten, um ein Volk und seine Kultur für Jahrhunderte zu unterdrücken.

UNTER UNABHÄNGIGKEIT VERSTEHEN WIR DAS RECHT AUF SELBSTBESTIMMUNG — SELBSTREGIERUNG — UND FREIHEIT!

(Quelle: *La Causa*, Vol. 2, April [1971], S. 16.)

Reggie Ruiz, La Raza Unida Party, Los Angeles, Kalifornien

1969 reifte ein Plan heran, ›El Plan Espiritual de Aztlan‹, der die Chicanos in den Vereinigten Staaten zu politischen Aktionen und zur Gründung der ›La Raza Unida Party‹ aufrief. Unter ›La Raza Unida‹ verstehen wir ›Vereinigtes Volk‹. Viele denken, daß ›La Raza Unida‹ ›Vereinigte Rasse‹ heißt. Aber für uns hat ›La Raza‹ nicht allein diese Bedeutung. Wir haben eben unsere eigenen kulturellen Ausdrucksformen, und deshalb beschlossen wir, unsere Partei ›La Raza Unida Party‹ zu nennen.

Die Initiative zur Parteigründung ging 1969 von einer Konferenz Jugendlicher aus, der Chicano Youth Liberation Conference of Aztlan, und der erste Staat, in dem ›La Raza Unida Party‹ tätig wurde, war Texas. José Angel Gutierrez, der heute einen Sitz im Stadtrat von Crystal City, Texas, hat, übernahm damals die Leitung der Partei in dieser Stadt und gewann die Unterstützung der Highschool-Schüler. Eine ganze Reihe von Gründen veranlaßte ›La Raza Unida Party‹, sich als erstes in Crystal City zu organisieren.

Diese Stadt wurde seit circa 26 Jahren von der Demokratischen Partei regiert, und es gab eine Abmachung, daß kein Mexikaner und kein Mexikanisch-Amerikaner für ein öffentliches Amt kandidieren konnte, da diese Leute entweder keine verantwortlichen Positionen in der Regierung innehatten oder einfach nicht den richtigen Arbeitgeber besaßen, so daß die Demokratische Partei sie für eine Kandidatur nicht geeignet hielt.

Die Vorherrschaft der weißen Demokraten ging sogar so weit, daß Mädchen in den Highschools beispielsweise nicht für den Titel der ›Highschool-Prinzessin‹ kandidieren durften, wenn ihr Vater nicht die richtige Stelle hatte. Die Schulbücher waren voll von kulturellen Vorurteilen. Die Lehrer zeigten überhaupt kein Verständnis für den kulturellen Hintergrund und die Bedürfnisse der Kinder. Und natürlich befanden sich die Geschäfte ausschließlich in den Händen von Angelsachsen, die den Handel der Stadt total kontrollierten. Sie machten die Waren so teuer, daß sie sich ein Mexikaner eigentlich nicht leisten konnte. Die Einwohner von Crystal City, zu 85 Prozent mexikanischer Abstammung, sind zum größten Teil Landarbeiter und reisen während der Sommermonate von Süden nach Norden, um den Erntezeiten zu folgen. Wenn sie nach

der Saison zurückkehren, zahlten sie erst einmal Steuern an die Stadt, und wenn ihnen dann die Geschäfte noch die hohen Preise abknöpften, hatten sie so gut wie nichts mehr zum Leben.

José Angel Gutierrez und seine Unterstützer machten sich zuerst daran, Wähler zu registrieren. Sie registrierten 95 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung. Doch gleich nachdem sie damit begonnen hatten, verloren viele der Aktivisten ihre Jobs, einschließlich einiger hochqualifizierter Rechtsanwälte. Selbst der Bürgermeister von Crystal City, der auch ein Rechtsanwalt war, ist bis heute arbeitslos.

Außerdem war es in Crystal City gang und gäbe, daß einige der Männer, die im Stadtrat saßen, auch Mitglieder der Aufsichtsräte großer Gesellschaften, wie beispielsweise Del Monte, waren. Del Monte ist eine große, Tomaten verarbeitende Fabrik, und in den 26 Jahren demokratischer Herrschaft zahlte diese Gesellschaft keinen Pfennig Steuern an die Stadt. Deshalb begann ›La Raza Unida Party‹, ihre eigenen Kandidaten für die lokalen Wahlen aufzustellen.

Das erste, was wir taten, war ein Aufruf an die Bevölkerung, die angelsächsischen Geschäfte zu boykottieren. Diese mußten daraufhin buchstäblich ihre Türen schließen, denn die Mehrzahl der Bevölkerung waren ja Chicanos und folgten unserem Boykottaufruf.

Auch unsere Wahlkampagne war erfolgreich. Drei Chicanos wurden in das Schulamt gewählt und weitere zwei in den Stadtrat.[1] Und unmittelbar nach den Wahlen übernahm die Partei die Kontrolle über den Stadtrat und das Schulamt. Als erstes schmissen sie die einseitigen Schulbücher raus und ersetzten sie durch solche, mit denen sich die Schüler identifizieren konnten. Danach wurden kostenlose Frühstücke und Mittagessen für sämtliche Schüler und Studenten eingeführt. Und die Lehrer, die rassistische Vorurteile vertraten, wurden durch Lehrer ersetzt, die ein Gefühl für die Bedürfnisse der Schüler hatten.

Eine weitere wichtige Änderung betraf die Polizeikontrolle und die ›Texas Rangers‹[2]. Über 100 Jahre lang waren die ›Texas Rangers‹ als eine äußerst brutale Strafverfolgungstruppe in diesem Staat gefürchtet. Doch der neugewählte Stadtrat erließ die Verfügung, daß sich die ›Texas Rangers‹ künftig nicht mehr innerhalb der Stadtgrenzen bewegen durf-

[1] Die Schulamtswahlen fanden am 4. April 1970 statt. Durch den Linksrutsch eines weiteren gewählten Chicanos verfügte La Raza Unida Party in dem siebenköpfigen Gremium über die Stimmenmehrheit. José Angel Gutierrez wurde zum Präsidenten gewählt. Die Stadtratswahlen folgten am 7. April 1970. Der Stadtrat besteht aus 5 Mitgliedern.

[2] Berittene Staatspolizei von Texas.

ten. Statt dessen wurde eine Polizeimacht aufgebaut, die aus Leuten bestand, die in Crystal City lebten, ein Gefühl für die Probleme der Einwohner dieser Stadt hatten und darin geschult wurden, mit ihnen auf eine vernünftige und menschliche Weise umzugehen. In Crystal City gibt es heute nicht einen einzigen Streifenwagen, in dem nicht mindestens eine Person sitzt, die Spanisch spricht.
Doch wichtiger als dies alles ist wohl die Tatsache, daß Crystal City die erste Stadt in den Vereinigten Staaten wurde, die sich öffentlich und durch städtische Verfügung gegen den Krieg in Vietnam aussprach. Praktisch wurde das so durchgeführt, daß alle Unterlagen der Schulen und Highschools vertraulich behandelt wurden. So konnte keine Behörde ohne die Einwilligung des Schülers oder seiner Eltern etwas über seinen Schulabgang erfahren, wodurch er automatisch vom Wehrdienst freigestellt war, weil die Behörden nichts von seiner Existenz wußten.
Dies waren einige der wichtigsten Erfolge der Partei. Sie begann dann, ihre Fühler nach dem Westen auszustrecken und fängt nun an, sich in Kalifornien durchzusetzen. Bisher ist ›La Raza Unida Party‹ noch nicht überall in Texas vertreten, aber wir arbeiten im Moment alle daran. Seit ihrem Erfolg in Crystal City hat die Partei in neun weiteren Bezirken gewonnen und konnte dort dasselbe Programm durchsetzen. Um die Entwicklung der ›La Raza Unida Party‹ in Texas richtig verstehen zu können, darf man nicht vergessen, daß in diesem Staat immer die Demokratische Partei geherrscht hat. Die Republikaner kamen dort nie zum Zuge. Texas ist das Land Johnsons. In San Antonio hat im letzten Jahr zum Beispiel ein Chicano zum erstenmal in der Geschichte dieser Stadt 33 Prozent der Stimmen erhalten. Bei den nächsten Wahlen wird die Partei gewinnen. Der nächste Bürgermeister dieser Stadt wird ein Chicano sein, und unsere Männer werden im Stadtrat und im Schulamt sitzen. San Antonio wird ein Zeichen unseres Erfolges im Südwesten werden.
Hier in Kalifornien stellen sich unsere Probleme etwas anders dar. Wir beschlossen, Kalifornien aus bevölkerungspolitischen Gründen organisatorisch in Süd- und Nord-Kalifornien zu unterteilen. Im Norden sind die Chicanos stärker familiengebunden, während die Chicanos im Süden städtischer sind. Wir kommen aus den verschiedensten Gebieten, aus Texas, Arizona oder Mexiko, und unsere Haltung und Lebenseinstellung unterscheiden sich in vielen Dingen. Dennoch sind wir mit der Organisation der Partei in Kalifornien bisher sehr erfolgreich gewesen, denn dort offenbart sich die politische Benachteiligung der Chicanos am deutlichsten. Unser Bevölkerungsanteil in Kalifornien liegt bei 3,5 Millionen. Dem-

entsprechend sollten wir 12 Mandate haben, 6 im Kongreß und 6 im Senat. Aber wir haben überhaupt keine. Außer durch zwei Vertreter im Stadtrat, von denen keiner die Mehrheit der Chicanos repräsentiert, sind wir nirgendwo vertreten.

Die Situation der Partei in Kalifornien ist besonders schwierig, weil wir den verschiedenen Bedürfnissen unserer Landsleute gerecht werden müssen. Ungefähr die Hälfte der Mexikaner hier besitzt nicht wie wir Chicanos, die hier geboren wurden und hier leben, die amerikanische Staatsbürgerschaft, und sie haben oft überhaupt keine Papiere. Die Lösung ihrer Probleme läge in vielen Fällen in einer Einwanderungserlaubnis. Wir müßten uns für die Reform der Einwanderungsgesetze einsetzen, denn diese illegal eingewanderten Mexikaner werden wie niemand sonst in diesem Land ausgebeutet. Sie müssen für Hungerlöhne arbeiten, gegen die sie noch nicht einmal protestieren können. Wenn sie dagegen protestieren wollten, müßten sie sich mit den Einwanderungsbehörden oder der Justiz auseinandersetzen. Dann wären aber diese Institutionen hinter ihnen her, denn es würde offensichtlich werden, daß sie sich hier illegal aufhalten und weder Papiere noch die amerikanische Staatsbürgerschaft besitzen. Deshalb haben diese Leute keinerlei Rechte.

Auf der anderen Seite ist jeder, der dieses Land betritt, den hier geltenden Gesetzen unterworfen. Wie jeder Bürger dieses Landes muß ein Mexikaner vor einer roten Ampel halten. Er muß Steuern zahlen usw. Und in Los Angeles im besonderen gibt es eine große Anzahl Mexikaner, die schon seit 10, 15, 20, 30 oder 40 Jahren hier leben, aber niemals amerikanische Staatsbürger geworden sind. Doch sie leben und arbeiten hier. Sie sind wie jeder andere verpflichtet, Steuern zu zahlen. Sie müssen dem Gesetz gehorchen. Ihre Söhne werden zum Wehrdienst eingezogen. Viele ihrer Söhne werden nach Vietnam geschickt und sterben dort. Aber dennoch haben sie nicht das Recht, zu wählen oder öffentlich gegen den Krieg zu protestieren, weil sie nicht irgendein Papier ausgefüllt haben, auf dem sie erklären, daß sie amerikanische Staatsbürger werden wollen, auf dem sie schwören, daß sie gegen jedes andere Land kämpfen werden, ihr eigenes Land eingeschlossen.

Neben diesen Mexikanern gibt es uns Chicanos, diejenigen, die bereits hier geboren wurden. Unser Problem besteht in erster Linie darin, daß wir einer Polizei-Brutalität ausgesetzt sind, die sich viele Leute kaum vorstellen können. Laufend werden unsere Leute in den Gefängnissen ermordet, und die Polizeibehörden behaupten, daß sie Selbstmord begangen hätten, obwohl ihnen bei der Einlieferung ins Gefängnis Gürtel, Schuhbänder und alles andere abgenommen wurde. Aber

dennoch haben sich die Gefangenen angeblich mit Schuhbändern, Gürteln oder anderen Dingen erhängt.
Wir haben alle Probleme. Vom Landarbeiter bis zum Arbeiter in der Fleischfabrik. In der Fleischfabrik gibt es beispielsweise eine Krankheit, Brucellosis genannt. Und bisher hatten Arbeiter, die in den Fleischfabriken arbeiteten, immer einen Vertrag. Doch dann starben zwei Arbeiter an dieser Krankheit, und von da an gab es keine Verträge mehr. Erst kürzlich wurde ein Arbeiter, der diese Krankheit hatte, entlassen und aus der Gewerkschaft ausgeschlossen, denn auf diese Weise müssen sie weder für seine Bestattung noch für seine Krankenhauskosten aufkommen. Das ist die Art und Weise, auf die man mit Chicanos und anderen ethnischen Minderheiten in diesem Land umgeht.

Tito Lucero, La Raza Unida Party, Oakland, Kalifornien

Die erste organisatorische Versammlung der Partei in Kalifornien fand am 13. November 1970 hier in Berkeley statt. Nahezu 100 Personen kamen zusammen, um die Idee der Parteigründung in Kalifornien zu diskutieren. Und bereits im Februar dieses Jahres (1971) stellten die Ortsgruppen von Oakland und einigen anderen Gemeinden im Norden Kaliforniens Kandidaten für lokale Wahlen auf. Ich selbst kandidierte für den Stadtrat von Oakland. Ich konnte natürlich nicht offiziell für ›La Raza Unida Party‹ kandidieren, denn diese Wahlen sind parteilos. Natürlich ist das eine Farce, denn fast alle Kandidaten gehören einer Partei an und werden entweder von den Demokraten oder den Republikanern unterstützt. Wir hatten natürlich nur sehr beschränkte finanzielle Mittel und deshalb war es schwierig für uns, unsere Ideen unter das Volk zu bringen. Obwohl unsere Beteiligung an den Wahlen positive Seiten hatte, waren wir natürlich nicht sehr erfolgreich.

Ich glaube, der Hauptfehler unserer Partei lag darin, daß wir uns zu früh an Wahlen beteiligt haben. Wir hätten uns erst eine feste Basis unter der Bevölkerung schaffen müssen. Wir haben mit unserer politischen Arbeit sozusagen in einem Elfenbeinturm begonnen, was typisch für Aktivisten und Intellektuelle ist. Wir gingen einfach davon aus, daß das Volk eine gute Idee automatisch akzeptieren würde, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie gut ist. Aber das geschieht eben nicht. Die Leute, die wir ansprechen wollen, haben keine Schulbildung. Sie lesen keine ›La Raza‹-Veröffentlichungen, sie lesen keine revolutionäre Literatur. Das einzige, was sie tun, ist: kämpfen, um zu überleben. Und vor allem wollen sie konkrete Ergebnisse sehen, die ihnen etwas bedeuten. Wenn man ihnen die nicht liefert, wird man gar nichts erreichen, denn früher oder später wird die Opposition, der Unterdrükker, herausfinden, daß eine Kluft zwischen uns und dem Volk besteht, und das ist die Stelle, in die er hineinschlagen wird, um uns vollends zu isolieren.

Die wichtigste Aufgabe, der sich die Partei jetzt stellen muß, ist die Frage, wie sie sich um ganz bestimmte Problembereiche organisieren kann; Problembereiche, die uns allen bekannt sind: Wohlfahrt, Polizei und alle übrigen Institutionen. Wir müssen darum kämpfen, daß die Institutionen geändert wer-

den. Was meine Einstellung angeht, so ist für mich ein brauner Reformist oder ein brauner Liberaler im Stadtrat genauso uninteressant wie ein Weißer. In der Tat finde ich es abstoßender, einen braunen Liberalen in diesem Amt zu sehen als einen Weißen. Obwohl es mir vielleicht leichter fallen würde, mich mit ihm zu unterhalten, scheint mir diese Vorstellung sehr entmutigend zu sein. Ich bin der Meinung, daß wir uns wirklich als eine Partei des Volkes durchsetzen müssen; als eine Partei, die täglich kämpft und dies mit Überzeugung tut; als eine Partei, die täglich für jene Probleme eintritt, die unser Volk direkt betreffen.

Es gibt viele Faktoren, die wir ebenso in Betracht ziehen müssen. Beispielsweise, warum unsere Leute nicht wählen gehen. Die Leute wählen nicht, weil sie arm und unterdrückt sind. Deshalb wählen sie nicht. Alles leitet sich aus dieser Tatsache ab. Aber sobald sie sehen, daß wir uns wirklich mit den Problemen befassen, die ihr tägliches Leben betreffen, werden sie auch wählen. Wenn sie sehen, daß die Partei etwas für sie tut, werden sie auch an Wahlen teilnehmen und unsere Kandidaten unterstützen. Aber es muß ein Grundsatz der Partei sein, sich nur nach reiflicher Überlegung und auf einer taktischen Basis an Wahlen zu beteiligen und das Volk nicht irrezuführen, indem man ihm vormacht, die Lösung aller Probleme und aller Ungerechtigkeiten liege in der Wahlbeteiligung, denn das stimmt einfach nicht. Das ist eine Lüge, die wir bereits aus Tradition kennen; aber zum Glück wissen wir wenigstens, daß das eine Lüge ist.

Ich bin der Meinung, daß die Radikalisierung unserer Partei unvermeidbar ist, ebenso wie das für jede andere Minderheitenorganisation gilt, die sich wirklich mit den Grundursachen der Unterdrückung auseinandersetzt. Manchmal ist es zwar auch wichtig, sich mit den Symptomen zu befassen, wenn diese unerträglich werden, wie beispielsweise der Krieg in Vietnam, der eines der klarsten Symptome unserer Zeit ist. Doch wenn unser Denken nicht voll und ganz darauf ausgerichtet ist, die Wurzeln unserer Unterdrückung zu erkennen, kommen wir nicht weit. Wenn unsere Partei nicht zumindest im Ansatz ein bestimmtes revolutionäres Bewußtsein entwickelt und sich im klaren darüber ist, daß Wahlen nur beschränkt und taktisch genutzt werden können, werden wir versagen, denn in Kalifornien stellen wir nicht mehr als fünf Prozent der Gesamtbevölkerung. Selbst zusammen mit den anderen unterdrückten ethnischen Minderheiten sind wir nur 20 bis 25 Prozent. Aber wir dürfen uns nicht mit dem Ziel zufriedengeben, einem braunen Gesicht zu einem Amt zu verhelfen, denn wenn wir in diesen immer gleichen Trott verfallen, tun wir nichts anderes als die Demokratische Partei

und all die anderen Gruppen, die wir kritisieren. Wenn wir ein braunes Gesicht für besser und moralischer halten, verfallen wir denselben rassistischen Mythen und Stereotypen. Die Grundursache der Unterdrückung ist ökonomischer Natur; sie liegt nicht in unserer Hautfarbe. Deshalb müssen wir eine revolutionäre Ideologie entwickeln. Doch sollten wir die Revolution nicht wie die Spatzen von den Dächern pfeifen, denn unsere Leute sind konservativ. Sie wollen lieber den Status quo erhalten. So sehr sind sie unterdrückt. Sie haben Angst, weil sie für das bißchen, was sie besitzen, so sehr kämpfen mußten und es nicht wieder verlieren wollen. Aber sie sind nicht deswegen konservativ, weil sie etwa die Ungerechtigkeiten nicht sehen. Sie sehen sie und sind sehr aufgebracht darüber. Es liegt nur an uns, ihnen unsere Ideen richtig zu vermitteln und den besten Weg zu finden, wie wir die Massen ansprechen können.

Die Klasse, die wir vor allem erreichen müssen, ist natürlich die Arbeiterklasse. Darüber sind sich zumindest einige von uns im klaren. Aber das ist nicht so einfach. Für eine nationale Organisation ist dies immer eine zweischneidige Angelegenheit. Es bedarf einiger guter Basisarbeit, um den Chicano-Arbeiter zu erreichen, denn man muß ihn auf eine Weise ansprechen, für die er zugänglich ist. Unter den gegebenen Voraussetzungen sehe ich keinen Konflikt darin, ihn auf nationaler Basis zu organisieren, denn es sind gerade diese nationalen Gefühle, die tief in ihm verwurzelt sind. Wenn er dann aber mit der Partei oder mit einem von uns persönlich in Berührung kommt, etwa im Laufe eines Gewerkschafts- oder Arbeitskampfes, wird er erkennen, daß das Problem nicht zwischen Braunen und Weißen besteht, sondern zwischen den Unterdrückten und den Unterdrückern. Und diese Einsicht wird ganz automatisch einsetzen.

›La Raza Unida Party‹ und andere nationalistische Organisationen wurden oft heftig von Gruppen wie der ›Progressive Labor Party‹, der ›Spartacist League‹ und dem SDS angegriffen, denn diese vertreten den Standpunkt, daß der Klassenkampf die Arbeiter vereinigen sollte und nicht nationale Gefühle. Aber die Frage ist nicht Nationalismus oder Klassenkampf, sondern wie vereinige ich die Arbeiter auf die effektivste Weise. Und ich glaube, daß dies augenblicklich am besten durch eine nationalistische Politik zu erreichen ist. Viele der weißen Gruppen können das aus mancherlei Gründen nicht verstehen. Erst einmal stammen sie meistens nicht aus einer unterdrückten Klasse. Deshalb ist es emotional sehr schwierig für sie, unsere Gefühle zu verstehen; die Gefühle, die uns am ehesten vereinigen. Sie geben auch nur zögernd zu, daß Rassismus eine wichtige Rolle in unserer Unterdrückung

spielt. Es läßt sich nicht alles nur ökonomisch erklären. Wir tendieren sehr oft dazu, die ökonomischen Aspekte unserer Unterdrückung überzubetonen und dabei die rassistischen zu vernachlässigen.
Nationalismus ist eine legitime Erscheinung, in Amerika wie auch in anderen Ländern, in denen es unterdrückte Nationalitäten gibt. Die Schwarzen haben ihre nationalistische Phase durchgemacht oder durchlaufen sie noch immer. Aber viele Schwarze und wir Chicanos sind heute der Meinung, daß sich dieser Nationalismus zu einem revolutionären Nationalismus entwickeln muß, wenn wir — wie beispielsweise Kuba — unser Ziel wirklich erreichen wollen. Wenn wir das nicht einsehen, werden wir darin enden, uns gegenseitig zu bekämpfen und nie auf die Wurzeln unserer Unterdrückung stoßen. Doch was mich anbelangt, so bin ich zuversichtlich. Durch unseren gemeinsamen Kampf werden wir lernen, daß es nicht allein um die nationale Frage geht. Wir können uns vorerst zwar nur um die Frage unserer nationalen Unterdrückung organisieren, müssen uns aber über diesen Standpunkt hinausentwickeln. Und um diese Entwicklung voranzutreiben, muß unsere Politik auf etwas anderem als Nationalismus gegründet sein, so daß dieser wirklich nur eine Phase bildet, in der wir nicht steckenbleiben dürfen. Andernfalls werden wir genauso reaktionär und gefährlich wie die Unterdrücker selbst.
Viele Chicanos hier in der Bay Area, die noch nicht lange politisiert sind, kommen sich vor, als rennten sie mit dem Kopf gegen eine Wand an. Und sie meinen, diese Wand sei nicht weiß, sondern schwarz. Sie sind dem Fehler verfallen, Schwarze ebenso als Unterdrücker anzusehen wie Weiße. Ich bin sicher, daß dies in Neu-Mexiko, Texas oder anderen Gegenden, in denen die Chicanos die Mehrheit der Bevölkerung bilden, in umgekehrter Weise der Fall ist. Wir müssen uns aber gegen Schlußfolgerungen dieser Art wehren. Wir müssen uns selbst und unsere Leute ständig darauf aufmerksam machen, daß diese falsch sind. Schwarze, obwohl sie sich manchmal wie Unterdrücker aufführen, können nie unsere wahren Unterdrücker sein, und das gilt in gleicher Weise für alle anderen Minderheiten. Es gibt zwar eine schwarze Bourgeoisie, genauso wie es eine Chicano-Bourgeoisie gibt, die sich, wenn sie erst einmal bestimmte Positionen einnimmt, dem Unterdrücker total ausliefert. Das sind die Haus-Nigger, auf die Malcolm X verwiesen hat. Uns muß klar sein, daß diese an der Unterdrückung teilhaben, aber selbst niemals die wahren Unterdrücker sein können. Auf der anderen Seite muß jede Minderheitenorganisation, die dieses Problem erkannt hat, damit beginnen, sich mit diesen Leuten zu befassen. Wir müssen sie isolieren, entlarven und lernen, mit ihnen umzuge-

hen. Wir müssen damit beginnen, unsere eigenen Hinterhöfe zu kehren. Chicanos, Schwarze, Orientalen, alle Minderheiten müssen damit beginnen, ihre bürgerlichen Elemente zu bekämpfen. Dann wird eine Verständigung möglich sein. Viele Leute haben die Befürchtung, daß dies wieder viel Bitterkeit und die alten Fehden zwischen Chicanos, Schwarzen und anderen Gruppen hervorrufen wird. Daran glaube ich aber nicht. In der Bay Area beispielsweise hat die Situation ihren kritischen Punkt überschritten und Lösungen beginnen sich abzuzeichnen. Ich selbst bin in eine Diskussion mit Schwarzen verwickelt, mit denen wir eine Art Koalition gebildet haben. Wir hatten viele Probleme. Wir hatten Treffen, bei denen es mehr wie in einer Kampfarena als bei einer politischen Auseinandersetzung zuging. Alle unsere nationalen Gefühle und unser Mißtrauen traten dort offen zutage, aber daran ist nichts rassistisch. Das sind legitime Gefühle; Gefühle, die der Unterdrücker uns eingefleischt hat; Gefühle, die in der Vergangenheit viele Tote verursacht haben. Aber diese Gefühle kommen jetzt ans Licht und wir fangen an, damit fertig zu werden.

Eines müssen wir immer im Auge behalten: Es gibt einen Nationalismus der Unterdrückten und einen Nationalismus der Unterdrücker. Hitlers Nationalismus war ein Nationalismus der Unterdrücker. Es war ganz offensichtlich kein revolutionärer Nationalismus. Wir müssen erkennen, daß Unterdrückung eine Folge dieses Herrschaftssystems ist, das auf der Anhäufung von Reichtum basiert. Und dieses System macht es für jeden, der weder Geld noch die Möglichkeit hat, sich welches zu beschaffen, sehr schwierig, zu überleben. Man wird zwangsläufig in die Position eines Bettlers gedrängt. Man wird zwangsläufig drogensüchtig oder von all den anderen Übeln dieser Gesellschaft befallen. Deshalb geht die Frage nicht allein um unsere nationale Selbstbestimmung, sondern darum, wie wir die totale Umverteilung aller Reichtümer dieser Gesellschaft erreichen können. Erst dann wird es Gerechtigkeit geben.

Wenn man von der Umverteilung der Reichtümer spricht, spricht man über die Zerstörung des Kapitalismus. Solange man dieses Monstrum, die kapitalistische Gesellschaft, nicht angreift, wird es keine Gerechtigkeit geben.

Rodolfo V. Quinones, Labor Committee, East Los Angeles, Kalifornien

Die Position, die die Chicano-Bewegung gegenüber dem Lumpenproletariat einnimmt, unterscheidet sich von der des klassischen Lumpenproletariats, wie es von Marx beschrieben wurde; vor allem, weil die Chicanos im Südwesten wie überall in den Vereinigten Staaten immer als Arbeitskräfte benutzt wurden. Da wir aber in der Mehrzahl der Arbeiterklasse angehören, haben – zugespitzt formuliert – auch die Lumpenelemente, die es bei uns gibt, ein gewisses Maß an Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse, denn wenn sie nicht selbst arbeiten, arbeiteten doch zumindest ihre Eltern.

Die Lumpen gehen, um zu überleben, irgendwelchen krummen Geschäften nach. Und das ist gar nicht so einfach. Unter den Chicanos hier in den USA ist diese Existenzweise bei weitem nicht so verbreitet wie beispielsweise unter den Schwarzen in New York, wo die Ausbeutung der Frau, die Zuhälterei, eine große Rolle spielt. In Mexiko gibt es das auch, doch es geschieht dort in einer anderen Form. In Amerika funktioniert die Zuhälterei aufgrund einer Mann–Frau-Beziehung und direkter Ausbeutung durch den Zuhälter, ohne daß der Staat in irgendeiner Weise dazwischentritt. In Mexiko schaltet sich der Staat durch einen Zwischenhändler ein, der nichts anderes als eine Art Zuhälter ist. In den meisten Fällen hat dieser Mann kein sexuelles Verhältnis zu der Frau, sondern fungiert nur als Aufseher. Überhaupt ist die ganze Zuhälterei in Mexiko organisierter, wohingegen die Zuhälterei in Amerika mehr dadurch funktioniert, daß der Zuhälter sexuellen Druck auf sein Mädchen ausübt. Meistens hat er sie auch noch auf andere Art in der Hand, etwa indem er sie durch Rauschgift von sich abhängig macht. In den Gemeinden der Chicanos hier in den USA spielt die Zuhälterei aber keine größere Rolle.

Die meisten von uns stammen aus der Arbeiterklasse. Wir haben jedoch – wie wohl jede revolutionäre Bewegung in der Welt – auch versucht, das Lumpenproletariat zu organisieren. Doch ich meine damit nicht das klassische Lumpenproletariat; das wären in unserem Falle höchstens die Nutten und Zuhälter, die zum größten Teil arbeitslos sind. Und sie finden keine Arbeit, weil sie nicht genügend qualifiziert sind. Das liegt daran, daß das Bildungssystem hier so miserabel ist, daß sie keine Jobs finden können und vor allem die Frauen auf die

Wohlfahrt angewiesen sind. Deshalb kann man hier von einer aufgezwungenen Lumpensituation sprechen. Ich meine dagegen, daß die eigentlichen Lumpen halb aus freier Wahl und halb durch ökonomische Zwänge in ihren Lumpenstatus geraten. Doch die freie Wahl hat viel damit zu tun, ob man andere Menschen mit Bewußtsein ausbeutet oder einfach nur durch Gaunereien überlebt, weil man es eben so gewohnt ist.

Das Äquivalent der Lumpen im marxistischen Sinne wären bei uns die sogenannten ›Armutszuhälter‹, jene Leute, die die Armutsfonds melken, indem sie ›Programme gegen die Armut‹ an den Staat verkaufen und dafür die Masse prostituieren, denn diese Programme helfen nicht der Masse, sondern nur einigen wenigen und entfremden die Arbeiterklasse von den Leuten, die von diesen Programmen profitieren. Die Arbeiterklasse betrachtet das ganze Gebiet der Wohlfahrt als nachteilig für ihre Interessen, da sie ja schließlich für die Kosten aufkommen muß. Deshalb muß man die gesamten Armuts- und Wohlfahrtsausgaben als eine spalterische Taktik der Regierung ansehen.[1]

Diese ›Armutszuhälter‹ sitzen direkt in den Institutionen unserer Gemeinde, und der Staat finanziert sie, damit sie das kapitalistische System aufrechterhalten. Sie werden dafür bezahlt, den Leuten eine Halbbildung zu verleihen, um sie in das System integrieren zu können. Diese Burschen tragen in keiner Weise dazu bei, Probleme wie Ausbeutung, Fehlerziehung, Krieg, ungerechte Verteilung der Reichtümer, Arbeitslosigkeit, kurz, all die Probleme, die dem kapitalistischen System inhärent sind, zu lösen. Sie sind dazu nicht fähig, denn sie sind Teil des Systems. Deshalb sind diese ›Armutszuhälter‹ diejenigen, die ich als Lumpen im klassischen Sinn bezeichnen würde: der Abschaum der Menschheit, der auf Kosten anderer lebt.

In der Chicano-Bewegung hat es bisher die verschiedensten Ansätze gegeben, die Lumpen in unseren Gemeinden, den Ghettos, zu organisieren. Bis zu einem gewissen Grad waren diese Versuche erfolgreich. Was uns betrifft, wir brachten es fertig, in unseren Gemeinden eine gewisse Verbundenheit unter den Lumpen herbeizuführen, ein Gefühl der Halb-Bru-

[1] Die Kritik an den Armutsprogrammen richtet sich vor allem gegen das Office of Economic Opportunity (OEO), das dem Ministerium für Gesundheit und Bildung untersteht und Teil des unter Präsident Johnson propagierten ›Krieges gegen die Armut‹ ist, durch den seit 1965 die sogenannte ›Great Society‹ angestrebt werden sollte. In Realität erwiesen sich die staatlich subventionierten Armutsprogramme als völlig ineffektiv, da sie ähnlich wie im Falle des Bureau of Indian Affairs zur Etablierung aufwendiger und oft korrupter Subsysteme führten, die die Armutsfonds durch Bürokratisierung der Entscheidungs- und Planungsgremien aufzehrten. Die Entscheidungsbetroffenen, die Armen, hatten nur in seltenen Fällen direkten Zugang und Kontrolle über die Armutsfonds.

derschaft. Aber das hat nicht immer funktioniert, denn wir wurden sehr stark von der Polizei infiltriert. Sie schickt eine Menge Provokateure in die Gangs, so daß die sich wieder gegenseitig bekämpfen und es Tote gibt. Ähnliches passiert bei den Puertoricanern in New York, und diese Kämpfe werden meistens von der Polizei inspiriert.

Viele der Gangs hier sind mehrere Generationen alt. Ich kenne einige, zu denen in den zwanziger Jahren schon der Großvater gehörte, später die Mutter, und dann der Sohn. Eine Gang ist für uns eine Gruppe von Leuten, die sich zusammengeschlossen und eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt hat. Die meisten von uns haben einer Gang angehört. Dies ist geradezu eine Selbstverständlichkeit, wenn man sich einmal betrachtet, wie Minderheiten, die ja auch ein Bedürfnis nach gesellschaftlichem Leben haben, in den USA behandelt werden. Man schließt sich einer Gang an, man bildet seine eigene soziale Gruppe, die wie jede andere soziale Gruppe ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl entwikkelt. Doch in den Gangs ist dieses Phänomen besonders ausgeprägt und nimmt die Form einer Bruderschaft an. Und genau das wurde in der Vergangenheit von der Polizei ausgenutzt. Eine richtige Gang sagte sich, wir müssen zusammenhalten und können es nicht zulassen, daß eine andere Gang besser ist als wir; also müssen wir die anderen bekämpfen. Diese Bandenkriege dienten dem System und machten es leichter, uns alle zu unterdrücken. Doch das hat sich insoweit geändert, als wir jetzt den wahren Feind erkennen und gegen ihn vorgehen. Und um diesen Prozeß in Gang zu bringen, mußten wir mühselige Kleinarbeit leisten.

Die Organisation der Lumpen als Avantgarde — wie sie beispielsweise in der schwarzen Bewegung von der Black Panther Party angestrebt wurde — kann aber nicht auf die Chicanos übertragen werden. Die Chicano-Bewegung ist nicht so alt und geschlossen wie die schwarze Bewegung. Sie hatte nie eine Persönlichkeit wie Malcolm X, um die sich das Volk vereinen und seine nationale Identität entwickeln konnte. Wir haben zwar ähnliches versucht, jedoch auf eine etwas kümmerliche Weise, und dadurch viele Leute in eine Identitätskrise getrieben und für die Bewegung verloren. Wenn jemand darin endet, nur noch sich selbst zu betrachten, muß er auf den falschen Weg geführt worden sein. Seine wahre Identität kann man nur in seiner Klasse finden, in der Klasse, der man angehört. Deshalb betonen wir die Klassenzugehörigkeit so sehr. Und wenn man erst einmal seine Klassenidentität gefunden hat, wird man in der Lage sein, die feindliche Klasse anzugreifen; die Leute, denen wir unsere persönlichen Schwierigkeiten zu verdanken haben.

Es hat eine Menge Mühe gekostet, diese Einsicht unter den Gangs durchzusetzen, vor allem, weil viele Mitglieder vorzeitig aus der Schule abgegangen waren und in den Gefängnissen landeten, was eine stetige Bildungsarbeit erschwerte, aber auch wegen der starken Verbreitung von Drogen in den Gangs. Und da hat die Polizei wieder ihre Finger im Spiel. Sie betreibt einen großen Teil des Drogenhandels. Und so geschieht es dann: man baut eine Organisation auf, die jedem offensteht, aber damit auch der Polizei- und Drogen-Infiltration ausgesetzt ist. Die Folge davon ist ein Mangel an Disziplin; und das ist entscheidend, denn wenn man eine Person ihren individuellen Tagträumen überläßt, kann man sie nicht organisieren; sie kennt weder sich selbst noch ihre Klasse. Das war eine der größten Schwierigkeiten bei unserer Organisationsarbeit. Eine andere äußerte sich in Form des kulturellen Nationalismus.

Unter kulturellem Nationalismus verstehe ich, wenn wir beispielsweise unsere nationale Identität bei den Azteken suchen und dabei weder die Azteken in eine geschichtliche Perspektive setzen, noch erkennen, daß auch sie Imperialisten waren und ein Klassensystem hatten. Wenn wir versuchen, unsere Vergangenheit zu glorifizieren, verlieren wir den Anschluß an die Gegenwart. Es ist gut, seine Geschichte zu studieren. Marx, Engels, Lenin und Mao haben uns das Wesen der Geschichtsbetrachtung gelehrt: seine aktive Rolle in der Geschichte zu erkennen, um die Geschichte voranzutreiben. Kurz, die dialektische Geschichtsbetrachtung. Doch davon ist man aus vielen Gründen abgekommen, denn sie hat unter anderem den kulturellen Nationalismus hervorgebracht, der dazu dient, das kapitalistische System aufrechtzuerhalten. Die Kulturnationalisten sagen doch nichts anderes als: »Wenn wir die Geschichte zurückdrehen und wie die Azteken leben würden, wären alle Probleme gelöst.« Das ist natürlich völliger Unsinn, wenn auch einige Leute das noch immer nicht einsehen wollen.

Diese beiden Tendenzen — die Disziplin- und Führungslosigkeit vieler Organisationen und der kulturelle Nationalismus — haben eine gewisse Spaltung unter den Lumpen hervorgerufen, die es schwer macht, mit ihnen zu arbeiten. Aber ich muß betonen, daß wir die Leute, mit denen wir gearbeitet haben, nicht als Lumpen im Sinne von Marx betrachtet haben. Für uns waren sie Teil der Arbeiterklasse. Die Tatsache, daß sie nicht arbeiten, ist willkürlich und dem System zuzuschreiben.

Nach der Organisationsarbeit in der Gemeinde wendeten wir uns vor allem der Aufgabe zu, in Gefängnissen zu organisieren. In San Quentin, Folsom, Soledad und den anderen

Gefängnissen in Kalifornien beträgt der Anteil der Chicanos 45 bis 50 Prozent. Der Rest sind Schwarze und nur sehr wenig Weiße. Diese Tatsache allein zeigt schon, wie rassistisch die Rechtsprechung und das Gerichtswesen sind. Dazu kommt die ungeheure Überzahl an Polizisten in unseren Gemeinden. Normalerweise entfallen auf 12 Häuserblocks zwei Polizisten, doch bei uns sind es sechs. Die Überzahl der Polizisten in unseren Gemeinden war der Hauptgrund, der uns auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, uns der Gefängnisse anzunehmen. Damals wurde auch von allen Seiten versucht, Chicano-Seminare in den Gefängnissen einzuführen. Viele Studenten nahmen es auf sich, Gefangene zu besuchen, und es entwickelten sich zahlreiche kulturelle Gruppen unter den Häftlingen. Wir brachten alles mögliche Material in die Gefängnisse und setzten Diskussionen in Gang, über die persönliche Situation der Gefangenen, die sogenannten Rehabilitationsprogramme und was es sonst noch gab. Es gab einen ungeheuren Ideenaustausch und eine Menge Kameradschaft. Attica und San Quentin haben bewiesen, daß es unter den Gefangenen Avantgarde-Elemente gibt. Das waren natürlich die Leute, die viel lasen und sich im Gefängnis selbst erzogen, besonders nachdem Eldridge Cleaver ihnen durch sein Beispiel gezeigt hatte, daß man als Gefangener zu einer neuen Weltanschauung und zur Neubestimmung seiner eigenen Position gelangen konnte.[2] Es entwickelte sich sogar eine Organisation, EMPLEO genannt, was soviel wie ›Arbeit‹ bedeutet, die den Gefangenen Arbeitsplätze vermittelte und ihnen half, auf Bewährung freizukommen.

Doch an einem fehlte es: es gab keine Organisation, die sich der Häftlinge wirklich annehmen konnte, sobald sie entlassen wurden. Auf der einen Seite standen die Frauen und Mütter der Entlassenen, die auf sie einredeten, sich ja aus allem rauszuhalten; auf der anderen Seite gab es die Organisationen. Man kann bei jedem mit der Umerziehung und der politischen Bewußtmachung anfangen, aber wenn man diese Leute nicht in eine Organisation reinbringt, ist niemandem geholfen. Deswegen sind viele der Entlassenen wieder rückfällig geworden, haben den Drogenkonsum wieder aufgenommen oder sind in Schulungskurse gesteckt worden, in denen sie völlig kooptiert wurden. Hier in East Los Angeles gibt es beispielsweise ein Schulungsprogramm einer Organisation, die LUCHA heißt, ›League of United Citizens to Help Addicts‹

[2] Ehe Eldridge Cleaver im Dezember 1966 nach neunjähriger Haft auf Bewährung aus dem Soledad Prison in Kalifornien entlassen wurde, hatte er die Autobiographie ›Soul on Ice‹ (›Seele auf Eis‹) geschrieben, die von der *New York Times* 1968 auf die Liste der zehn bedeutendsten Bücher des Jahres gesetzt wurde und vor allem auch in Gefängnissen große Verbreitung fand. Cleaver hatte im Soledad Prison außerdem Kurse über afro-amerikanische Geschichte und Kultur organisiert.

(›Liga der Vereinigten Bürger zur Hilfe Drogensüchtiger‹). Sie wird von einem ehemaligen Strafgefangenen geleitet, ist die reaktionärste Organisation in unserer Gemeinde und wird vollständig vom Staat finanziert. Ihr Leiter trifft sich täglich mit Vertretern der Polizeibehörden, und es spricht vieles dafür, daß dieser Mann, der angeblich Strafentlassenen helfen soll, selbst Drogen konsumiert und propagiert.

Wir mußten uns eingestehen, daß wir Gefangene nicht effektiv genug organisieren konnten, und zwar aus zwei Gründen: einmal wegen der Menge der erforderlichen Arbeit; zum anderen, weil wir eine disziplinierte Organisation aufbauen wollten. Nicht, daß wir uns gescheut hätten, diese Arbeit zu übernehmen, aber wir fanden, daß wir dort anfangen sollten, wo wir die größten Erfolgsaussichten hatten. Und unser Feld war nun einmal die Arbeiterschaft. Wenn wir da eine disziplinierte Organisation aufbauen wollten, konnten wir es nicht riskieren, mit Leuten zu arbeiten, die etwa Drogen mitbrachten.

Wir wollten ein Organ schaffen, mit dem wir die Mehrheit unseres Volkes erreichen und aufklären konnten; und die Mehrheit unseres Volkes ist die Arbeiterklasse, jene Klasse, ohne die es keine erfolgreiche Revolution geben wird. Deshalb gründeten wir das ›Labor Committee‹. Was die Arbeiterklasse braucht, ist eine stichhaltige Analyse der Gesellschaft, und das zu liefern, haben nur wenige Organisationen ernsthaft versucht. Wir haben herausgefunden, daß uns der Arbeiter versteht, wenn wir ihm erklären, warum die Schulen so beschissen sind, warum die Polizei hinter uns her ist, warum man nichts bekommen kann, was seinen Preis wirklich wert ist oder warum man keinen anständigen Lohn erhält. Und der Arbeiter versteht das, weil er arbeitet und selbst Bestandteil der Produktionsmittel ist. Selbst wenn er nicht über deren Kontrolle verfügt, weiß er, daß er als Hebel zur Nutzung dieser Produktionsmittel dient. Wenn man dagegen den Lumpen diese Sachverhalte klarzumachen versucht, hat man immer den Eindruck, sich in einem Vakuum zu bewegen, denn es ist schwierig, sich mit Leuten zu unterhalten, die nicht eine strenge Disziplin und Organisation gewohnt sind. Und das ist das Hauptproblem in unserer Bewegung. Es gibt anarchistische Strömungen in allen Fraktionen der Bewegung. Viele Leute glauben, einfach auf den fahrenden Zug aufspringen zu können, aber es fehlt ihnen an Stetigkeit und Durchhaltevermögen. Und das ist es, was wir vor allem brauchen.

Los Angeles ist eine der am wenigsten organisierten Städte in diesem Land. Millionen von Dollars wurden von den korrupten Gewerkschaften hier in die Organisation der Arbeiterschaft investiert, doch völlig umsonst. Denn auf der einen

Seite stehen die Bosse, und die Bosse mögen die Gewerkschaften nicht. Auf der anderen Seite haben die Arbeiter erkannt, wie korrupt die bestehenden Gewerkschaften sind und sagen sich, wozu soll ich 10 Dollar für meinen Schutz ausgeben, wenn mir die Gewerkschaften keinerlei Schutz bieten. Das ist die Situation der Arbeiter in Los Angeles, und das sind die Widersprüche, die wir herauskristallisieren müssen, indem wir in allen Fabriken unabhängige Gewerkschaftsgruppen bilden und diese Probleme organisatorisch und inhaltlich in Angriff nehmen. Darin besteht unsere Aufgabe: die Avantgarde der Arbeiter anzusprechen und sie zum Nachdenken zu bringen und in den Fabriken die organisatorische Basis aufzubauen, um die Mehrheit unseres Volkes zu erreichen.

Eine Reihe von Gruppen, die von sich behaupten, Gemeindearbeit zu leisten, haben sich noch nicht einmal die Mühe gegeben, herauszufinden, woraus unsere Gemeinde besteht. 85 bis 90 Prozent unserer Gemeinde sind Arbeiter. Wenn man also der Gemeinde helfen will, hat man den Arbeitern zu helfen, denn allein dadurch kann man der Gemeinde helfen. Aber diese Gruppen haben sich selbst isoliert und nicht das wesentliche Faktum anerkannt, daß es ohne eine organisierte Arbeiterklasse keine Revolution geben wird.

Ein anderes Problem, mit dem wir uns befassen müssen, sind die sogenannten Illegalen. Wir aber betrachten diese Leute ohne Papiere nicht als Illegale, denn die Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten ist eine politische Grenze, die einzig der herrschenden Klasse auf beiden Seiten dient und es erlaubt, Arbeiter gegen Arbeiter auszuspielen. Man holt ein paar Arbeiter von der anderen Seite und macht damit hier die Arbeitskraft billiger. Ganze Familien kommen hier über die Grenze, um für einen Dollar dreißig in der Stunde in Fabriken zu arbeiten. Es gibt Mexikaner, die den Bossen die Häuser putzen, um in deren Gunst zu stehen. Es gibt Leute, die bis zu 1000 Dollar zahlen, um einen Arbeitsplatz in der Fabrik zu erhalten, damit sie ihre Familie ernähren können. Das sind die Auswirkungen des Imperialismus. Das System ist so korrupt, daß ein Arbeiter, der nicht bei 250 Grad (Fahrenheit) Hitze am Hochofen arbeiten will, seinem Vorarbeiter ein Schmiergeld von 50 Dollar geben muß. Doch das sind die Bedingungen, unter denen wir hier zu leben haben, und das sind die Bedingungen, die uns dazu drängen, für eine sozialistische Gesellschaft zu kämpfen. Denn das ist unser Ziel.

Fünfter Teil
Indian Power

Die Besetzung der Gefängnisinsel Alcatraz in der San Francisco Bay im November 1969 durch eine Gruppe militanter Indianer war die erste Aktion, durch die der Öffentlichkeit über die Grenzen der USA hinaus die Existenz einer indianischen Protestbewegung in das Bewußtsein gerufen wurde, die mehr Gemeinsamkeiten mit der militanten ›Black Power‹-Bewegung als mit den Zielen der älteren Bürgerrechtsbewegung zu haben schien. Zwar gibt es noch heute keine indianische Organisation, die der Black Panther Party oder der Young Lords Party vergleichbar wäre, doch gelten der neue Nationalismus und das Aufgreifen militanter Taktiken als Vorstufe eines revolutionären Bewußtseins, das die Indianerbewegung zum erstenmal in die Nähe revolutionärer Organisationen anderer Volksgruppen bringt. Ihr Nachhinken vor allem hinter der schwarzen Bewegung, die so alt ist wie die weiße Vorherrschaft in den USA, erklärt sich aus der besonderen historischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Situation der amerikanischen Indianer.

Die Zahl der Indianer in den USA ist kaum verläßlich anzugeben. Rechnet man nur diejenigen, die in abgegrenzten Gebieten auf ihre traditionelle Weise leben, kommt man auf etwa 750 000. Zählt man alle, die indianischer Abstammung sind, so schwanken die Schätzungen zwischen 5 und 15 Millionen. Fest steht, daß sich die Zahl der Indianer in den USA seit der Jahrhundertwende verdoppelt hat.

Das Verhältnis der Indianer zum amerikanischen Herrschaftssystem und zur dominierenden weißen Gesellschaft ist seit ihrer Zerschlagung und Ansiedlung auf Reservaten bestimmt durch die ›treaties‹ (Verträge), die die Bundesregierung in Washington mit den verschiedenen Stämmen schloß. Die ›treaties‹ verpflichteten die Indianer zur Einhaltung der territorialen Beschränkungen, sollten ihnen aber andererseits gewisse Dienstleistungen der Regierung garantieren, vor allem Sicherstellung der Ernährung, Schul- und Gesundheitswesen. Doch der Wortlaut der ›treaties‹ wurde von der Bundesregierung und dem Büro für Indianische Angelegenheiten (BIA)[1], das als Arm der Regierung über die Einhaltung der Verträge

[1] Das Bureau of Indian Affairs wurde 1834 als Abteilung des Kriegsministeriums gegründet. 1849 wurde es dem Innenministerium unterstellt.

wachen sollte, nie erfüllt. Die letzten ›treaties‹ wurden 1871 geschlossen; danach gab es nur noch ›agreements‹ (Vereinbarungen), die kaum legislative Kraft besaßen.
Die Jahrzehnte zwischen 1870 und 1920 waren gekennzeichnet durch schärfste Unterdrückung und Machtmißbrauch seitens der Regierung und des BIA.
1887 wurde die Indian Allotment Act verabschiedet, ein Gesetz, nach dem jede Familie etwa 160 Morgen Land erhalten sollte und hinter dem die Absicht stand, die indianische Minderheit in die weiße Landbevölkerung zu assimilieren. Da die Indianer aber weder landwirtschaftlich noch technologisch auf die Farmwirtschaft vorbereitet worden waren, ging das Land durch Steuerschulden und Spekulationen Weißer schnell wieder verloren, ganz davon abgesehen, daß die Farmwirtschaft auf Familienbasis bereits zu dieser Zeit im Sterben lag.
1928 veröffentlichte die Brookings Institution den sogenannten Meriam Report, der von Innenminister Hubert Work in Auftrag gegeben worden war und die katastrophale gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Indianer enthüllte. Die vorgeschlagenen Verbesserungen scheiterten nicht zuletzt an der einsetzenden Depressionsphase. Erst die Wahl Franklin D. Roosevelts und die Ernennung von John Collier zum Indian Commissioner 1934 markierte einen Wandel in der Beziehung Washingtons zu den Indianern. Collier strebte einen Mechanismus der indianischen Selbstregierung an, der es den Stämmen erlauben sollte, als eigenständige Gemeinden mit der Regierung und der weiteren Gesellschaft Abkommen zu treffen und Handel zu betreiben. Doch ehe die Voraussetzungen für die wirksame Ausfüllung der Indian Reorganization Act von 1934 geschaffen worden waren, traten die USA in den Zweiten Weltkrieg ein und stellten die Indianerfrage hinter den Kriegsanstrengungen zurück.
Die Nachkriegsphase und die fünfziger Jahre waren bestimmt durch den ›relocation-reservation-termination‹-Plan, der die mehr oder weniger zwangsweise Auflösung der Reservate, die Einstellung aller Dienstleistungen seitens der Regierung und die Ansiedlung der indianischen Bevölkerung in Großstädten anstrebte, wo sie in die unterste Ebene der Industriewirtschaft integriert werden sollte. Soweit dieser Plan überhaupt realisiert werden konnte, zeigte sich, daß er mehr Probleme schuf als löste. Das augenscheinlichste Ergebnis der ›relocation‹-Politik war das Entstehen indianischer Großstadtghettos.
Die Integration in die herrschende Gesellschaft mußte am amerikanischen Rassismus ebenso scheitern wie an der indianischen Eigenart, den engen Stammes- und Familienbanden, der Ablehnung der amerikanischen Ideale und des ›American

way of life‹, die die Indianer stärker charakterisiert als jede andere Minderheit.
Der Protest gegen die ›relocation‹-Politik führte zur bisher bedeutendsten pan-indianischen Konferenz, der American Indian Chicago Conference, die unter Teilnahme von 210 Stämmen am 12. Juni 1961 begann und nach sieben Tagen mit der ›Declaration of Indian Purpose‹ endete, die dem Kongreß präsentiert wurde. Studentische Beobachter, die an der Konferenz teilgenommen hatten, bildeten im August 1961 das National Indian Youth Council (NIYC), die erste ausschließlich von Indianern geleitete progressive Organisation.
1964 leitete das NIYC zusammen mit dem Filmstar Marlon Brando und der Civil Liberties Union die erste große indianische Demonstration. Sie richtete sich gegen die Beschneidung der indianischen Fischereirechte in Washington State, die als weitere Verletzung der in den ›treaties‹ vereinbarten Rechte der betreffenden Indianerstämme angesehen wurde.
1968 beteiligten sich die Indianer am ›Marsch der Armen auf Washington‹ und demonstrierten damit vor aller Öffentlichkeit ihren Anschluß an die Protestbewegung der schwarzen Minderheit. ›Indian Power‹ als Äquivalent zu ›Black Power‹ wurde der Schlachtruf der militanten Indianerbewegung.

Lehman L. Brightman, Präsident der United Native Americans, San Francisco

Mein Name ist Lehman Brightman. Ich bin der Präsident von UNA, was steht für ›United Native Americans‹. UNA ist eine nationale (überregionale) indianische Organisation, die 1968 von mir und zwei weiteren Leuten gegründet wurde. Heute ist sie möglicherweise die größte indianische Organisation in den Vereinigten Staaten. Wir beziehen keine öffentliche finanzielle Unterstützung. Wir sind ein eingetragener Verein und von der Steuer befreit. Und wir gelten als eine militante Vereinigung. Ich selbst wende mich gegen das Etikett der Militanz, das man uns aufzudrücken versucht, denn ich habe meine eigenen Vorstellungen über Militanz. Aber wir wurden bereits 1968 als militant etikettiert, weil wir die erste indianische Organisation in den Vereinigten Staaten waren, die sich aktiv an den damaligen Bürgerrechtsbewegungen beteiligte, beispielsweise durch Streikposten, Boykotte, Demonstrationen und ähnliches.

Sie haben mich danach gefragt, wie weit die Geschichte der Indianer-Bewegung zurückreicht. Im Grunde genommen geht sie in die Zeit zurück, als die Weißen, die Schwarzen und die Orientalen zum erstenmal dieses Land betraten. Wir haben niemals lockergelassen. Es gab Perioden, in denen wir so vollkommen geschlagen waren, daß man von Phasen der Schlaffheit und des Stillstands sprechen kann. Was die gegenwärtige Indianer-Bewegung betrifft, so würde ich sagen, daß sie in den frühen 60er Jahren begann, um 1962/63 und 1964.

UNA, meine Organisation, und ich selbst wurden 1966 aktiv in die Bewegung verstrickt. Ich war damals Leiter des Indian Center in San Francisco, und meine Arbeit bestand im wesentlichen darin, Indianern Arbeitsplätze, Rechtshilfe, Nahrung und Unterkünfte zu beschaffen. Ich war ein Neuling in indianischen Angelegenheiten, denn ich war Fußballspieler und Lehrer. Ich spielte am College Fußball und in der US-Armee, und ich spielte ein wenig professionellen Fußball. Als Indianer stach ich überall hervor. Ich war einer der wenigen Indianer im Marineinfanteriekorps; ich diente als Marineinfanterist der Vereinigten Staaten und war in Korea. Ich war der einzige Indianer in unserer Schützenkompanie. Als ich am Oklahoma State College Fußball spielte, war ich der einzige Indianer im Fußballteam. Ich war der einzige Indianer in einem Leichtathletikteam, und ich war gewöhnlich überall der

einzige Indianer, denn nicht allzu viele Indianer schafften es bis zum College und zur Universität, besonders nicht zu jener Zeit, in den fünfziger und frühen sechziger Jahren.
Ich war in Kanada und versuchte, professionell Fußball zu spielen, aber ich zog mir eine Knieverletzung zu, verließ Kanada und kam nach Kalifornien, nach San Francisco, wo ich heute noch lebe, und hier versuchte ich, so gut wie möglich über die Runden zu kommen. Der erste Job, den ich bekam, war Parkplatzaufseher. Aber ich brauchte mehr Geld und fing an, nachts als Rausschmeißer in einem Nachtclub zu arbeiten. Dann wurde ich Lastwagenfahrer, tagsüber, weil das mehr Geld einbrachte. Und schließlich fand ich heraus, daß Kellner besser verdienen als Rausschmeißer, und da ich mir eines Nachts die Hand bei einem Kampf gebrochen hatte, wurde ich Kellner. Und ich war, soweit ich wußte, der einzige Indianer in San Francisco. Zwar lief ich hin und wieder jemandem über den Weg, der wie ein Indianer aussah, aber ich hatte niemals irgendwelche indianische Freunde, denn ich kannte kaum Leute hier. Aber schließlich zog meine Kusine aus South Dakota mit ihrem Mann hierher. Eines Nachts gingen wir auf einen Drink in eine Bar in San Francisco, und er hatte ein blaues Auge. Ich fragte ihn: Wo hast du nur dein blaues Auge her? Und er sagte: Ich war unten in der 16. Straße. Ich fragte: Was soll das heißen, die 16. Straße? Und er sagte: Das ist dort, wo all die Indianer herumhängen. Ich sagte: Ich habe noch nie davon gehört. Und er antwortete: Doch, da läuft eine ganze Menge rum, es gibt dort ein Indian Center und zwei oder drei Bars, in denen Indianer verkehren. Und ich sagte: Gut, laß' uns hingehen. Aber er sagte: Nein, bloß nicht, in diesen Bars ist der Teufel los; diese Indianer fallen über jeden her, der sich reinwagt.
Nach fünf oder sechs weiteren Drinks entschieden wir uns doch, runter in die 16. Straße zu gehen. Wir gingen zu dem Indian Center, und ich sah es mir an. Es liegt in einem üblen Stadtteil, einer wirklich armen Gegend, mit einer Menge Bars drumherum. Es ist eine Art Ghetto-Bezirk. Ich ging rein und sah mir die Räume an. Der ganze Eingang war mit Bier- und Whiskyflaschen übersät. Die Räume waren verkommen, sie brauchten neue Farbe und neue Möbel. Das bißchen, was sie hatten, war zerbrochen. Es fehlte an Büromaschinen und einfach an allem. Das einzige, was sie veranstalteten, waren Tanzabende, jeden Samstag, bei denen zu Schlagern getanzt werden konnte. Und am ersten Freitag jeden Monats gab es einen richtigen indianischen Tanzabend. Und in der San Francisco Bay Area leben rund zehntausend Indianer. Nun gut, ich fragte, warum möbelt ihr diesen Laden nicht ein bißchen auf? Und einer der Leute sagte: wir haben kein Geld, und wir

brauchen Leute, die uns helfen. Ich fing einfach an, ihn zu fragen, warum macht ihr nicht das, warum macht ihr nicht jenes. Und er sagte: Du hast gut reden, warum kommst du nicht runter und hilfst uns? Da sagte ich: Ich habe zwei Jobs zu erledigen, einen am Tag und einen nachts. Und er meinte, das ist die Scheiße; eine Menge Leute wie du haben ganz gute Ideen, aber sie wollen keine Zeit dafür opfern. Und das war das erstemal, daß ich mich wirklich getroffen fühlte, weil ich ein Indianer war, aber immer nur an mich selbst dachte. Und trotzdem ging es mir schlecht, ich hatte überhaupt kein Geld. Ich verdiente ein bißchen, indem ich zwei Jobs ausübte und mich selbst dabei umbrachte. Aber mein ganzer Lebensinhalt bestand darin, für mich, Lehman Brightman, ein angenehmes Leben aufzubauen, und nicht etwa anderen Indianern zu helfen. Und deshalb trafen sie mich wirklich zum erstenmal, als sie mich so bloßstellten. So sagte ich schließlich: ich glaube, ich werde runterkommen.

Also ging ich zu dem Treffen, das sie in der folgenden Woche hatten, und es ergab sich, daß sie einen Monat später Wahlen hatten. Sie fragten mich, ob ich nicht meinen Namen auf die Liste setzen und für den Aufsichtsrat kandidieren wolle. Aber ich sagte, nein, ich habe nicht die Zeit dazu. Und so stießen sie mich wieder darauf, indem sie sagten, wir haben eine Reihe Leute wie dich, die etwas anzubieten haben, aber nicht die Zeit dazu aufbringen. Sie brachten mich ganz schön in Verlegenheit, und schließlich sagte ich: O.K., ich werde kandidieren. Ich setzte meinen Namen auf die Liste, und irgendwie ergab es sich, daß ich in den Aufsichtsrat gewählt wurde.

Mit mir wurde eine Reihe anderer junger Leute in den Aufsichtsrat gewählt, und wir wurden einen Haufen alter Leute los, die nur herumsaßen und einen Nähclub aufmachen wollten und darüber sprachen, wie die Dinge erledigt werden sollten, aber selbst niemals etwas taten. Wir waren allerdings mehr junge Leute im Aufsichtsrat als alte, und so konnten wir sie überstimmen. Schließlich faßten wir unsere Ideen in einem Vorschlag zusammen und erwirkten eine Finanzhilfe aus den Fonds für die sogenannten Armutsprogramme. Als wir das Geld erhielten, konnten wir einen Leiter anstellen, einen stellvertretenden Leiter, einen Sekretär, einen Prokuristen und zwei Sachbearbeiter, die den neu ankommenden Indianern bei der Suche nach Arbeitsplätzen helfen sollten. Doch nach einer Weile entpuppten sich die Leute, die wir angestellt hatten, als ziemlich nutzlos. Wir hatten uns bei den Anstellungen überstürzt, und sie nahmen den Job nicht ernst genug; deshalb schmissen wir sie wieder raus. Wir konnten einfach keinen qualifizierten Leiter finden. Und da ich der einzige greifbare Indianer war, der eine gewisse Bildung hatte, frag-

ten sie mich, ob ich nicht der Leiter werden möchte, und ich sagte zu. Ich war ja noch Lastwagenfahrer, aber sie zahlten mehr, als ich als Lastwagenfahrer oder Barkellner verdienen konnte. Also nahm ich den Job an. Aber ich wußte so gut wie nichts über das Büro für Indianische Angelegenheiten und wie es funktionierte.

Ich bin ein Indianer. Ich wurde in South Dakota auf einem Indianer-Reservat geboren. Meine Mutter war eine Sioux, mein Vater war ein Creek aus Oklahoma. Beide besuchten eine Internatsschule der Regierung. Wir lebten eine Zeitlang in South Dakota und dann in Oklahoma, und ich wuchs in öffentlichen Volksschulen auf. Und so lernte ich, mich gegenüber den Weißen und allen anderen Nationalitäten zu behaupten. Ich habe mich nie zurückgehalten, wie das Indianer normalerweise tun. Ich lernte diesen Konkurrenzkampf, indem ich in weiße Schulen ging und mich auf dem athletischen Feld behauptete. Ich behauptete mich in Korea, ich setzte mich in den Volksschulen durch, und ich setzte mich überall durch. Ich kann mich überall mit dem weißen Mann messen und es ebenso gut oder besser machen, wenn ich will. Und ich bin einer der wenigen, die genug Bildung haben und weiße Schulen besuchten, um mein Licht nicht unter den Scheffel stellen zu müssen.

Also ließ ich mich umstimmen und nahm den Job als Leiter des Indian Center an. Das erste, was ich tat: Ich sagte, laßt uns den Laden neu streichen. Wir holten eine Reihe von Angeboten ein, aber keines lag unter dreitausend Dollar. Ich sagte, zum Teufel, wir haben nicht so viel Geld, es ist zu teuer, laßt es uns selbst machen. So kauften wir für dreihundertfünfzig Dollar Farbe und einen Haufen Pinsel, gingen an die Arbeit und strichen den ganzen Laden in einer Woche neu. Dann fand ich jemanden, der uns ein Neonzeichen über den Eingang machte, für den halben Preis. Wir hatten nichts, womit sich die indianischen Kinder beschäftigen konnten, wenn sie in das Indian Center kamen. Aber auch da fand ich einen Mann, der uns zwei Billardtische gab. Jedes Spiel kostete einen Quarter, aber der Mann gab uns die Tische umsonst. Wir teilten lediglich die Einnahmen. Und wir nahmen in der Woche 70 oder 80 Dollar ein mit diesen Tischen. Dann stellte ich eine Bowlingmaschine auf, und wir bekamen Automaten für Süßigkeiten und Zigaretten. Und alle diese Maschinen brachten uns Geld ein. Dann setzten wir uns daran, Arbeitsplätze für Indianer zu finden, indem wir ganz folgerichtig vorgingen. Wir nahmen uns einfach die Telefonbücher vor und gingen alle Fluggesellschaften durch, alle Arbeitsvermittlungsstellen usw., und wir fanden tatsächlich Jobs für Indianer. Aber noch immer wußte ich nicht genug über die Probleme,

mit denen sich Indianer in den Städten herumschlagen mußten. Ich kannte die Probleme in den Reservaten ganz gut, aber was in den Städten los war, wußte ich nicht, bis ich schließlich meinen ersten Geschmack davon erhielt.
Normalerweise kamen Indianer zu uns, die durch die sogenannten ›relocation programs‹ (Umsiedlungsprogramme) aus den indianischen Reservaten herausgeholt worden waren. Die Umsiedlungsprogramme wurden vom Büro für Indianische Angelegenheiten entwickelt, um die Indianer aus den Reservaten in die Städte zu bringen. Dort werden sie in Kurse gesteckt, in denen sie eine Berufsausbildung als Schweißer, Friseur oder Mechaniker erhalten. Das sind die Berufe, die sie hauptsächlich für Männer vorgesehen haben. Frauen werden Krankenschwestern, Zahnarzthelferinnen und Kosmetikerinnen. So kommt es, daß wir wahrscheinlich die Rasse sind, die am meisten Schweißer, Friseure und Mechaniker pro Kopf der Bevölkerung hat. Im Grunde wollen sie nur eine Rasse minderwertiger Arbeiter aus uns machen, denn sie stecken alle unsere Männer in berufskundliche Kurse, wo sie am Ende nur irgendwelche Dreckarbeiten lernen, aber wir bekommen niemals genug Geld, um eine College-Ausbildung zu erwerben.
Kurz und gut, das Büro für Indianische Angelegenheiten bringt die Leute durch die Umsiedlungsprogramme von den Reservaten in die Städte. Das ist eine Reise ohne Rückfahrschein. Denn wenn sie einmal in den berufskundlichen Kursen stecken, aber keinen Abschluß machen, sind sie ganz auf sich gestellt und niemand zahlt ihnen die Rückreise in das Reservat. Machen sie den Kurs zu Ende, beispielsweise als Schweißer, aber es findet sich kein Arbeitsplatz als Schweißer, werden sie dich als Tellerwäscher oder ähnliches unterbringen. Das ist falsch, aber nichtsdestoweniger versuchen sie, die Indianer aus den Reservaten herauszukriegen. Sie kümmern sich wirklich einen Dreck darum, was mit den Leuten geschieht, solange sie sie nur in die Städte kriegen, um uns in die herrschende weiße Mittelstandsgesellschaft zu integrieren.
Das ist ein Punkt, über den sich viele Leute im unklaren sind: Indianer wollen wirklich nicht in die herrschende weiße Mittelstandsgesellschaft aufgenommen werden. Die Schwarzen haben das jahrelang versucht, aber man hat sie zurückgestoßen. Doch zur gleichen Zeit, da sie die Schwarzen zurückstoßen, versuchen sie, die Indianer hereinzuziehen. Aber wir wollen nicht rein. Die Schwarzen wollten rein.
Nun gut, nachdem durch die berufskundlichen Kurse viele Indianer in die Bay Area kamen, die keinen Arbeitsplatz finden konnten, fingen wir an, diese Leute in das Indian Center zu holen und uns um sie zu kümmern. Damit fing ich an,

einige ihrer Probleme kennenzulernen. Sie wußten nicht, wie man mit dem Bus fährt. Sie wußten nicht, wie man ein Bewerbungsschreiben aufsetzt. Und es gibt eine Reihe psychologischer Dinge, die man ihnen einzureden versuchte, zum Beispiel: Wenn du ein Bewerbungsschreiben aufsetzt, schreibe groß; das bedeutet, du denkst weit. Schreibst du klein, so denkst du engstirnig und zu bescheiden. Also tritt großspurig auf und blicke einem Mann in die Augen, wenn du mit ihm sprichst. Aber Indianer starren sich nicht in die Augen, wenn sie miteinander reden. Das ist Teil unserer Tradition und Kultur. Ich werde wild wie der Teufel, wenn mir jemand bei einem Gespräch ständig in die Augen starrt. Und doch sagen die Weißen, wenn dir ein Mann nicht in die Augen sieht, sagt er nicht die Wahrheit. Nun, Indianer denken anders darüber, weil wir nicht gewöhnt sind, uns in die Augen zu starren.

Also machten wir uns daran, ihnen klarzumachen, daß sie einigen dieser Weißen in die Augen blicken müssen, wenn sie mit ihnen reden. Wir brachten ihnen bei, groß zu schreiben. Wir zeigten ihnen, wie man Bus fährt und was sonst noch. Das alles hätten sie auf dem Reservat lernen müssen, ehe sie das Büro für Indianische Angelegenheiten in die Städte umsiedelte. Sie konnten sich in den Städten einfach nicht zurechtfinden. Und deshalb ging ich zu dem Büro für Indianische Angelegenheiten und fragte, warum sie einige der Leute nicht wieder in die Reservate zurückschicken. Das war, als ich zum erstenmal Wind davon bekam, wie miserabel das BIA wirklich ist. Die sagten tatsächlich: Das ist eine Reise ohne Rückfahrschein; wir bringen sie hierher, aber wenn sie es nicht schaffen, müssen sie selbst sehen, wie sie zurechtkommen. Und damals begann meine rasende Wut auf das BIA, als ich herausfand, wie es wirklich arbeitet.

Sie bringen einen Mann samt Frau und Kindern hierher, die ganze Familie. Leute zwischen 18 und 35 Jahren. Und wenn jemand hier ist und krank wird, nachdem er den berufskundlichen Kurs hinter sich hat, und er hat kein Geld, einen Arzt aufzusuchen, muß er zum Büro für Indianische Angelegenheiten. Aber die geben ihm keine ärztliche Behandlung. Sie sind vollkommen auf sich selbst gestellt. Wir hatten einige Indianer, die zu uns kamen, weil sie dringend ärztliche Hilfe brauchten. Ich brachte sie zum US Public Health Hospital (Krankenhäuser unter staatlicher Kontrolle), denn Indianer haben auf jedem Reservat Anspruch auf kostenlose Behandlung durch das US Public Health Hospital. Sobald sie aber das Reservat verlassen und in der Stadt ein US Public Health Hospital aufsuchen, erhalten sie keine kostenlose Behandlung. Du bist immer noch Indianer, aber du bekommst keine Hilfe.

Du mußt vielleicht 100 oder 200 Meilen weit reisen, um auf irgendeinem indianischen Reservat kostenlos behandelt zu werden. Und deshalb fingen wir an, gegen diese Regelung zu kämpfen.
Schließlich hatte ich die Schnauze von der Arbeit im Indian Center gestrichen voll, denn ich gelangte mehr und mehr zu der Überzeugung, daß ich nicht genug tun konnte. Ich fühlte mich verärgert, frustriert und angeekelt und dachte, es muß doch eine Organisation irgendwo in diesem Lande geben, die wirklich für die Indianer eintritt, eine Art militanter oder aggressiver Gruppe. Aber es gab keine. Wir haben eine nationale Organisation, die wahrscheinlich die größte indianische Organisation in den Vereinigten Staaten ist, NCAI genannt, National Congress of American Indians. Das ist eine alteingesessene Gruppe, die ursprünglich von Leuten gebildet worden war, die Angestellte des Büros für Indianische Angelegenheiten waren. So kann man wirklich nicht sagen, daß diese Gruppe besonders aggressiv oder militant ist. In Wirklichkeit konnte man sie eher mit einer Organisation der Schwarzen vergleichen, dem NAACP, was im Vergleich zu den ›Black Panthers‹ oder den ›Black Muslims‹ tatsächlich eine konservative Organisation ist.[1]
Es gab noch eine andere Organisation zu dieser Zeit, und das war NIYC, das National Indian Youth Council. In den frühen sechziger Jahren war das die einzige indianische Organisation im Land, die einigermaßen kämpferisch vorging. Sie gab eine Zeitung heraus, *ABC* hieß sie, die zu dieser Zeit als militant und progressiv galt. Ich wollte Mitglied werden, aber sie wollten mich nicht haben. Sie hatten eine ganz gute Führungsgruppe, doch die Organisation unternahm keine Anstrengung, aktiv nach Mitgliedern zu suchen und zu wachsen. Ich glaubte, ich hätte etwas anzubieten, denn ich hatte durch die Arbeit im Indian Center eine Menge gelernt, und ich wußte, was in Reservaten los war. Aber sie waren nicht an mir interessiert. Und da stand ich nun; ich hatte das Indian Center verlassen und das National Indian Youth Council wollte mich nicht, und ich war ziemlich wütend, frustriert und angeekelt, und ich sagte mir, es muß doch eine Organisation geben, die mit Leuten wie mir etwas anfangen kann.
Nun, ich setzte mich mit einigen Leuten zusammen und wir

[1] NAACP, National Association for the Advancement of Colored People, 1910 gegründete konservative Bürgerrechtsbewegung. ›Black Muslims‹ sind die Anhänger der seit 1934 von Elijah Muhammed geleiteten ›Nation of Islam‹, die sich vor allem unter dem Einfluß von Malcolm X, der 1952 bis 1964 Mitglied der ›Nation of Islam‹ war, zur führenden natignalistischen Organisation der Afroamerikaner entwickelt hat. Im Gegensatz zu dem revolutionären Nationalismus der Black Panther Party propagiert die ›Nation of Islam‹ einen Kulturnationalismus, der die Rassenfrage über die Klassenfrage stellt und damit letztlich in die Hände der ›Schwarzen Bourgeoisie‹ spielt.

bildeten unsere eigene Gruppe. UNA nannten wir sie: ›United Native Americans‹. Wir haben diese Gruppe gebildet, um Indianern auf jede nur mögliche Weise zu helfen, sei es nun durch Boykotte, Streikposten oder Demonstrationen. Wir haben all das hinter uns. Wir haben auch Landbesetzungen durchgeführt. Von den 23 Leuten, die Alcatraz zuerst besetzten, waren zehn bis 15 Mitglieder von UNA. Ich selbst habe 1970 die Besetzung von Mount Rushmore[2] in South Dakota angeführt. Wir organisierten Boykotte und streikten gegen das Büro für Indianische Angelegenheiten. Wir bildeten auch Streikposten vor dem US Public Health Service, weil es Indianern keine angemessenen ärztlichen Einrichtungen zur Verfügung stellt. Und dann streikten wir gegen die Armutsprogramme hier in San Francisco, weil sie Schwarze und Mexikaner unterstützten, aber keine Indianer. Dadurch zwangen wir sie, zum erstenmal auch Indianern Geld zu geben. Im Jahr darauf kamen wir wieder und zwangen sie, uns mehr Geld zu geben. Von den zwei oder drei Millionen Dollar, die in die Armutsprogramme der Bay Area flossen, erhielten die Indianer nur runde 70 000 Dollar. Und dabei sind wir die Ärmsten unter den Armen und mußten streiken, um etwas von dem Geld zu bekommen. Doch durch diese Erfolge begannen wir auch, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf uns zu lenken.

Die erste Konfrontation, an der wir uns beteiligten, fand in Oakland, Kalifornien, statt. Wir hatten UNA gerade gegründet und etwa zehn Mitglieder, als sich in Oakland eine Organisation bildete, die ›Oakland American Indian Association‹, um Indianern mit Arbeitsbeschaffung, Rechtshilfe, Unterkünften und Verpflegung zu helfen. Doch es ergab sich, daß ein weißer Mann die Organisation leitete, und der Aufsichtsratsvorsitzende war ebenfalls ein Weißer. Wir waren der Ansicht, daß eine indianische Organisation ausschließlich von Indianern geleitet werden sollte. Der Weiße, der die Organisation leitete, war ein ehemaliger Priester, und der Aufsichtsratsvorsitzende hatte eine Menge Grundbesitz. Er managte es, daß die Organisation in eines seiner Häuser zog. Dann lieh er den übrigen Aufsichtsratsmitgliedern Geld, um Autos zu kaufen oder Stereo-Anlagen, und er verkaufte ihnen Wohnungen aus seinem Besitz, auf Kredit. Damit hatte er alle Mitglieder des Aufsichtsrats unter seiner Fuchtel; sie waren ihm einfach verpflichtet. Er beherrschte sie mit eiserner Faust. Dann fanden wir heraus, daß man ihm nachsagte, homo-

[2] Die Besetzung von Mount Rushmore begann am 29. August 1970 und dauerte annähernd drei Monate. Mount Rushmore liegt in den Black Hills in South Dakota und gilt nationales Heiligtum. Die Bergkuppen bilden riesige Skulpturen mit den Gesichtern der amerikanischen Präsidenten.

sexuell zu sein. Ob das stimmt oder nicht, ist unwesentlich, aber er besaß eine Pension für Männer und eine Pension für Mädchen, und wenn das Büro für Indianische Angelegenheiten neue Indianer in die Stadt brachte, quartierte er sie in seinen Pensionen ein. Nun gut, er hatte Lesbierinnen, die das Mädchenpensionat leiteten, und Homosexuelle, die das Männerpensionat beherrschten. Wenn nun ein Indianer betrunken nach Hause kam, nahmen die sich dessen an und schlossen ihn in einer Trinkerzelle im Untergeschoß ein. Das ist gegen die Feuerbestimmungen. Die Leute hätten dort sterben können. Und einige dieser Indianer kamen zu uns und beschwerten sich über diese ›Oakland American Indian Association‹ und die Homosexuellen, die ihnen unsittliche Anträge machten, und sie sagten, daß sie ausziehen wollten.

Zu dieser Zeit ergab es sich, daß der Commissioner of Indian Affairs[3] aus Washington hierherkam, um sich über Probleme der städtischen Indianer zu informieren. Ich ging zu der Versammlung, meldete mich zu Wort und fragte den Commissioner, nachdem ich die ganze Angelegenheit vorgetragen hatte, ob er etwas unternehmen werde, und er sagte ja. Mit mir war eine der Frauen, die in dieser ›Oakland American Indian Association‹ als Beraterinnen angestellt waren, und von ihr hatte ich die meisten Informationen. Am nächsten Tag wurde sie auf die Straße gesetzt. Ich ging zu dem Leiter der Organisation und sagte ihm, daß er die Frau nicht rauswerfen könne, weil sie mich informiert habe, und daß sie sehr beliebt in der indianischen Gemeinde sei. Die Frau hatte nur ein Bein. Doch der Mann sagte mir, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Ich antwortete ihm: Wenn sie nicht wieder eingestellt wird, werden wir es auf die eine oder andere Weise erzwingen. Aber der Mann lachte mich nur aus und so beendeten wir die Unterhaltung. Ich berief sofort eine Versammlung aller indianischen Organisationen in der San Francisco Bay Area ein und schlug vor, etwas zu unternehmen. Alle stimmten mir zu und sagten, ja, das ist furchtbar, aber keiner wollte etwas tun. Ich schlug vor, Streikposten um die Organisation in Oakland zu bilden, aber sie sagten, bloß nicht, das ist nicht die indianische Art. Nun, das war 1968. Und die sagten, nein, das ist nicht die indianische Art, Indianer streiken nicht, die machen keinen Aufruhr und all die Dinge, die man von Schwarzen und Mexikanern kennt. Es heißt doch, die Indianer seien großmütig und stoisch und all der Scheißdreck. Diese Stereotypen stammen von den Weißen. Und so sagte ich ihnen: Hört mal zu; ich habe eine andere Meinung. Wenn ich rausgehen und streiken will, und

[3] Oberster Beamter des Bureau of Indian Affairs, wird vom Innenminister ernannt, gegenwärtig Louis Bruce.

ich bin Indianer, dann ist das die indianische Art. Ich bin mir verdammt sicher, daß Geronimo[4], Crazy Horse[5] und all diese großen indianischen Führer, die wir in der Vergangenheit hatten, nicht umherrannten und sich den Schädel darüber zerbrachen, ob es die indianische Art war, wie sie ihre Heime, Frauen und Kinder beschützten. Wenn ihr nicht mitmachen wollt, braucht ihr nicht; von mir aus könnt ihr auf dem gottverfluchten Abstellgleis hocken bleiben, auf dem ihr schon die ganzen letzten zwanzig Jahre sitzt. Wir werden etwas unternehmen, UNA, meine eigene Organisation wird etwas unternehmen.

Nun gut, wir hatten zehn Mitglieder, und einige von ihnen arbeiteten. Aber wir waren entschlossen, die Organisation in Oakland zu bestreiken. Also gingen wir rüber, malten ein paar Plakate und stellten sie auf. Meine Frau machte mit, ich selbst, mein Sohn Crazy Horse, der gerade acht Monate alt war, und drei Frauen. Es war das erstemal, daß einer von uns Streikposten stand. Wir waren ziemlich verlegen, unsere Plakate waren zu klein, wir machten keinen Lärm und waren einfach zu wenige. Doch nachdem wir so einige Stunden auf Streikposten gestanden hatten, kam ein weißer Mann, der uns von seinem Bürofenster aus beobachtet hatte und fragte, weshalb wir streikten. Ich erklärte es ihm, und er meinte: Schön und gut, aber warum macht ihr keinen Lärm, ihr müßt mehr Lärm machen. Habt ihr die Presse verständigt? Und ich sagte: Nein, warum? — Das müßt ihr aber, sagte er, woher sollen die wissen, was ihr wollt? Und ich sagte: Zum Teufel, ich weiß es auch nicht. So meinte er: Gut, komm mit in mein Büro und laß' dir etwas zeigen; ich habe schon einigen Organisationen angehört und einige Erfahrung mit Streikposten und ähnlichem. — Er hatte eine Liste sämtlicher Fernseh-, Rundfunk- und Zeitungsadressen in der Bay Area, und ich rief bei der erstbesten an und erzählte, was wir taten. Die erste Frage war: Wer sind Sie? Und ich sagte: Ich bin Lehman Brightman. Die Antwort: Wir haben noch nie von Ihnen gehört; wie heißt denn Ihre Organisation? UNA, sagte ich, United Native Americans. Tut uns leid, auch noch nie gehört, war die Antwort. Und ich sagte: Das ist möglich, wir haben uns erst vor ein paar Monaten gebildet. Aber sie antworteten: Wißt ihr was, ruft nicht an, wir rufen zurück. Mit anderen Worten, sie waren nicht interessiert. Ich hängte auf.

[4] Geronimo, Chiricahua Apache, 1829 geboren, starb 1909 in Fort Sill, Oklahoma, wo er 23 Jahre lang als Gefangener lebte, nachdem er sich in der Entscheidungsschlacht 1886 ergeben mußte.

[5] Crazy Horse, Oglala Sioux, zerschlug am 25. Juni 1876 am Little Big Horn River zusammen mit Sitting Bull und Gall Custers Seventh Cavalry. Custer und sämtliche Soldaten wurden getötet. Crazy Horse mußte sich schließlich ergeben, um seine 900 Krieger vor dem Erfrieren und Verhungern zu retten, wurde verraten und am 5. September 1877 ermordet.

Und der Mann fuhr mich an: Du bist nicht militant genug, sei doch aggressiver. Also rief ich die nächste Nummer an und erklärte: Wir bestreiken hier eine Organisation wegen eines Beispiels der Diskriminierung, und wir hätten gern eine Berichterstattung darüber. Wie viele seid ihr?, war die Antwort, und ich sagte: sechs. — Das sieht aber gar nicht nach einem Streik aus; wir werden hier eine Meldung machen. — Und fertig war das Gespräch.
Der Mann sah mich bloß wieder an und sagte: Du mußt aufdringlicher sein, wenn du etwas erreichen willst. Also rief ich den nächsten an: Hallo, ich bin Lehman Brightman. Ich bin der Präsident einer nationalen indianischen Organisation. Wir haben uns gerade erst formiert. Wir sind bloß eine Ortsgruppe, aber wir haben eine nationale Organisation. Wir streiken hier wegen eines Falles von Diskriminierung und wollen Ihre Berichterstattung. — Ich bat nicht darum, ich sagte, wir wollen. Und sie fragten: Wie viele seid ihr? Ich log: Es müssen 20 oder 30 sein, in voller indianischer Kriegskleidung. Und sie sagten: Wir werden in ein paar Stunden runterkommen, wir haben gerade niemanden frei, aber wir werden jemanden abzweigen können und runterschicken.
Es war das erstemal, daß es in der Bay Area eine Berichterstattung über streikende Indianer gab. Es gab einen Fernsehbericht, und ich wurde gefragt, warum wir streikten. Ich stotterte und stammelte mich fast zu Tode, aber schließlich überstand ich es. Am nächsten Tag riefen wir natürlich weitere Fernsehgesellschaften an. Wir streikten drei Tage lang und erreichten die gesamte Presse der Bay Area. Wir bekamen acht Fernsehprogramme, in Kanal 2, 3, 4, 5, 7, 9, 44 und 20, dazu drei oder vier Rundfunkprogramme und alle drei Zeitungen der Bay Area. Zum erstenmal konnte jedermann in diesem Land Indianer streiken sehen. Nur Schwarze und Mexikaner taten das ja bisher, nicht die Indianer. Wir haben sozusagen mit der Tradition gebrochen. Junge Indianer, die uns im Fernsehen gesehen hatten, kamen zu uns und fragten, ob sie helfen könnten. Und innerhalb der drei Tage müssen es einige hundert Indianer gewesen sein, die uns unterstützt haben.
Aber trotz der ganzen Publizität hatten wir noch nicht erreicht, daß der ›Oakland American Indian Association‹ die Subvention durch öffentliche Gelder aus den Armutsprogrammen entzogen wurde. Doch wir erfuhren, daß der Bürgermeister von Oakland in einem Komitee saß, das für die Verteilung der Gelder verantwortlich war. Also bildeten wir Streikposten gegen den Bürgermeister von Oakland. Und wieder kam die gesamte Presse. Schließlich erreichten wir, daß die Gelder gesperrt wurden und die Frau wieder eingestellt wer-

den mußte. Es dauerte zwar zwei Monate, aber sie erhielt eine Nachzahlung für die gesamte Zeit, in der sie arbeitslos war. Und wir erreichten, daß der weiße Mann aus dem Aufsichtsrat rausgeschmissen wurde, daß der Leiter der Organisation rausgeschmissen wurde, und daß statt dessen Indianer angestellt wurden. Das war ein großer Sieg für uns. Und ganz plötzlich fing unsere Organisation an zu wachsen. In den vier Tagen des Streiks habe ich so viel gelogen, ich habe einfach behauptet, wir hätten drei- oder viertausend Mitglieder in der Nachbarschaft. Aber jetzt schrieben uns all diese Leute, die uns im Fernsehen gesehen hatten, und sagten, daß sie Mitglieder werden wollten, vor allem junge Indianer, denen gefiel, was wir taten, und die ebenfalls etwas tun wollten. Wir bestanden zwar erst seit ein paar Wochen, hatten aber einen Mordskrach geschlagen und aus der Bewegung der Schwarzen gelernt. Wir übernahmen einige ihrer Taktiken, zogen mehr und mehr Mitglieder an, bekamen einen Ruf als militante Organisation und von einem Tag auf den anderen Publizität über das ganze Land.

Mir wurde die Gelegenheit geboten, in einem Hearing des Senats gegen Walter Hickel auszusagen, den ehemaligen Innenminister der Vereinigten Staaten, der eine stark indianerfeindliche Einstellung hatte. Walter Hickel hatte ein Statement abgegeben, in dem er kundtat, daß es für die Regierung an der Zeit sei, die finanzielle Unterstützung der Indianer einzustellen, sie in die Städte zu bringen, dort zu assimilieren und die bundesstaatlichen Dienstleistungen gegenüber den Indianern zu beendigen. Ein Journalist rief mich eines Tages an und fragte, was ich von diesem Statement halte. Ich sagte, daß ich nichts davon wisse, und so erzählte er mir die Geschichte. Darauf sagte ich: Dieser Mann ist ein Schaden für das gesamte indianische Volk. Wir werden eine Petition aufsetzen und seine Abberufung verlangen. Der Journalist fragte: Soll das ein Scherz sein? Und ich antwortete ihm: Nein, ganz gewiß nicht.

Als ich am Nachmittag von der Arbeit nach Hause kam, fragte mich meine Frau: Wo warst du nur? Ich habe überall versucht, dich ausfindig zu machen. Alle möglichen Fernsehgesellschaften und Zeitungen haben angerufen und wollten wissen, was du mit Walter Hickel vorhast. — Ich hatte fast vergessen, was ich am Vormittag gesagt hatte, aber jetzt hatten wir uns an die Arbeit zu setzen. Wir ließen Tausende von Autoaufklebern und Petitionen drucken und verschickten sie im ganzen Land. Daraufhin wurde ich eingeladen, gegen Hickel Aussage zu machen, und ich nahm die Gelegenheit wahr. Hickel wurde im Amt bestätigt, aber durch die Autoaufkleber, Petitionen und meine Aussage erhielten wir eine solche Publizität, daß ich

wenig später aufgefordert wurde, in einem Senats-Hearing über das indianische Schulsystem auszusagen.
Zu dieser Zeit haben wir damit begonnen, eine Zeitung herauszugeben, *Warpath* heißt sie (›Kriegspfad‹), und sie ist heute möglicherweise die größte indianische Zeitung in den Vereinigten Staaten. Sie geht auch nach Europa, Asien und Kanada, und sie ist ein sehr offenes und scharfes Blatt. Sie ist die einzige Zeitung dieser Art in den Vereinigten Staaten. Sie stellt die Dinge dar, wie sie sind. Deswegen sind wir schon oft scharf angegriffen worden. Im Grunde ist es ein politisches Blatt, wir nennen das Kind beim Namen und verschweigen nichts. Wir veröffentlichen, was zum Teufel wir denken, und es ist alles wahr. Die Situation der Indianer in diesem Land ist so miserabel, daß man wirklich nichts anderes zu tun braucht, als die Wahrheit zu drucken, um den Leuten die Augen zu öffnen. Zwei- bis dreihundert College- und Universitätsbüchereien haben *Warpath* abonniert. Wir benutzen die Zeitung, um alle die Leute zu erreichen, zu denen wir keinen direkten Kontakt haben, aber unser besonderes Interesse gilt natürlich der indianischen Bewegung. Und da, glaube ich, haben wir schon eine Menge erreicht.
Uns ist bewußt geworden, daß Indianer in den Geschichtsbüchern als Wilde dargestellt werden, als betrunkene und unartikulierte Wilde. Und die Geschichtsbücher lehren, daß die Indianer nicht viel zum Werden dieses Landes, Amerika, beigesteuert haben. Das ist eine verdammte Lüge. Wir haben einen größeren Anteil am Aufbau dieses Landes als jede andere ethnische Gruppe. Drei Viertel der Staaten der USA tragen indianische Namen. Die englische Sprache, die wir heute hier sprechen, ist durch zahlreiche indianische Ausdrücke bereichert worden. Die wichtigsten Autobahnen dieses Landes folgen alten indianischen Pfaden. 90 Prozent der Nahrung, die in Amerika gegessen wird, wurde von Indianern gegessen, lange bevor der erste weiße Mann dieses Land betrat. Viele der Nahrungsmittel sind zwar durch den Fortschritt der Landwirtschaft verbessert worden, aber es sind noch immer die Grundprodukte, die wir bereits anbauten. 50 Prozent der Medikamente, die in Amerika und auf der ganzen Welt heute benutzt werden, wurden bereits von den ersten eingeborenen Indianern benutzt. Aber niemand will das wahrhaben. Es gab einen Indianer, Jim Thorpe[6] hieß er; er war der größte Athlet, den die Welt jemals gesehen hat. Er war der erste große Fußballstar. Der König von Schweden ernannte ihn 1912 während der Olympischen Spiele zum größten Athleten der Welt. Er gewann den Fünfkampf und den Zehnkampf. Aber kaum

[6] James Francis (Jim) Thorpe, geboren 1888, Oklahoma; gestorben 1953.

jemand erinnert sich an Jim Thorpe, denn für die heute aufwachsende Indianergeneration ist er zu weit entfernt, um sich mit ihm identifizieren zu können. Wir hatten auch einen Indianer als Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, Charles Curtis[7], aber auch an ihn erinnert sich heute niemand mehr.

Wir entschlossen uns, Bilder einiger unserer großen Indianer zu veröffentlichen, damit Weiße, Indianer, Schwarze und alle anderen sehen können, wer unsere großen Vorbilder sind, statt immer nur an Washington, Lincoln, Jefferson und Roosevelt zu denken. Ich fragte bei der Smithsonian Institution in Washington, D. C. nach, und wir erhielten Bilder einiger unserer großen indianischen Führer der Vergangenheit: Geronimo, Sitting Bull[8], Gall[9], Chief Joseph[10] u. a. Wir druckten diese Bilder in unserer Zeitung *Warpath* ab, und wir machten Posters daraus, die wir im ganzen Land verkaufen. UNA war die erste indianische Organisation, die Posters der großen Indianer herausgab. Wir fingen auch damit an, Autoaufkleber herzustellen: »Custer had it coming«[11], »Indian Power«, »Remember Crazy Horse«. Für mich ist Crazy Horse der größte Indianer, der jemals gelebt hat. Er hatte nie einen sogenannten Vertrag mit irgendeinem Weißen geschlossen. Crazy Horse gab nie auf. Er schlug bis zu dem verdammten Ende zurück, als sie ihn unter der Parlamentärflagge abführten, den Waffenstillstand brachen und ihn schließlich rücklings mit einem Bajonett erstachen.

Wir haben Autoaufkleber mit der Aufschrift »America is Indian country«, »Indians discovered America« (Amerika ist indianisches Land, Indianer entdeckten Amerika), und es kostet eine Menge Nerven, mit diesen Aufklebern umherzufahren, besonders wenn man in einer Gegend wohnt, wo man von Weißen umgeben ist, oder auf einem Reservat. Dort klauen sie dir die Aufkleber, reißen sie runter oder schlagen die Fenster ein. Viele Indianer, die ›Indian Power‹-Aufkleber hatten und durch Arizona oder Neu-Mexiko fuhren, wurden von der Polizei angehalten, angeblich wegen Geschwindigkeitsüberschreitung, und bekamen Strafzettel. Manche Leute hatten eine ganz schöne Mühe auf sich zu nehmen, nur weil sie solch einen verdammten Aufkleber an den Autoscheiben haben. Aber sie machen es trotzdem; es gibt ihnen eine Art

[7] Charles Curtis, geb. 1860 North Topeka, Kansas; gest. 1936 Washington; 1907 Senator; 1929–1933 Vizepräsident, Republikaner.
[8] Sitting Bull, Hunkpapa Sioux, 1834–1890.
[9] Chief Gall, Hunkpapa Sioux, 1838–1894, Waisenkind, wurde von Sitting Bull als jüngerer Bruder adoptiert und galt seit 1876 als dessen Stellvertreter und Kriegshäuptling.
[10] Chief Joseph, Nez Perce, 1832–1904, mußte sich 1877 ergeben und starb im Reservat Colville bei Washington.
[11] Lt. Colonel George Armstrong Custer, 1840–1876, Befehlshaber der Seventh Cavalry. »Custer had it coming« bedeutet in etwa: »Custer bekam, was er verdiente«.

sozialen Stolz. Heute sieht man, wie junge Indianer den Mund auftun, die das noch vor wenigen Jahren niemals fertiggebracht hätten. Und junge Indianer tragen wieder indianischen Perlenschmuck, weil sie ihn schön finden.
Aber die meisten Leute auf der Welt betrachten Indianer noch immer als unartikulierte Wilde, Trunkenbolde und minderwertige Wesen. Doch wir sind nicht minderwertiger als jeder andere. Wir waren einmal die größten Kämpfer auf der ganzen Welt. Wie die Kavallerie lebten wir vom Land, wie Dschingis-Khan. Dschingis-Khan würde es verdammt schwer gehabt haben, wenn er gegen uns gekämpft hätte, denn wir lebten genauso vom Land wie er. Unsere Reiter waren die besten Reiter der Welt. Und das ist eine Quelle des Stolzes für mich. Ich bin ein Plains-Indianer (Flachlandindianer), ich bin kein Waldindianer und kein Wüstenindianer. Ich stamme aus South Dakota. Und die Sioux waren die wildesten und kriegerischsten aller Indianer in diesem Land. Sie waren der größte Stamm, und sie waren einer der letzten Stämme, die kapitulierten. Mein Urgroßvater wurde in der Entscheidungsschlacht gegen Custer getötet. Das ist eine Quelle des Stolzes für mich, denn er kämpfte für unser Land, solange es indianisches Land war und die Weißen versuchten, es den Indianern wegzunehmen. Meine Ahnenreihe ist eine Quelle des Stolzes für mich, und ich kann sie ganz schön weit zurückverfolgen, nicht zu der gottverdammten Ankunft der ›Mayflower‹ und der Pilgrims, sondern zu den indianischen Vorfahren, die dieses Land besaßen. Und ich versuche, diesen Stolz und dieses Selbstvertrauen anderen jungen Indianern einzuimpfen, weil ich ihnen zeigen möchte, daß ein Indianer aufrecht gehen und einem weißen Mann folgen kann und daß er sich als ebenbürtig oder besser erweisen kann. Ich will ihnen zeigen, daß sie Männer sein können und stolz darauf, Indianer zu sein. Wir haben verdammt viel, worauf wir stolz sein können. Wir kämpfen jetzt darum, daß die Lesebücher vom Markt verschwinden, die Indianer in einem schlechten Licht darstellen, und schreiben unsere eigenen. Wir zeigen jungen Indianern, daß sie ihren Perlenschmuck und ihre Stickereien tragen und stolz darauf sein können. Man sieht immer mehr junge Indianer, die unseren Schmuck wieder tragen und sich nicht mehr schämen müssen. Es gibt sogar schon Leute, die $^{1}/_{16}$ oder $^{1}/_{32}$ indianisches Blut haben und nun beanspruchen, Indianer zu sein. Früher schämten sie sich darüber, aber jetzt sind sie stolz darauf, weil einige unserer Organisationen, wie zum Beispiel UNA, diesen Stolz und dieses Selbstvertrauen hervorgebracht haben. Wir beweisen, daß wir jedermann gleich sind. Und diese Bewegung der Indianer greift um sich. Es gibt Leute, die heute kein Blatt mehr vor den Mund nehmen und noch vor vier Jahren nicht

einmal ›Scheiße‹ gesagt haben, wenn sie den Mund damit voll hatten.

Ich will nur ein Beispiel dafür geben, was UNA getan hat: 1968 nahm ich mein Studium an der Universität von Kalifornien, Berkeley, auf. Ich hatte einen B. A. (Bachelor of Arts) vom College, aber ich wollte für den Magistergrad weiterarbeiten. Ich fand heraus, daß ich in Berkeley der einzige indianische Student mit einem Grad war, unter 28 000 Studenten. Und es gab nur einen indianischen Studenten unter den ›under-graduates‹ (Studenten in den Eingangssemestern). Aber es gab eine besondere Abteilung, die Minderheiten und arme Studenten in die Universität bringen sollte, EOP genannt, Educational Opportunity Program. Nachdem ich davon erfahren hatte, ging ich dorthin und fragte, wie viele indianische Studenten sie haben. Und sie sagten: Nun, wir haben überhaupt keine. Und als ich fragte, warum, antworteten sie: Wir können keine finden. Ich sagte: Wo habt ihr bloß nach ihnen gesucht; vielleicht im Wohnbezirk des Universitätskanzlers? Und sie stotterten und stammelten sich eine Antwort zurecht. Ich aber sagte: Wie auch immer, warum laßt ihr mich nicht nach einigen Indianern für euch suchen; es gibt 10 000 in der Bay Area; ihr sucht einfach nicht danach; also laßt mich das machen.

Schließlich willigten sie ein und ließen mich zehn Indianer rekrutieren. Ich verbreitete die Nachricht, und wir brachten zehn Indianer in das Programm, die ein Stipendium erhielten. Nachdem ich die Bewegung der Schwarzen und der Chicanos beobachtet hatte, fand ich heraus, daß die sich mit nichts zufriedengeben. Du bittest heute um etwas, und wenn du es erhältst, kommst du morgen zurück und forderst mehr. Wir hatten das Quartal-System in Berkeley, und alle zehn Wochen begann ein neues Quartal. Zehn Indianer ließen sie mich im ersten Quartal reinbringen. Ich beobachtete die Bewegung der anderen Minderheiten, und kurz vor Ende des Quartals ging ich wieder hin und fragte: Wie sieht es mit zehn weiteren aus? Die sagten: Zum Teufel, wir gaben dir doch erst zehn. Aber ich antwortete: Nun, zehn unter 28 000 ist nicht besonders viel, vor allem, da dieses EOP-Programm tausendzweihundert Studenten fördert. — 800 davon sind Schwarze, rund 300 sind Chicanos und der Rest sind arme Weiße und was es sonst noch gibt. Aber es gab nur zehn Indianer. Also sagte ich: Vielleicht sollte ich zur Presse gehen und denen erklären, wie ihr Indianer diskriminiert. Und darauf sagten sie: Das brauchst du nicht zu tun; wir lassen dich zehn weitere Indianer rekrutieren.

Ich suchte zehn weitere Indianer, und so hatten wir innerhalb von zwei Quartalen, also nur 20 Wochen, zwanzig Indianer.

Als das Sommerquartal anfing, bekamen wir drei weitere rein. Das war die Zeit, als es eine Menge Aufruhr in Berkeley gab, um die Universität zur Einrichtung einer Fachschaft für ethnische Minderheiten zu zwingen. Schließlich wurde diese Fachschaft eingerichtet, für Schwarze, Chicanos, Indianer und Asiaten. Und da ich der einzige indianische Student mit einem Grad war – inzwischen hatte ich meinen Magister und arbeitete an der Promotion –, wurde mir das Amt als Leiter der Abteilung für Indianische Studien angeboten. Ich nahm den Job an, und gegen Ende des ersten Jahres hatte ich sechzig Indianer an der Universität. Das nenne ich Selbstbestimmung. Und wenn ich ›Indian Power‹ sage, dann meine ich, daß ich damals ein kleines Stück davon verwirklicht habe. Ich übte einfach ein bißchen Druck aus und bekam die Indianer rein. Und dann bildeten wir eine Niederlassung der UNA in Berkeley. Inzwischen gibt es rund 90 solcher Niederlassungen im ganzen Land, an Colleges, Universitäten und anderswo. Allein in Kalifornien haben wir 8 Niederlassungen. Und mittlerweile haben wir über UNA allein in Kalifornien zwei- bis dreihundert Indianer an Colleges und Universitäten gebracht, die ohne unsere Anstrengung nicht dort hingekommen wären.

Für mich bedeutet ›Indian Power‹ Selbstbestimmung; das Recht, unsere eigenen Angelegenheiten zu regeln, unser Ziel selbst zu bestimmen, Indianer in einer weißen Welt sein zu können und verdammt stolz darauf zu sein. Das ist es, was ich jungen Indianern vermitteln will. Man kann mich ruhig einen verdammten Kämpfer nennen; anfangs machte mich das wild, später stolz, und heute denke ich, zum Teufel, ich bin wirklich nicht militant, ich bin ausgesprochen konservativ. Aber sie haben mir dieses Etikett der Militanz aufgeklebt, und ich werde es mit Stolz tragen, denn Crazy Horse war ein militanter Kämpfer, und ich habe meinen Sohn nach ihm benannt. Wir haben eine Menge junger Indianer im ganzen Land beeinflußt, die heute kein Blatt mehr vor den Mund nehmen, für ihre Rechte einstehen und beweisen, daß man nicht ein Säufer oder Drogensüchtiger sein muß, um mit dieser Welt fertig zu werden; dieser künstlichen Welt, in der die meisten von uns leben und der sie durch Alkohol oder Rauschgift zu entfliehen versuchen. Und ich sage jungen Indianern immer wieder, erwerbt euch eine gute Ausbildung, geht an die Uni, ihr werdet Indianer bleiben, ihr verliert nichts von eurem indianischen Blut durch diese Ausbildung. Doch eine Menge Indianer meinen, sie würden weiß werden, wenn sie eine Ausbildung erwerben. Das ist Unsinn. Du bist Bestandteil dieses Systems und du bekämpfst es, ganz gleich auf welcher Ebene, ob im Reservat, in der Stadt, auf Landes- oder Bundesebene. Das System ist überall. Man muß es bekämpfen. Aber man hat zu

lernen, wie man es bekämpfen kann. Und das ist das Problem. Wer weiß schon, daß wir unter 750 000 Indianern nur 20 mit einem Doktortitel haben. Ich bin einer der wenigen, die einen Magister haben und an ihrem Doktortitel arbeiten. Deshalb sage ich jungen Indianern, holt euch diese Ausbildung, lernt, wie man den weißen Mann mit seinen eigenen Waffen schlägt, ihr müßt lernen, wie man das System bekämpft. Ihr werdet dadurch nichts von eurem Indianertum verlieren; im Gegenteil, ihr könnt dann kämpfen, euer Wissen anwenden und anderen Indianern helfen. Wir sagen Indianern, holt euch dieses Wissen, geht zurück in die Reservate und helft euren Leuten. Werdet Arzt, Ingenieur, Rechtsanwalt oder Lehrer. Wir brauchen Leute auf all diesen Gebieten, um unserem Volk zu helfen.

Ich will darauf eingehen, was ein Reservat ist: Als damit begonnen wurde, unsere Leute auf Reservaten zusammenzudrängen, waren diese nichts anderes als Konzentrationslager. Die Indianer wurden durch das brutale zahlenmäßige Übergewicht der Truppen und durch Aushungern besiegt, nicht durch Kriegsstärke oder mutigen Kampf. Die meisten unserer Leute starben in den Reservaten den Hungertod. Die letzten, die aufgaben, waren die Plains-Indianer. Zuerst wurden die Indianer an der Ostküste, im Norden, Westen und Süden besiegt; die inneren Gebiete der USA, die Plains Area, waren die letzten, die erobert wurden. Das war das Territorium der Plains-Indianer: Sioux, Apache, Comanche, Chickasaw, Cheyenne, Arapaho und Crow. Der eigentliche Ausrottungskrieg gegen die Plains-Indianer begann erst 1865, nachdem der amerikanische Bürgerkrieg beendet war und die Truppen in die Plains Area entsandt wurden, um die Indianer zu zerschlagen. Sie konnten uns aber nur besiegen, indem sie uns unsere Ernährungsbasis entzogen, und das war der Büffel. Innerhalb der kurzen Periode von 20 Jahren töteten sie annähernd 60 Millionen Büffel[12]. Erst als die Büffel ausgerottet waren, konnten sie uns besiegen, denn wir wußten nicht mehr, wohin wir ziehen sollten und hatten keine Nahrung mehr. Sie hungerten uns in die Unterwerfung. Dann steckten sie uns in Konzentrationslager, die Reservate genannt wurden. Es gab etwa zwei- bis dreihundert solcher Reservate. Man nahm uns die Pferde und die Gewehre weg, so daß wir nicht einmal Kleinwild jagen konnten und von der Nahrungslieferung der Bundesregierung abhängig waren. Rund um die Reservate gab es Wachposten, und niemand durfte das Gebiet verlassen, der nicht eine schriftliche Erlaubnis hatte. Selbst auf den Re-

[12] 1850 gab es in den USA rund 60 Millionen Büffel, 1880 nur noch 800. Heute leben die Büffel nur noch in Naturschutzgebieten. Ihre Zahl ist wieder auf 20 000 bis 30 000 angestiegen.

servaten war die Freizügigkeit eingeschränkt. Sie setzten weiße Leute ein, die sie ›Indian Agents‹ nannten. Das waren die verworfensten Menschen, die die Welt je gesehen hat, diese ›Indian Agents‹ und die Leute vom Büro für Indianische Angelegenheiten. Bis heute hat sich nicht allzu viel daran geändert. Es gibt eine Menge Gemeinheiten und Gaunereien.

Wir sind das am stärksten ausgebeutete Volk der Erde. Die Unterdrückung auf den Reservaten ging so weit, daß wir das einzige Volk in Amerika waren, das unter religiöser Verfolgung zu leiden hatte. Das steht nicht in den amerikanischen Geschichtsbüchern, aber 1884 setzte die Bundesregierung Gesetze in Kraft, die uns die freie Ausübung unseres Gottesdienstes untersagten. Diese Gesetze wurden 1904 verschärft und blieben bis 1933 in Kraft. Unsere Religion wurde als heidnisch gebrandmarkt. Manchmal frage ich mich wirklich, welche Religionen, zum Teufel, heidnisch sind. Sieh' dir die katholische Kirche an. Da gibt es die Götzenverehrung und sie erzählen dir, daß du nach dem Tode in das Fegefeuer kommst und dir den Weg in den Himmel freikaufen kannst. Ist Gott wie Geld? Manchmal stelle ich mir diese Frage. Ich kämpfte im Korea-Krieg, kam verwundet zurück und sah, daß Indianer, die in Korea getötet worden und vom Kongreß mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet waren, nicht auf einem weißen Friedhof bestattet wurden, weil sie Indianer waren. Und ich fragte mich, warum? Gibt es einen weißen und einen indianischen Gott, einen schwarzen Gott und wer weiß was noch? Wenn es einen Gott gibt, so hat der farbenblind zu sein. Und es waren die christlichen Missionare, die die Bundesregierung zur Verabschiedung der Gesetze drängten, die Indianern das Recht zur freien Ausübung ihrer Religion verweigerten. Das Christentum hat dem indianischen Volk mehr Schaden zugefügt als die US-Kavallerie.

Was mich immer wieder in Staunen versetzt: Als die ersten Pilgerväter hierher kamen, fielen sie auf die Knie und dankten Gott, daß sie sicher und heil angekommen waren. Aber im nächsten Augenblick fielen sie über die Indianer her, vergewaltigten, töteten und mordeten sie. Die katholische Kirche ist die reichste Macht der Welt, sie besitzt mehr Land, mehr Kapital und mehr Wertpapiere als irgendein anderes Unternehmen. Das Römische Kaiserreich ist niemals zusammengebrochen; es ist nur in den Vatikan umgezogen. Die katholische Kirche verbietet die Anti-Baby-Pille, aber sie besitzt Kapitalanteile einer Gesellschaft, die sie produziert. Die katholischen Länder sind die ärmsten der Welt: Mexiko, Zentralamerika, Südamerika, Spanien. Und viele Indianer sind Katholiken. Die beiden mächtigsten Kirchen, die die indianischen

Reservate regieren, sind die katholische Kirche und die Episkopalkirche. Sie bauen Gotteshäuser im Wert von Millionen Dollar, stecken Tausende von Dollar an Einrichtungen hinein, und das ganze Geld wurde den Armen weggenommen. Es wird langsam Zeit, daß sie dieses Geld zurückgeben. Die Indianer sind mit Abstand die Ärmsten. Und wir sind dabei, den Kirchen klarzumachen, daß sie Erziehungsprogramme einzurichten haben. Sie sollen Rehabilitationszentren für Alkoholiker und Drogensüchtige bauen, Arbeitsplätze beschaffen und mehr in die Lebenden investieren. Sie haben sich zu lange nur um unsere Seelen gekümmert, jetzt ist es an der Zeit, daß sie sich um unseren Körper kümmern. Sie haben uns zu lange ausgebeutet. Auf dem Cherokee-Reservat in Cherokee, North Carolina, findet man in einem Umkreis von fünf Meilen 28 Kirchen. Kann man sich das vorstellen?

Die erste Schule in den Vereinigten Staaten, die Indianer aufnahm, war das Hampton Negro Military Institute in Virginia, ursprünglich eine Schule für ehemalige Negersklaven.[13] Und dort machten sie die Erfahrung, daß Indianer Menschen sind, die lesen, schreiben und lernen konnten. 1887 wurde eine weitere Schule für Indianer eröffnet, das Carlisle Institute in Carlisle, Pennsylvania. Ihr Gründer war Captain Pratt, ein Mann, der in Hampton gesehen hatte, daß Indianer lernen konnten, und der deshalb mit der US-Armee darüber sprach, eine Schule zu errichten, die außerhalb der Reservate liegen und als Internat geführt werden sollte (›off reservation boarding school‹), weit weg von den Reservaten, so daß die Kinder nicht weglaufen und wieder nach Hause konnten, weil sie den Weg nicht wußten. Deshalb gründeten sie Carlisle Institute, und es war die erste Schule ausschließlich für Indianer. Das erste, was sie in dieser Schule taten: sie verbaten den Kindern, indianisch zu reden. Wenn einer erwischt wurde, der indianisch sprach, bekam er Strafpunkte, und diese Strafpunkte mußten durch so und so viele Stunden Arbeit pro Strafpunkt abgebüßt werden. Dann zwangen sie den Kindern das Christentum auf. In den Sommermonaten ließ man sie nicht nach Hause gehen, sondern lieh sie als Diener an Weiße aus, damit sie sich weiter in die weiße Mittelstandsgesellschaft assimilieren konnten. Nachdem sie so acht, neun oder zwölf Jahre ihres Lebens verbracht hatten, ließ man sie nach Hause gehen, aber sie hatten ihre Sprache verlernt, waren Christen geworden, kannten ihre Volkssitten nicht mehr und lebten in einer Art luftleerem Raum. Sie waren nicht wirklich Indianer, aber sie waren auch keine Weißen. Ihrem Blut nach waren sie Indianer, doch sie fanden sich in der indianischen Welt nicht mehr

[13] Die ersten Indianer wurden 1878 aufgenommen.

zurecht. Dieses Schulsystem ist für eine ganze Menge psychologischer Schäden verantwortlich. Und das setzt sich bis heute fort. Noch heute läßt die Bundesregierung nicht zu, daß in indianischen Schulen die indianische Sprache gesprochen wird.
UNA hat sechs indianische Internatsschulen der Bundesregierung außerhalb von Reservaten untersucht, in verschiedenen Gebieten der Vereinigten Staaten. Das indianische Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten ist eine nationale Tragödie und eine nationale Schande. Nur ein Beispiel: der durchschnittliche Indianer in diesem Land hat eine nur fünfjährige Schulbildung, und die Quote der vorzeitigen Abgänge liegt zwischen 40 und 100 Prozent. Im vergangenen Jahr war ich in Michigan und sprach mit einigen indianischen Lehrern, die bestätigten, daß sie während der letzten fünf Jahre nicht einen Indianer hatten, der die Schule abschloß. In einem bestimmten Gebiet gab es sogar nicht einmal einen Absolventen, soweit jemand zurückdenken konnte. Ich schrieb meine Magisterarbeit über das indianische Erziehungswesen und ich kann bestätigen, daß es so miserabel ist, daß man es nicht glauben möchte. Es gibt zum Beispiel eine Schule in Brigham City, Utah, die Intermountain Indian School. Sie ist die größte indianische Internatsschule in den Vereinigten Staaten. Sie hat sechzehnhundert Navajo-Kinder. Wir besuchten diese Schule und inspizierten sie. Die Schlafräume hatten zerbrochene Fenster, Türgriffe fehlten, die Wände und Böden waren dreckig, die Toiletten liefen über, die meisten Fernsehgeräte funktionierten nicht, viele der Lampen waren kaputt und es gab keine Arbeitstische. 68 Kinder wurden in einen Raum gepfercht. Ein Privatleben war völlig unmöglich. Und die Kinder erhielten keine Bücher. Der Englischlehrer ließ sie aus einem Buch vorlesen, und wenn sie um Bücher baten, sagte er: Wozu nur, ihr werdet sie so oder so verlieren. Sie trauten den Kindern noch nicht einmal mit Büchern. Und in Brigham City gibt es ungeheure Probleme mit Alkohol, denn wo immer die Kinder hinwollen, müssen sie zahlen, für Sportveranstaltungen, für das Kino, für Billard und jede Form der Unterhaltung. Diese Kinder kommen aus Familien mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von fünfzehnhundert Dollar. Das ist das durchschnittliche indianische Jahreseinkommen. Das durchschnittliche Jahreseinkommen eines weißen Haushalts liegt dagegen bei sechstausendachthundert Dollar. Viele der Kinder sind Waisen, unter staatlicher Vormundschaft oder unehelich; und sie sind hier, weil sie nirgendwo sonst einen Platz finden. Auch sie müssen bezahlen, wenn sie zu einer Sportveranstaltung wollen. Deshalb gehen viele zum Alkohol über, um der brutalen Wirklichkeit dieses Lebens zu entfliehen. Bis vor wenigen Jahren wurde jedem, der beim Trinken

erwischt wurde, der Kopf kahl geschoren, dazu Prügel und Einsperren in der Arrestzelle. Vor zwei Jahren begann man mit einer noch schlimmeren Behandlung: man spritzt den Kindern »Thorazine«, was ein sehr starkes Beruhigungsmittel ist, das in Nervenkliniken gegen Patienten eingesetzt wird, die gewalttätig werden. Und dieses Zeug spritzen sie unseren indianischen Kindern. Der Hersteller dieser Droge gibt an, daß Thorazine nicht in Verbindung mit Alkohol benutzt werden soll, weil das zum Stillstand der Körperfunktion führen und töten kann. Dennoch wird es gegen Kinder eingesetzt, die betrunken in die Schule kommen. Sie spielen Russisches Roulette mit unseren Kindern.

Intermountain Indian School ist in der Tat die schrecklichste Schule in den Vereinigten Staaten. Sie wird von Mormonen kontrolliert. 80 bis 85 Prozent der Angestellten sind Mormonen, Weiße, und sie versuchen, diesen Kindern den mormonischen Glauben aufzuzwingen. Und da Mormonen keinen Kaffee trinken, dürfen eben auch diese Indianerkinder keinen Kaffee trinken. Ich kann aber auch noch andere Beispiele für das miserable indianische Erziehungssystem nennen: etwa das Stewart Institute in Carson City, Nevada. Wir haben auch diese Schule besucht und inspiziert. Dort ist es nicht erlaubt, daß sich Jungen und Mädchen die Hände halten. Wenn sie dabei erwischt werden, erhält der Junge fünf Strafpunkte. Legt er den Arm um das Mädchen und wird erwischt, so erhält er 20 Strafpunkte. Jeder Strafpunkt bedeutet eine Stunde Arbeit. Es gibt ein markiertes Feld, innerhalb dessen Jungen und Mädchen zwischen vier und fünf Uhr nachmittags spazieren und sich die Hände halten dürfen. Eine weiße Frau steht dabei Wache; Punkt fünf gibt sie mit einer Pfeife das Signal: Schluß mit dem Händehalten. Mädchen, die aus der Schule weggelaufen sind, weil sie wie ein Gefängnis geführt wird, wurden die Haare kurz geschoren; und manche dieser Mädchen hatten taillelanges Haar. Wir haben erfahren, daß es beim Essen keinen Nachschlag gibt. 30 Minuten Zeit für das Essen und raus. 450 Schüler in 30 Minuten. Wer einen Nachschlag holen will und erwischt wird, bekommt Strafpunkte. Wir haben Maden im Fleisch und Käfer in den Nudeln gefunden. Aber es gibt keinen Nachschlag.

In dieser Schule gibt es keinen Unterricht in indianischer Geschichte und Kultur. Sie erzählen den Kindern, daß sie einer minderwertigen Rasse angehören. Ich sprach mit dem Direktor, und er zeigte mir die IQ-Werte von 108 Schülern. Nur 8 von diesen 108 Schülern hatten Werte von einhundert und darüber.[14] Und er sagte mir, die meisten dieser Kinder seien

[14] IQ-Werte von 90 und mehr gelten als Indikator der Bildungsfähigkeit. Was darunter liegt, gilt als geistig zurückgeblieben.

geistig zurückgeblieben. Dazu muß man erklären, was die IQ-Werte wirklich bedeuten. Sie messen die Beherrschung der englischen Sprache, Haushalts- und Alltagspraktiken und die Konversationsfähigkeit. Nichts sonst. IQ-Tests messen nicht die tatsächliche, einer Person eigene Intelligenz. 50 Prozent der Indianerkinder sprechen kein Englisch; sie sprechen indianisch. Wenn sie in eine weiße Schule kommen, verstehen sie noch nicht einmal, was dort vor sich geht. Sie verbringen die ersten zwei oder drei Jahre mit nichts anderem als dem Erlernen der englischen Sprache. Nach dem dritten oder vierten Jahr werden sie einem IQ-Test unterzogen, natürlich in Englisch, das sie nicht einwandfrei beherrschen, und selbstverständlich stehen sie dann wie geistig zurückgeblieben da, denn die IQ-Tests wurden von der herrschenden weißen Mittelstandsgesellschaft entwickelt, die sich selbst gegenüber armen Weißen diskriminierend verhält. Indianer haben einen anderen kulturellen Hintergrund und ein anderes Sprachverständnis. Ich frage mich, wie zum Teufel die Weißen dastehen würden, wenn wir ihnen IQ-Tests in Indianisch vorsetzen und sie dann als geistig zurückgeblieben einstufen würden. Die säßen dann auf ihren blöden Ärschen in der hintersten Reihe in Klassen für Zurückgebliebene und gäben ein anderes Bild ab als heute.

Um auf die Reservate zurückzukommen: Die Reservate werden vom Büro für Indianische Angelegenheiten kontrolliert. Das BIA kontrolliert das Schulsystem, es kontrolliert das Gesundheitswesen, es kontrolliert alles. Zu allem, was man tut, braucht man die Einwilligung des BIA, ausgenommen zum Essen, Atmen und Leben. Es gibt die sogenannten ›trading posts‹ (Einkaufs- und Handelsniederlassungen) auf den Reservaten. Um einen solchen ›trading post‹ zu eröffnen, braucht man die Genehmigung des BIA. Andererseits ist es Aufgabe des BIA, die Preise zu überwachen, Qualität und Quantität der Waren zu überprüfen und für die Einhaltung gewisser Gesundheitsbestimmungen zu sorgen, beispielsweise, daß ein Kühlschrank vorhanden ist, wenn Lebensmittel verkauft werden. Aber das BIA tut nichts von alldem. Auf dem Navajo-Reservat zum Beispiel haben wir einhundert ›trading posts‹ gezählt. Es ist das größte Reservat der Welt, es umfaßt 25 000 Quadratmeilen, und auf ihm leben rund 120 000 Navajos. Es ist so groß und weitläufig, daß es mitunter Abstände zwischen 50 und 100 Meilen von einem ›trading post‹ zum anderen gibt. Das hat zur Folge, daß die ›trading posts‹ oft auch als Postamt fungieren. Sie öffnen die Post der Indianer und wissen, wieviel Geld einer von der Wohlfahrt oder sonst woher bekommt. Und sie werden Kredit bis zur Höhe dieses Betrages gewähren. Wenn einer 200 Dollar von der Wohl-

fahrt erhält, bekommt er von dem ›trading post‹ 200 Dollar Kredit, mehr nicht. Der Preisaufschlag beträgt manchmal 100 Prozent. Nur ein Beispiel: Eine Stange Zigaretten kostet 5 Dollar, eine Ein-Pfund-Dose Kaffee 2 Dollar 85. Aber normalerweise kostet dieser Kaffee nur etwa einen Dollar. 1 Dollar 85 Preisaufschlag. Ein Dutzend Eier kostet 1 Dollar. Das ist zwei- bis dreimal so viel, wie man in einem Laden außerhalb der Reservate bezahlen würde. Aber die Indianer kommen nicht darum herum, diese Preise zu zahlen, denn der nächste Laden liegt vielleicht 50 Meilen entfernt. Und sie sagen den Indianern: Wenn euch unsere Preise nicht gefallen, geht doch in den Laden nebenan. Aber der Laden nebenan liegt 50 Meilen entfernt. Und die meisten Indianer haben kein Auto. Also haben sie hier zu kaufen. Jeder weiß, daß er beschissen wird, aber es gibt keinen Ausweg.

Man sollte einfach erwarten können, daß das BIA sich dieser Dinge annimmt und den verfluchten und verbrecherischen Weißen, die diese verdammten ›trading posts‹ führen und Wucherpreise verlangen, das Handwerk legt. Die Bundesregierung müßte den Reservaten selbst Geld zur Verfügung stellen, damit Kooperativen eingerichtet werden könnten, die Lebensmittel, Kleider und andere Güter zu reduzierten Preisen verkaufen, die für Indianer erschwinglich sind. Außerdem sollten für Indianer eigene Kreditgesellschaften eingerichtet werden. Die meisten Indianer erhalten keine Kredite, da sie niemals fest gearbeitet haben. Sie haben keine Kreditwürdigkeit, und ohne die kann man nichts kaufen. Deshalb sollten wir unsere eigenen Kreditgesellschaften auf den Reservaten haben. Aber die Bundesregierung beherrscht die Reservate mit eiserner Hand. Das BIA ist möglicherweise die reinste Form des Kolonialismus in der Welt von heute. Es bestimmt unser tägliches Leben, unsere Regierung, die Krankenhäuser und Schulen. Selbst wenn Indianer ihre eigenen Wahlen abhalten, um eine Stammesregierung zu bilden, die das Reservat leitet, muß das BIA seine Zustimmung geben. Indianer können noch nicht einmal gegen die Bundesregierung klagen, wenn sie nicht die Einwilligung des BIA haben. Bis 1924 wurde uns das Bürgerrecht verweigert, und Indianer durften noch nicht einmal Whisky trinken, denn es gab ein Bundesgesetz gegen Indianer, das dies verbot und bis 1953 Gültigkeit hatte. Bis 1953 durften wir keine Feuerwaffen besitzen. Wir durften nicht wählen. Arizona und Neu-Mexiko waren die beiden letzten Staaten, die 1958 endlich nachgaben und Indianern das Wahlrecht zugestanden. Wir sind zu lange Bürger zweiter Klasse gewesen. Noch heute gibt es segregierte Kirchen in diesem Land. Ich komme gerade von South Dakota zurück und habe dort segregierte Kirchen gesehen. Eine katholische Kirche

für Weiße, eine katholische Kirche für Indianer; eine Episkopalkirche für Weiße, eine Episkopalkirche für Indianer. Noch immer gibt es dort Aufschriften vor gewissen Läden: Für Hunde und Indianer kein Zutritt. Es gibt noch immer ein unvorstellbares Maß an Diskriminierung gegen Indianer. Aber die schlimmste Unterdrückung findet man nicht in den städtischen Bezirken, sondern auf dem Land, in den Staaten, die große indianische Minderheiten haben: Arizona, Neu-Mexiko, Oklahoma, South Dakota, North Dakota, Montana. Die größten Indianerhasser sind die Weißen, die in der Nähe der indianischen Reservate leben und die ›trading posts‹ und Läden besitzen, mit denen sie die Indianer ausbeuten. Diese Leute hassen die Indianer und nennen sie betrunkene faule Strolche. Aber das wird sich ändern, wenn sich mehr Indianer ihrer Lage bewußt werden, eine bessere Ausbildung haben und politisch aktiv werden. UNA setzt sich dafür ein, daß sich mehr und mehr Indianer registrieren lassen, wählen können und einen politischen Wandel herbeiführen.

Wir haben den jungen Indianern klarzumachen versucht, daß ihnen ihre Großväter etwas hinterlassen haben: den Stolz und das Selbstvertrauen der Indianer. Sie kämpften und starben für dieses Land, und jeder Fleck dieses Landes ist von indianischem Blut getränkt. Und ich sage den jungen Leuten: Es liegt an euch, dieses Erbe weiter zu tragen. Tut ihr es nicht, sind alle umsonst gestorben. Ihr solltet dieses Erbe hochhalten. — Und ich glaube, wir sind damit sehr erfolgreich gewesen, denn überall sieht man heute junge Indianer, die sich in die Bewegung einreihen.

Grundsätze der ›United Native Americans‹

Vorgeschlagene Grundsätze der United Native Americans zu den Indianischen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten

1. Alle Verträge und Vereinbarungen, die mit indianischen Stämmen oder Gruppen geschlossen worden sind, müssen von den Vereinigten Staaten und den Bundesstaaten als rechtsbindend anerkannt werden. Davon ausgenommen sind diejenigen Verträge und Vereinbarungen, die indianischen Stämmen oder Gruppen durch gesetzwidrige Mittel gegen ihren Willen aufgezwungen wurden und für Indianer nicht notwendig bindend sein können.
2. Alle Verträge und Vereinbarungen, denen durch die Vereinigten Staaten Geltung verschafft wurde (wie beispielsweise den Kalifornien-Verträgen von 1851/52), obwohl sie niemals vom US-Senat ratifiziert worden sind, müssen von der Exekutive als rechtlich bindend anerkannt werden, sofern die Verträge den Indianern nicht illegal aufgezwungen worden waren.
3. Der Fünften Ergänzung zur Verfassung, die die Beschlagnahme von privatem Eigentum ohne gerechte Entschädigung und ohne »rechtmäßiges Vorgehen« untersagt, muß auch gegenüber indianischem Eigentum Geltung verschafft werden, da durch die Ergänzung »alle Personen« geschützt werden sollen. Indianer sind immer »Personen« gewesen, ausgenommen vor rassistischen Gerichten, insbesondere, seitdem durch weiße Richter entschieden wurde, daß ausländische und weiße Korporationen als »Personen« anzusehen sind.
4. Über indianische Angelegenheiten muß auf demokratische Weise entschieden werden. Das bedeutet, daß Indianer in der Lage sein müssen, die Institutionen zu kontrollieren, die ihre Gemeinden direkt betreffen; daß sie in der Lage sein müssen, die Kontrolle über die Institutionen zu teilen, die sowohl Indianer als auch Nicht-Indianer betreffen. Indianer sollten über die Erziehung ihrer Kinder selbst bestimmen können. Das bedeutet, daß die Programme des Bureau of Indian Affairs (Büro für Indianische Angelegenheiten), des Indian Desk of the Office of Economic Opportunity (der indianischen Abteilung des Amtes für wirtschaftliche Möglichkeiten) und des Indian Public

Health Service (des öffentlichen Gesundheitsdienstes für Indianer) unter demokratischer indianischer Kontrolle zu stehen haben und die Indianer zumindest einen gewissen Einfluß auf die Projekte haben müssen, die staatliche und lokale Behörden für Indianer entwickeln.

5. Native Americans sollten die totale Kontrolle über ihr eigenes Erbe besitzen, was bedeutet, daß sie das Recht haben sollen, für ihre Stämme, Reservationen, Berge, Flüsse und Städte eigene Namen zu wählen. Das bedeutet auch, daß sie alle Gegenstände, die von alten indianischen Dörfern und Grabstätten entfernt wurden, zurückerhalten sollten und daß sie die Kontrolle über alle sogenannten wissenschaftlichen Forschungen über indianische Stätten erhalten. Indianische Friedhöfe und historische Stätten müssen vor der Zerstörung geschützt werden.
6. Indianische Stammesgebiete (die sogenannten Reservationen und andere Gebiete, die von indianischen Völkern besiedelt sind) sind den Vereinigten Staaten bisher rechtlich nicht vollwertig einverleibt worden. Ihr Status als ›inländische abhängige Nationen‹ (das heißt Protektorate) der Vereinigten Staaten ist bisher nicht geändert worden und kann auch nicht geändert werden, es sei denn durch bilaterale Abkommen. Ihr Status gleicht grundsätzlich dem von Puerto Rico, einem ›freien assoziierten Staat‹ der Vereinigten Staaten. Der Status einzelner Indianer als Bürger der Vereinigten Staaten beeinträchtigt den Status der indianischen Territorien ebensowenig wie der Status Puerto Ricos durch die amerikanische Staatsbürgerschaft der Puertoricaner bestimmt wird.
7. Die gesetzlichen Verwirrungen, die das Ergebnis der gesetzwidrigen Aktionen des Kongresses der Vereinigten Staaten und der exekutiven Gewalt gegenüber dem Status der Stammesterritorien und den Stämmen sind, können nur durch neue bilaterale Verhandlungen zwischen dem indianischen Volk und der Regierung beseitigt werden.
8. United Native Americans wird in ihren Aktionen immer die Wünsche eines besonderen indianischen Volkes berücksichtigen, wenn durch diese Aktionen vorwiegend dieses eine Volk betroffen ist. Jede einzelne indianische Gemeinde soll ermutigt werden, ihre eigenen Ziele aufzustellen und Taktiken zur Erreichung dieser Ziele zu entwickeln. Unsere Organisation sollte diese Ziele und Taktiken respektieren, obwohl sie sich das Recht vorbehält, in einem brüderlichen Geist Kritik zu üben. Dieses Prinzip gilt nicht für die Aktionen eines Stammesrates, von dem bekannt ist, daß er von einer Minderheitenclique oder von der Regierung kontrolliert wird.

Vorgeschlagene Grundsätze der United Native Americans zu Gesamtamerika

1. Wir anerkennen die Bruderschaft aller indianischen Völker ohne Rücksicht auf die von den Weißen gesetzten Grenzen und wir anerkennen unser gemeinsames Anliegen mit anderen eingeborenen Stammesgruppen unter US-Kontrolle wie den Polynesen und Mikronesen.
2. In jenen Republiken, Gebieten oder Provinzen, in denen die Native Americans die Mehrheit der Bevölkerung bilden (Paraguay, Bolivien, Peru, Ecuador, Guatemala, Grönland usw.), sollten sie über die maßgebende Kontrolle des politischen, sprachlichen und kulturellen Schicksals dieser Territorien verfügen. Diese Selbstbestimmung sollte, wo es möglich ist, durch friedliche und demokratische Mittel erreicht werden, doch kann der Gebrauch von Gewalt durch indianische Völker nicht verurteilt werden, wenn sie mit Gewalt unterdrückt werden.
3. Die Vereinigten Staaten sollten dazu angehalten werden, diplomatische Beziehungen zu Regierungen abzubrechen, die die Rechte der Native Americans mißachten oder ignorieren, und sie sollte Befreiungsbemühungen der Indianer unterstützen.
4. In allen amerikanischen Staaten sollten indianische Stämme oder Gemeinden lokale Autonomie genießen und das Recht haben, ihre eigene Sprache, Religion und Kultur zu pflegen.
5. Das Interamerikanische Indianische Institut, das Teil der Organisation der amerikanischen Staaten ist (Pan-Amerikanische Union), sollte von einem Rat geleitet werden, der sich ausschließlich aus Native Americans zusammensetzt.

(Quelle: *Warpath*, Vol. 2, No. 1, Frühjahr 1970, S. 10.)

Raymond Cox, Alcatraz Movement[1], San Francisco

Der Hauptgrund für die Besetzung von Alcatraz bestand darin, ein Teil des Landes zurückzuholen, das uns von den Weißen gestohlen wurde. Alcatraz ist eine Art Symbol für das Erwachen des indianischen Volkes hier in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Mexiko. Es brachte unsere Leute zum Nachdenken über ihre Vergangenheit und ihre Zukunft. Wir wählten gerade Alcatraz, weil es in der ganzen Welt als Gefängnisinsel bekannt war. Wir besetzten sie, und wir schafften es fast vollständig, das indianische Volk wieder zu vereinen. Jedermann sah ein, daß unsere Kultur in Vergessenheit geraten war und daß sie in einigen Jahren vollends verloren sein würde, falls wir nichts dagegen unternehmen würden. Die älteren Leute starben aus, und sie hatten es versäumt, unsere Kultur den Jugendlichen zu vermitteln. Die Jugendlichen selbst schienen von sich aus nicht sonderlich interessiert zu sein. Aber nachdem wir Alcatraz besetzt und die Botschaft unter das Volk gebracht hatten, weckten wir das Bewußtsein unseres Volkes. Jedermann setzte sich plötzlich dafür ein, für unser Erbe zu kämpfen und es am Fortleben zu halten. Seit Alcatraz haben sich zahlreiche indianische Organisationen im ganzen Land entwickelt, ebenso in Kanada und Südamerika. Grundsätzlich haben wir alle dasselbe Ziel. Wir wollen eine Art Kulturzentrum, eine Indianische Universität, einen Platz, an dem wir alle unsere Aufzeichnungen, Bücher, Tonbänder und Filme sammeln können, die unsere Kultur betreffen, so daß dieses Erbe an unsere Jugend weitergegeben werden kann, die diese Tradition fortsetzen wird. Alcatraz sollte ein Anfang dafür sein. Aber unser Hauptproblem besteht in dem Widerstand der Regierung und der Weißen, die wollen, daß wir das alles nicht haben, sondern unsere Kultur vollständig vergessen.

Wofür wir kämpfen, ist Selbstbestimmung. Ich möchte den Tag erleben, an dem wir über uns selbst bestimmen können, an dem wir selbst entscheiden können, was wir tun und wohin

[1] Alcatraz wurde als Bundesgefängnis 1961 aufgegeben. Im März 1964 beanspruchten Indianer, gestützt auf einen Vertrag der Sioux mit der Bundesregierung aus dem Jahre 1868, erstmals die Insel als indianisches Eigentum. Die Besetzung begann am 20. November 1969 und dauerte bis zum 11. Juni 1971. An ihr beteiligten sich zeitweilig über 200 Indianer verschiedener Stämme. Raymond Cox gehörte zu den ursprünglichen Invasoren und ist einer der ›Alcatraz Drei‹, die infolge der Besetzung im September 1971 vor Gericht gestellt wurden.

wir gehen. Einfach vollständige Selbstbestimmung für das indianische Volk, und nichts weiter. Jetzt sieht es so aus, daß die Agenten des Büros für Indianische Angelegenheiten in die Reservate gehen und uns sagen: Ihr lebt hier, aber wir wollen, daß ihr diese Schule besucht und in diese Stadt geht. Sie zeigen uns sogar Bücher und Filme, und alles sieht prächtig aus in den großen Städten. Aber die Armut, die es dort gibt, zeigen sie dir nicht. Und dann kommst du in die Stadt und denkst, ich werde in einem schönen Appartement wohnen und soundso viel Geld verdienen, aber es läuft ganz anders. Der erste Platz, an dem man sich wiederfindet, ist das Ghetto. Und dort hat man zu leben. Sie versuchen, uns aus unserem Elend herauszuholen und stoßen uns sofort in das nächste hinein. Und die Leute sagen, ich will nicht, daß du in unserer Nachbarschaft wohnst, denn ich bin weiß und du bist dunkel. So bleiben uns nur noch die Armenviertel; ganz gleich, was man versucht, man landet immer wieder im Ghetto. Und deshalb möchte ich den Tag erleben, an dem das indianische Volk über sich selbst bestimmen kann. Wenn sie nicht in die Stadt kommen wollen, sollen sie nicht dazu gezwungen werden können. Und all das Geld, das vom Büro für Indianische Angelegenheiten verwaltet wird, sollte dem indianischen Volk gegeben werden, damit es damit machen kann, was es will und seine eigenen Gemeinden aufbauen kann, statt irgendwo herumgestoßen zu werden, wo es wirklich keinen Grund zu bleiben gibt.

Alcatraz ist nicht vorbei. Sie können uns physisch von der Insel runterholen, aber unser Geist ist noch immer dort. Unser Bewußtsein ist nur noch stärker, als es zur Zeit der Besetzung war. Wir sind uns nur noch klarer darüber geworden, daß wir das Establishment zu bekämpfen haben. Die Bewegung ist nicht tot, im Gegenteil, sie wird niemals wieder sterben. Wir haben in den letzten zwei Jahren einen weiten Weg zurückgelegt und wir haben gelernt, daß wir uns durch unseren Zusammenschluß gegenseitig helfen können. Wir werden sehen, wie weit wir durch unsere Einigungsbewegung vorstoßen können.

Alcatraz ist keine Insel

Wir kamen mit einer Idee nach Alcatraz. Wir wollten unser Volk vereinigen und der Welt zeigen, daß der indianische Geist für immer leben wird. Es war wenig Haß und Zorn in unseren Herzen, denn gerade der Gedanke an eine immer währende Einigkeit hielt uns heil und in Harmonie mit dem Leben. Von dieser Insel sollte eine Bewegung ausgehen, die die ganze Welt umfassen muß. Denn alle Menschen dieser Erde müssen nach Frieden und Bruderschaft hungern.

Die Idee wurde geboren und verbreitete sich über dieses Land, nicht als Flamme des Zorns, sondern als eine wärmende Glut.

Alcatraz war als ein Fels geschaffen, umgeben vom Wasser eines großen Salzsees. Durch die Hände des Hasses wurde diese Insel in ein Symbol von Furcht und Unterdrückung verwandelt. Zu kurz war die Zeit, in der diese Insel in zuversichtlicher Hoffnung von Indianern aller Stämme bewohnt wurde, die sie in ihren Preisliedern als Teil der Mutter Erde besangen und das Böse von ihr mit geheiligtem Tabak vertrieben.

Alcatraz ist jetzt wieder das haßerfüllte Symbol der Unterdrückung. Unser indianisches Volk wurde von heiligem Boden vertrieben, unsere Kinder haben die Gewehre an ihren Köpfen gespürt. Stahlzäune sind errichtet worden. Alle Zugänge zur Insel sind wieder überwacht und werden patrouilliert. Mit Kriegswaffen ausgerüstet und den sterilen Theorien des Rechts versuchen sie verzweifelt, den indianischen Geist fernzuhalten. Wir senden unsere Stimmen hinüber zu diesem verlassenen Felsen und tausendfach hallt es zurück, das Echo unserer Stärke.

Alcatraz, die Idee, lebt. Wir können nur den Großen Geist bitten, daß alle Brüder und Schwestern, die unser Lied verstehen, mit uns einstimmen mögen. Verkünde jetzt Deine Liebe zum indianischen Volk. Tanze mit uns den Tanz der großen Einigkeit. Singe mit uns das Lied der Erneuerung der Erde. Erfülle alle Männer und Frauen mit Stolz. Lasse unsere Kinder in Wahrheit baden und sie nie von den gebrochenen

Versprechen erfahren. Lasse die Indianer aller Stämme den Pfad bilden zur vereinigten Menschheit einer Erde.
Sommer 1971

Aroniawenrate
Indianer aller Stämme
San Francisco

(Quelle: *Akwesasne Notes*, Vol. 3, No. 6, Juli/August 1971, S. 7.)

Sechster Teil
Black Workers Congress

Der 1970 gegründete ›Black Workers Congress‹ ist die bisher progressivste revolutionäre Arbeiterorganisation in der Geschichte der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung und versteht sich als marxistisch-leninistische Organisation der Arbeiter der Dritten Welt (Schwarze, Puertoricaner, Chicanos, Asiaten) und der Native Americans (Indianer). Sein Fernziel ist der Aufbau einer revolutionären Arbeiterpartei mit internationalistischer Perspektive.

Die traditionelle amerikanische Gewerkschaftsbewegung ist charakterisiert durch Rassismus, Korruption und die Verfechtung einer Ausverkaufspolitik gegenüber den Arbeiterinteressen. Die erste amerikanische Gewerkschaft, die gelernte und ungelernte farbige Arbeiter in größerem Umfang organisierte, war der ›Congress of Industrial Organizations‹ (CIO), der sich 1938 aus der rassistischen, 1886 gegründeten berufsständischen Gewerkschaftsbewegung ›American Federation of Labor‹ (AFL) abspaltete, sich nach Industriebereichen gliederte und versuchte, die Diskriminierung Farbiger sowohl auf Betriebsebene wie im allgemeinen gesellschaftlichen Bereich zu bekämpfen. Der CIO organisierte in seinen Anfangsjahren die ersten großen gemeinsamen Arbeitskämpfe von weißen und farbigen Arbeitern.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges erwies sich der CIO unter der Führung von John Lewis jedoch als ebenso patriotisch wie die AFL und akzeptierte das Streikverbot der Regierung für die Dauer des Krieges. In den Folgejahren, die durch die rivalisierenden Organisationsversuche beider Gewerkschaften in den Südstaaten gekennzeichnet sind, degradierte der CIO immer mehr zum Disziplinierungsinstrument gegen die Arbeiterklasse und schloß sich 1955 schließlich mit der AFL zusammen, wodurch der Entfremdungsprozeß zwischen Arbeiter und Gewerkschaften seinen Höhepunkt erreichte.

Die ›United Automobile Workers‹ (UAW), die wohl stärkste Einzelgewerkschaft des CIO, war in den dreißiger und vierziger Jahren zum großen Teil durch radikale und kommunistische Führer kontrolliert worden. Local 600 der Rouge Werke von Ford befand sich lange Jahre in den Händen der kommunistischen Partei. Die Konsolidierung der Macht der UAW auf nationaler Ebene unter der Führung von Walter Reuther und die schwindende Unabhängigkeit der ›locals‹ (Orts- und Be-

triebsgruppen) führten jedoch auch hier zur Zerschlagung der radikalen Bewegung und zur Durchsetzung der sozialdemokratischen politischen Ideologie Reuthers. Anfang der fünfziger Jahre hatte Reuther jede linke Opposition in der UAW liquidiert.

1967/68 wurde deutlich, daß die administrativen Maßnahmen zur Unterdrückung der Opposition in der UAW nicht mehr ausreichten. Es bildeten sich zahlreiche schwarze Gewerkschaftsfraktionen und ›wildcat‹-Gruppen, die wilde Streiks organisierten; vor allem in Chicago, Detroit und New York. Im Mai 1968 gründete sich im Dodge-Montagewerk (Dodge Main) der Chrysler Corporation in Hamtramck bei Detroit die erste revolutionäre schwarze Gewerkschaftsgruppe: DRUM (Dodge Revolutionary Union Movement), die sich als ›extra-union caucus‹ versteht, als eine Gewerkschaftsgruppe, die sowohl innerhalb der örtlichen UAW-Gruppe eine Opposition bilden als auch den revolutionären Kampf in die Gemeinde tragen will.

Initiator von DRUM war eine kleine Gruppe schwarzer Organisatoren, die im Herbst 1967 in Detroit mit der Herausgabe der Zeitung *Inner City Voice* begannen und vor allem die schwarzen Automobilarbeiter von Detroit organisatorisch zu erfassen suchten. Wenige Monate nach DRUM entstanden FRUM (Ford Revolutionary Union Movement), ELRUM (Eldon Avenue Revolutionary Union Movement), CRUM (Chevrolet Revolutionary Union Movement), UPRUM (United Parcel Revolutionary Union Movement), JARUM (Jefferson Assembly Revolutionary Union Movement), NEWRUM (News Revolutionary Union Movement) und die unabhängige Krankenhausgewerkschaft HOWRUM.

1968 erfolgte der Zusammenschluß all dieser Gewerkschaftsgruppen zur ›League of Revolutionary Black Workers‹. Konflikte und innere Widersprüche führten 1970 zur Spaltung der League. Während die League in Detroit die Organisationsarbeit auf lokaler Ebene fortsetzte, verselbständigte sich die Gründer- und Führungsgruppe unter dem Namen ›Black Workers Congress‹ und forcierte den Aufbau einer nationalen Organisation revolutionärer Arbeiter.

Harry Wells, Beauftragter des Black Workers Congress, Los Angeles

In den Automobilwerken von Detroit besteht die große Mehrheit der Arbeiter aus Schwarzen. In einigen Werken, etwa bei Ford, General Motors, sind 85 Prozent der Arbeiter schwarz. Zu dem hohen Anteil an Schwarzen kommen die schlechten Arbeitsbedingungen in diesen Betrieben: festgesetztes Arbeitstempo (speed-up); Rassismus; unsichere, lebensgefährliche Arbeitsplätze (ständig kommen Todesfälle unter den schwarzen Arbeitern vor); eine »Ausverkaufs«-Gewerkschaft (innerhalb von 12 Jahren organisierte sie nicht einen einzigen Streik) und die allgemeine Diskriminierung, die die Schwarzen sowohl zum Kampf gegen das Management als auch zum Kampf gegen die Gewerkschaften zwingt. Deshalb begannen die schwarzen Arbeiter 1967, sich zusammenzuschließen und sich daranzusetzen, die Verhältnisse in diesen Fabriken zu ändern.

Einige Kameraden, die bereits Erfahrungen in der Organisation schwarzer Arbeiter hatten, kamen nach Detroit, um hier in den Fabriken zu arbeiten: John Watson, Mike Hamlin, Ken Cockrel. Und diese Burschen waren alle in verschiedenen Berufen tätig. Mike war Lastwagenfahrer, John arbeitete als Maschinist bei einer Zeitung. Und hier überlegten sie sich, was das beste Vehikel sei, um die schwarzen Arbeiter zu erreichen. Sie beschlossen, eine Zeitung herauszugeben, die sie die *Inner City Voice* nannten[1]. *Inner City Voice* wurde nur von einer kleinen Gruppe schwarzer Revolutionäre geschrieben, die sich der Arbeitsbedingungen in den Fabriken annahmen. Die Zeitung wurde direkt in den Fabriken verteilt — bei Ford, Cadillac, General Motors, Dodge. Und sie fanden, daß die Arbeiter mit der Zeit für die ganze Idee recht empfänglich waren; die Idee, daß sich schwarze Arbeiter zu einer unabhängigen Gewerkschaftsgruppe zusammenschließen, um für ihre ›Würde‹ — wie man damals sagte — zu kämpfen, für ihre Rechte und gegen den Rassismus.

Die erste Reaktion kam bald: Im Dodge-Hauptwerk schlossen sich schwarze Arbeiter zu einer Gruppe zusammen, die sich DRUM nannte, Dodge Revolutionary Union Movement (Revolutionäre Gewerkschaftsbewegung von Dodge). DRUM begann, dem Management im Dodge-Hauptwerk den Kampf

[1] Die erste Ausgabe von *Inner City Voice* erschien im September 1967. Die Auflage der meist monatlich erscheinenden Zeitung betrug rund 10 000 Exemplare.

anzusagen. Laufend kam es dort vor, daß sich schwarze Brüder die Finger an den Maschinen abschnitten, daß schwarze Arbeiter getötet wurden, weil die Arbeitsbedingungen in der Fabrik so miserabel waren, daß es laufend Unfälle gab. In Amerika gibt es pro Jahr 240 000 Arbeitsunfälle, darunter 15 000 Tote. Und die unsichersten Arbeitsplätze sind wahrscheinlich die in den Autofabriken. Deshalb übten die Jungens Druck auf die Geschäftsleitung aus, diese Verhältnisse zu ändern. Sie forderten bessere Arbeitsplätze. Doch sehr bald begann sowohl die Geschäftsleitung als auch die Gewerkschaft, sich gegen sie zu wenden. Denn während die Arbeiter die Geschäftsleitung angriffen, attackierten sie gleichzeitig die Gewerkschaften, weil diese sich mit dem Problem der Sicherheit der Arbeitsplätze überhaupt nicht beschäftigten; nicht nur soweit es schwarze Arbeiter anging, sondern Arbeiter ganz allgemein. Da aber 85 Prozent der Arbeiter Schwarze sind, waren von dieser Inaktivität die Schwarzen am stärksten betroffen. Aber das war nicht das einzige Problem, mit dem sich die Arbeiter beschäftigten.

Es gibt einen Ausdruck hier: ›Niggermation‹. Das heißt, die Arbeiter in Detroit produzieren heute dreimal soviel wie etwa vor 20 Jahren. Aber das Werk ist nicht automatisiert. Statt dessen spricht man von ›Niggermation‹, was bedeutet, daß ein schwarzer Arbeiter heute die Arbeit von zwei oder drei Leuten macht. So kam es, daß die schwarzen Arbeiter in diesen Fabriken mit der Zeit die härtesten und schwierigsten Jobs hatten.

Sie entschlossen sich zu einem wilden Streik für bessere Sicherheitsbestimmungen. Ungefähr 3000 bis 4000 Arbeiter traten in den Ausstand, um Aufmerksamkeit für ihre Sache zu erwecken. Sie blieben 21 Tage im Ausstand. Aber nach 21 Tagen, ohne jegliche Hilfe der Gewerkschaften, ging das Management ungeheuer repressiv gegen die Streikenden vor und es gelang, den Streik zu brechen. Aber DRUM war es zumindest gelungen, über 3000 Arbeiter 21 Tage lang im Ausstand zu halten. Das Management hatte beschlossen, einige der Streikenden zu feuern. Also beschlossen die Arbeiter, nun verstärkt gegen die Gewerkschaft vorzugehen.

Ein Posten in der Gewerkschaftsgruppe war damals gerade frei geworden. Deshalb stellten die Arbeiter einen Kandidaten auf, Ron March hieß er. Die Kampagne war lang. Monatelang setzte man sich für die Wahl von Ron March ein, für die Wahl eines schwarzen Kandidaten. Man organisierte selbst die Fahrt zu den Wahlurnen. Und was passierte dann am Tag der Wahl: der regionale Gewerkschaftsführer erschien mit seinem gesamten Stab von 50 Mann, beschlagnahmte die Wahlurnen, nahm sie mit ins Polizeihauptquartier, zählte die Stimmen und behauptete dann, daß unser Kandidat verloren habe. DRUM

betrachtete das als einen Wahlbetrug, denn sie hatten nicht ehrlich verloren. Sie sind von der Gewerkschaft betrogen worden.[2]

Die Arbeiter beschlossen, ihren Kampf mit der Agitation an den Produktionsstätten fortzusetzen. DRUM wurde mittlerweile immer bekannter. Immer wieder gab es wilde Streiks. Einmal waren es 3000 Arbeiter, ein anderes Mal 4000. So lenkten die Streikenden immer mehr Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß die Gewerkschaften nicht für die Arbeiter kämpften und daß das Management von vornherein gegen sie war. Zur gleichen Zeit begannen schwarze Arbeiter aus all den anderen Autofabriken, mit Leuten von DRUM Kontakt aufzunehmen. Sie sagten: Bei uns sind die Bedingungen genauso miserabel und uns tritt man auch jeden Tag in den Arsch. — In diesen Fabriken werden alle Arbeiter kaputtgemacht. Ständig laufen die Bänder auf Höchstgeschwindigkeit. Wenn die Gewerkschaft für die Autoindustrie ein Bandtempo von 56 Einheiten pro Stunde ausgehandelt hat, so stellt die Fabrik auf 72 Einheiten ein. Auf diese Weise werden die Jungens gezwungen, mit jedem Tempo Schritt zu halten.

Aus allen Fabriken kamen Arbeiter zu DRUM und fragten: Warum gebt ihr uns keine Hilfestellung, warum schickt ihr uns keine Hilfestellung, warum schickt ihr uns keine Organisatoren? Wir möchten in unserer Fabrik auch eine revolutionäre Gewerkschaftsbewegung aufbauen. — So entstand neben DRUM ›ELRUM‹: Eldon Avenue Revolutionary Union Movement. Eldon Avenue ist die Straße, wo Chrysler liegt. Es ist ein riesiges Werk. Dort arbeiten ungefähr 8000 Arbeiter, und die meisten von ihnen sind schwarz. Deshalb wollten sie ihre eigene revolutionäre Gewerkschaftsbewegung haben, ELRUM. Dann nahmen schwarze Arbeiter von Ford mit DRUM Kontakt auf und meinten: Wir wollen unsere revolutionäre Gewerkschaftsbewegung. Sie bildeten FRUM, Ford Revolutionary Union Movement. Schwarze Arbeiter von Cadillac hörten davon und formten ihre unabhängige revolutionäre Gewerkschaftsbewegung, CRUM: Cadillac Revolutionary Union Movement.

So kam es, daß die Arbeiter in den wichtigsten Werken mit dem Aufbau revolutionärer Gewerkschaftsbewegungen begannen, die sich nicht nur mit den Problemen der schwarzen Arbeiter, sondern der Arbeiterschaft im allgemeinen befassen sollten. Denn in der Fabrik wird jeder fertiggemacht, jeder kann getötet werden, jeder wird durch das überhöhte Arbeits-

[2] Vgl. Donna Shoemaker, ›DODGE-Fieber‹ in: Black Power, hg. von Gerhard Amendt, S. 129ff. Nach Shoemaker war Ron March mit 563 Stimmen unter 28 Kandidaten Sieger der Wahl, verfügte jedoch nicht über die absolute Mehrheit. Bei der Stichwahl am 3. 10. 1968 unterlag er auf Grund des Wahlterrors gegenüber dem Kandidaten der lokalen Gewerkschaftsgruppe.

tempo kaputtgemacht. Und als nun einmal all diese revolutionären Gewerkschaftsbewegungen in den verschiedenen Werken bestanden, beschlossen sie, eine Organisation auf städtischer Ebene zu bilden, eine Art Dachorganisation, die alle unter sich vereinen sollte. So entstand die ›League of Revolutionary Black Workers‹.

Ganz allgemein war die Zeit von 1968 bis 1970 durch lokale Kämpfe gekennzeichnet. Doch gab es nicht nur lokale Kämpfe in den Fabriken, sondern auch in den Gemeinden. Ein Arbeiter lebt nicht allein in der Fabrik. Er ist auch Mitglied einer Gemeinde. Deshalb sind auch alle Gemeindeprobleme Probleme des Arbeiters. Man kann den Kampf in der Fabrik nicht isoliert betrachten. Also kämpften die Arbeiter nicht allein in der Fabrik, sondern richteten sich auch gegen die Polizeibrutalität in ihren Gemeinden. Sie kümmerten sich um Schulfragen und setzten sich beispielsweise für bestimmte Kandidaten für das Schulamt ein. Sie begannen, den ganzen Problembereich der Highschool-Schüler aufzugreifen, denn zu dieser Zeit, und das dauert bis heute an, gab es eine Menge Unruhe unter den Schülern an den Highschools. Sie beklagten sich über den Mangel an Bildungsmöglichkeiten und den Rassismus an den Schulen. Deshalb griffen die Leute von der League das Highschool-Problem auf und gründeten die Zeitung *Black Student Voice*. Auf diese Weise expandierte die League in all diese verschiedenen Gebiete. Sie war in der Fabrik, in den Gemeinden und in den Schulen vertreten.

Ab 1968 war die League wahrscheinlich die stärkste Gruppe in Detroit. Sie hatte über 100 Kader und 3000 bis 4000 Leute, die die Organisation aktiv unterstützten. Mit der Zeit trug die schwarze Arbeiterbewegung ihre Früchte und man hörte auch außerhalb von Detroit von der ›League of Revolutionary Black Workers‹. Arbeiter, schwarze wie weiße, aber vor allem Arbeiter der Dritten Welt, schrieben von überall im Lande nach Detroit und baten: »Könnt ihr nicht einige Organisatoren entbehren, die zu uns kommen und uns helfen, etwas aufzubauen.« Sie wollten wissen, welchen Weg sie gehen sollten. Denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte es noch keine ausschließlich schwarze Organisation revolutionärer Arbeiter gegeben. Die League war jedoch in so viele interne Kämpfe verwickelt, daß sie sich nicht so schnell entwickeln konnte. Sie konnte noch keine überregionale Organisation aufbauen, denn sie war damals vollauf damit beschäftigt, ihre lokale Basis zu festigen und die wilden Streiks durchzuführen. Es gelang ihr zwar, eine ganze Menge Arbeiter in den Ausstand zu bringen, doch das Management schlug hart zu und schmiß mehr und mehr Arbeiter raus. Außerdem mußte die League, ähnlich wie die Black Panther Party, einen Verteidigungs-Fonds auf-

bauen, denn bei jeder Demonstration oder jedem wilden Streik wurden eine Menge Arbeiter verhaftet, so daß die League eine Finanzquelle finden mußte, um diesen Leuten helfen zu können.
Die League hatte sich mit einer wachsenden Nachfrage auseinanderzusetzen. Immer mehr Leute forderten sie auf, eine überregionale Organisation zu bilden, damit auch ihnen geholfen werden könne. Aber die League konnte das damals einfach noch nicht. Sie hatte keinen finanziellen Rückhalt und sie war zu sehr in ihre täglichen Aktivitäten verwickelt. Dann fand aber eine Konferenz in Detroit statt, die ›Black Economic Development Conference‹[3]. Sie war von einer Gruppe kleinbürgerlicher Schwarzer einberufen worden, oder besser gesagt, pseudo-schwarzer Kapitalisten, Schwarzer, die Kapitalisten werden und die schwarze Gemeinde ausbeuten wollten, die aber eigentlich nichts weiter als Marionetten der Rockefellers und Morgans sind. Außerdem beteiligten sich schwarze Geistliche und schwarze Akademiker. Eine Gruppe der League beschloß, mit einigen anderen schwarzen Revolutionären an dieser Konferenz teilzunehmen. Die Revolutionäre nahmen die Konferenz in die Hand und schmissen die Kleinbürger hinaus, die Sorte von Leuten, die, wie wir sagen, »nicht viel für unsere Glückseligkeit tun«. Und sie faßten einen Beschluß, der wirklich revolutionär war. Sie beschlossen, einen Aufruf an alle weißen Kirchen zu erlassen, Reparationen für ihren Anteil an der kapitalistischen und rassistischen Ausbeutung des schwarzen Volkes zu zahlen.
Die Kirchen haben schon immer als ein Mittel fungiert, die kapitalistische Ausbeutung der Menschen aus der Dritten Welt zu rechtfertigen. Denn als die Schwarzen aus Afrika in dieses Land gebracht wurden, sagten die Kirchen, daß diese keine vollwertigen Menschen seien. Die Geistlichen bezeichneten sie als Untermenschen. Deshalb kann man sie töten, ausbeuten oder was auch immer. Wenn man sich nun die Kapitalisten von heute ansieht, findet man, daß Männer wie Rockefeller und Morgan ihre Finger in einer ganzen Reihe von Kirchen haben. Deshalb beschloß man auf dieser Konferenz, einen Aufruf nach Reparationszahlungen zu erlassen. Die Forderung betrug 500 Millionen Dollar. Die League beteiligte sich an dieser Aktion und einige ihrer Mitglieder spielten dabei eine Schlüsselrolle. Außerdem beteiligten sich einige Leute aus dem in der Auflösung begriffenen SNCC[4]. Und all diese

[3] Die Konferenz fand am 26. April 1969 in Detroit statt. Als Veranstalter zeichnete IFCO, Interreligious Foundation for Community Organization.
[4] SNCC, Student Nonviolent Coordinating Committee, 1960 gegründete Bürgerrechtsbewegung, die zuletzt durch Stokely Carmichael und dann Rap Brown geführt wurde. Zur Entwicklung des SNCC siehe Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt/M., 1971.

revolutionären Kräfte schlossen sich zusammen und gingen nun mehr oder weniger effektiv gegen die Kirchen vor, indem sie diese 500 Millionen Dollar forderten. Zahlreiche Linke und Revolutionäre sagten damals, daß dies ein reformistischer Akt sei. Aber das stimmte nicht ganz. Dies war ein Akt, mit dem sich die Leute Gehör verschaffen konnten, um Geld für den Aufbau einer überregionalen revolutionären Organisation zu erhalten.
Zahlreiche Schwarze und Vertreter der Dritten Welt reisten herum, bestürmten die Kirchen und forderten Reparationen. Und im großen und ganzen waren sie recht erfolgreich. Sie machten Millionen von Dollar locker. Die erste Kirche, in der es zu einer Demonstration kam, war die Riverside Church in New York City, und die wurde herausgegriffen, weil Rockefeller dort im Aufsichtsrat sitzt.
Was aber die Leute von der ›Black Economic Development Conference‹ unterschätzten, war die verräterische Haltung der schwarzen Bourgeoisie. Man weiß ja, wie ausgekocht das Monopol der Kapitalisten ist. Diese wußten sehr wohl, daß das Geld an eine revolutionäre Organisation gehen würde, die sich der Aufgabe verschrieben hatte, die herrschende Klasse zu stürzen. So schickten sie das Geld an schwarze Geistliche, an solche Art, die im Fernsehen Gott preisen und im übrigen Cadillacs fahren und in 100 000-Dollar-Häusern wohnen. Dennoch war die ›Black Economic Development Conference‹ erfolgreich. Einige Kirchen bezahlten ihre Reparationen.
Ein Teil des Geldes wurde dazu verwendet, eine Art Infrastruktur aufzubauen: die ›Black Press‹, die ›Black Star Publishing Company‹, die ›Black Star Publications‹. Und all diese Verlage begannen, linke Literatur zu veröffentlichen. Andere Leute machten sich intensiv darüber Gedanken, wie man eine überregionale Organisation aufbaut. Die Bundesregierung reagierte darauf in der gewohnten Weise. Sie verhaftete eine Anzahl von Leuten, darunter einige Mitglieder der League. Eine Grand Jury wurde einberufen, um gegen sie zu ermitteln. Dahinter stand mehr oder weniger ausgesprochen die Absicht, alle hinter Gitter zu bringen. Aber die Betroffenen konnten die Vorwürfe entkräften, nicht zuletzt durch die Unterstützung des Rechtsanwalts Ken Cockrel, der außerdem Mitglied des Exekutiv-Ausschusses der League war.
Anfang 1970 endlich macht eine Gruppe mit dem Plan Ernst, eine überregionale Organisation revolutionärer schwarzer Arbeiter zu bilden. Die Gründungsversammlung fand in New York City statt. An ihr nahmen Vertreter der ›League of Revolutionary Black Workers‹ teil, die die schwarze Arbeiterbewegung bis dahin am tatkräftigsten unterstützt hatte. Die League war damals eine der wenigen Organisationen in Ame-

rika, die Arbeiter erfolgreich für Streiks organisierte, die wirklich gegen den Kapitalismus und die reaktionären Gewerkschafter kämpfte. An der Gründungskonferenz nahmen außerdem einige Leute vom SNCC teil, wie James Forman — heute geschäftsführender Sekretär des Black Workers Congress —; Leute, die einmal Mitglieder der Black Panther Party waren; sowie eine Delegation von Chicanos aus Neu-Mexiko. Und auf dieser Gründungsversammlung wurde das Manifest des ›Black Workers Congress‹ ausgearbeitet. Die Leute setzten sich zusammen, arbeiteten an den Vorschlägen und tauschten Ideen aus. Und nach dieser Konferenz entschied man sich für ein zweites Treffen, bei dem das Manifest verabschiedet werden sollte.

Als das Manifest verabschiedet war, machten sich verschiedene Leute aus den teilnehmenden Organisationen auf, um die Gründung von Niederlassungen des ›Black Workers Congress‹ in verschiedenen Städten anzuregen. Eine Zeitlang ging es nur langsam voran. Die Leute reisten von Stadt zu Stadt, sprachen mit Arbeitern der Dritten Welt, besonders mit schwarzen Arbeitern, und versuchten diese zu überzeugen, daß eine überregionale revolutionäre Organisation schwarzer Arbeiter notwendig war.

Damals kam James Forman nach Los Angeles, um dort mit Arbeitern und Revolutionären aus der Bewegung zu diskutieren, und er überzeugte sie von der Notwendigkeit, eine Niederlassung des ›Black Workers Congress‹ in Los Angeles zu gründen. Sieben oder acht Monate später wurde diese Niederlassung gegründet. Ich lebte damals gerade in New York City, aber ich stammte aus Los Angeles. Und ständig hörte ich vom ›Black Workers Congress‹, denn jeder sprach darüber. Deshalb entschloß ich mich, mir das Ganze einmal in New York anzusehen und die Sache gefiel mir. Ich entschied mich, nach Los Angeles zurückzugehen und dem ›Black Workers Congress‹ beizutreten.

Hier in Los Angeles machten wir uns zuallererst daran, einen Buchladen für Arbeiter aufzumachen, in dem wir vor allem marxistisch-leninistische Literatur führen wollten: Literatur, die die politische Theorie der Arbeiterklasse darstellt. Und das ist eine Notwendigkeit, wegen des Mangels an sozialistischem Bewußtsein in den Gemeinden. Viele Leute sind antikommunistisch eingestellt, sind gegen Marx und Lenin. Viele Schwarze haben tatsächlich eine Gehirnwäsche durchgemacht, was vielleicht ein harter Ausdruck ist, aber man hat sie wirklich gegen die Idee des Sozialismus aufgehetzt. Außerdem sind viele Schwarze einem engstirnigen Nationalismus verfallen und sagen, daß alle Weißen Teufel seien. Viele Schwarze folgen der Linie Stokely Carmichaels, die »Schwarze, geht zurück nach

Afrika« propagiert. Andere stecken tief in kleinbürgerlichen Träumereien, denn seit den Aufständen in den Ghettos der Schwarzen und Chicanos hat die Regierung eine Menge Geld in die Ghettos gepumpt und die Leute aufzukaufen versucht. Dadurch entstand eine sehr verräterische kleinbürgerliche Klasse, die über schwarzen Kapitalismus spricht und meint: »Wir können Amerika verändern«, aber mehr oder weniger antikommunistisch ist.

Deshalb glaubten wir, durch die Einrichtung eines Arbeiterbuchladens die beste Basis schaffen zu können, um an den Stätten der Produktion zu agitieren. Wir fingen damit an, indem wir ein Flugblatt verteilten, das die Bedürfnisse der schwarzen Arbeiter ansprach; das ihnen sagte, daß sie sowohl gegen die reaktionären Gewerkschaften als auch gegen das Management zu kämpfen haben.

Wir organisierten in erster Linie nach nationalen Gesichtspunkten. Aber der ›Black Workers Congress‹ ist eine revolutionäre Organisation aller Arbeiter der Dritten Welt in den USA. Im Moment nehmen wir keine Weißen auf. Der Grund dafür liegt in der Geschichte der weißen Linken, die die Schwarzen immer ausverkauft hat. Der Rassismus hat eine materielle Basis. Es gibt eine Aristokratie in der Arbeiterklasse, die sich darin manifestiert, daß die weißen Arbeiter die besten Jobs bekommen, die Schwarzen und die Chicanos die schlechten, und die asiatischen Arbeiter die übelsten. Deshalb können weiße Arbeiter nicht wirklich erkennen, wer ihr Klassenfeind ist. Statt dessen kehren sie ihren Haß und ihre Feindseligkeit gegen ihre schwarzen Brüder aus der Arbeiterklasse.

Wir sagten jedermann, daß wir Marxisten-Leninisten, daß wir Sozialisten sind. Wir glauben daran, daß die Hauptwidersprüche in dieser Gesellschaft zwischen Lohnarbeit und Kapital bestehen, daß in der Arbeiterklasse jedoch ein Nebenwiderspruch in Form des Rassismus existiert. Momentan liegt unsere Hauptaufgabe darin, schwarze Arbeiter zu organisieren. Wir sehen aber die Notwendigkeit, eine revolutionäre Arbeiterpartei in diesem Land aufzubauen, die aus Schwarzen, Weißen, Chicanos usw. besteht, eine wirkliche Arbeiterpartei, die nicht von nationalen Kategorien bestimmt ist, sondern alle Arbeiter unter sich vereinigt.

In Los Angeles im besonderen herrscht unter den Arbeitern ein hohes Maß an Unruhe. Das hat zur Folge, daß sich in den verschiedenen Fabriken schwarze Gruppen formieren. Viele davon sind nicht mit uns assoziiert. Einige stehen unter der bürgerlichen Führung von SCLC oder NAACP[5]. Viele

[5] SCLC, Southern Christian Leadership Conference, wurde 1956 von Martin Luther King gegründet. NAACP, National Association for the Advancement of

Schwarze nehmen nur ihre nationale Unterdrückung wahr und erkennen nicht, daß es auch eine Klassenunterdrückung gibt. In erster Linie sind sie als Klasse unterdrückt, nur hat diese Unterdrückung auch einen nationalen Charakter.
Wir beschlossen, eine Zeitung herauszugeben, *Point of Production*[6]. Wir organisierten ein Arbeiter-Forum, zu dem alle Arbeiter der Dritten Welt kommen und über ihre Probleme in der Fabrik sprechen können. Wir diskutieren darüber, wie Arbeiter die ›Macht im Staat‹ ergreifen können, denn wir sind der Überzeugung, daß die endgültige Lösung aller Völker in der Kontrolle der Arbeiter über den Staat besteht. Außerdem veranstalten wir politische Schulungskurse, in denen wir Material von Marx und Lenin studieren. Wir versuchen, eine Menge unseres Materials neu herauszugeben, indem wir beispielsweise eine Kurzfassung von Marx' ›Lohn, Preis und Profit‹ anfertigen, die jemand verstehen kann, der nicht viel Bildung hat. Denn die Arbeiter können meist nicht besser lesen als jemand mit einer achtjährigen Volksschulbildung.
Der ›Black Workers Congress‹ machte in wenigen Monaten ungeheure Fortschritte. Heute hat er Niederlassungen in 25 Städten. Kürzlich fand eine überregionale Konferenz in Gary, Indiana, statt, an der Vertreter der Dritten Welt aus ganz Amerika teilnahmen. Viele unter ihnen wollen uns beitreten, wie beispielsweise die Young Lords Party, die gerade Verhandlungen über eine Mitgliedschaft im ›Black Workers Congress‹ mit uns führt.
Diese Konferenz in Gary sollte eigentlich am 21./22. August 1971 stattfinden. Sie mußte jedoch auf den 4./5./6. September verschoben werden, weil sich die wichtigste Gruppe, die ›League of Revolutionary Black Workers‹, die den ›Black Workers Congress‹ sozusagen ins Leben gerufen hatte, gespalten hatte. Es war zu einer Spaltung zwischen den Lumpenelementen und den marxistisch-leninistischen Arbeitern in dieser Organisation gekommen. In der Zwischenzeit ist eine Gruppe der ›League of Revolutionary Black Workers‹ im ›Black Workers Congress‹ aufgegangen, darunter die Begründer der League wie James Forman, Ken Cockrel (Geschäftsführer der League of Revolutionary Black Workers), Mike Hamlin (Vorsitzender der League of Revolutionary Black Workers und erster Vorsitzender von DRUM), John Watson (Gründer der League of Revolutionary Black Workers und DRUM). Ich glaube, es war Marx oder Mao, der einmal sagte, daß nichts

Colored People, wurde 1910 gegründet. Beides sind Bürgerrechtsbewegungen, die für die soziale Integration der Schwarzen in die bestehende Herrschaftsstruktur eintraten und im Gegensatz zu den revolutionären Organisationen noch immer an die Durchsetzung ihrer Ziele mit gewaltlosen Mitteln glauben.
[6] *Point of Production* erschien erstmals am 22. September 1971. Untertitel: Offizielles Organ des Black Workers Congress, Western Region.

ohne Widersprüche ist. So existierten auch seit Bestehen der ›League of Revolutionary Black Workers‹ Widersprüche in dieser Organisation.
Als die League damit begann, in den verschiedenen Fabriken Aktionen vorzubereiten, zu agitieren und Flugblätter zu verteilen, setzte sie dazu in der Regel Leute aus der Gemeinde ein. So brauchten die Arbeiter ihre Arbeit nicht zu unterbrechen oder konnten Dinge außerhalb der Fabrik erledigen. Die League rekrutierte damals also eine Menge Leute, die nicht arbeiteten, Lumpen-Brüder, die gerne einmal in die Fabrik kamen, weil sie dort vielleicht eine Gelegenheit finden würden, einem Bullen eins auszuwischen oder einen weißen Arbeiter zu verprügeln. Die League zog damals diese Leute heran, weil sie sie dringend brauchte. Ständig war sie Repressionen ausgesetzt, Repressionen von seiten der Rechten, der Polizeibehörden oder der Gewerkschaften. Deshalb rekrutierte die League auch unter den Lumpen. Die Lumpen waren immer bereit, in die Fabrik zu kommen und Flugblätter zu verteilen. Sie waren immer bereit mitzumachen, wenn irgendwelche Aktionen liefen oder eine Konfrontation zwischen der League und reaktionären Kräften stattfand.
Die League versuchte, die Lumpen-Brüder zu ändern. Sie versuchte, ihnen ein Arbeiterbewußtsein zu vermitteln, eine gewisse Art von Disziplin und Vertrauenswürdigkeit; Eigenschaften, die, wie wir meinen, die Arbeiterklasse besitzt. Aber die Brüder machten da nicht mit. Eines der typischen Elemente der Lumpen, die wir damals zu spüren bekamen, war ihre Spontaneität. Sie kamen nicht nur in die Fabriken und kämpften bereitwillig gegen die Polizei, sondern sie griffen auch Arbeiter an, Arbeiter der Dritten Welt, wenn diese nicht ihrer Meinung waren oder ihnen die Flugblätter und Zeitungen nicht abnehmen wollten.
Ein weiteres Problem betraf die tägliche Disziplin. Die League hatte über 100 Kader. Eine Menge Arbeit mußte erledigt werden. Und die Lumpen-Brüder, anstatt sich aufzumachen und Arbeit abzunehmen, anstatt kontinuierliche praktische Arbeit zu leisten, saßen sie lieber herum, rauchten Pot und redeten darüber, wie schwarz und schön sie sind. Wenn nicht gerade etwas Aufregendes passierte, bestand ihre tägliche Aktivität darin, Blödsinn zu reden, herumzuhängen und weiter nichts. Sie sahen nicht ein, daß auch jemand die Dreckarbeit der Organisation machen mußte. Außerdem hatten die Lumpen ausgesprochen reaktionäre Vorstellungen über die führende Kraft der Revolution. Ich erwähnte schon, daß sie schwarze Arbeiter angriffen. Wenn man die Lumpen nicht wirklich politisch schult, kann es passieren, daß sie sich gegen die Arbeiterklasse wenden. Und da die Arbeit der League in erster Linie an den

Produktionsstätten stattfand und sie dazu eine Menge Lumpen eingesetzt hatte, kam es eben vor, daß diese sich gegen die Arbeiter wendeten, sie verprügelten. Das hatte zur Folge, daß viele Arbeiter uns nicht mehr unterstützten und sagten: »Vergeßt diese Burschen, das ist doch bloß eine Bande von Ganoven.«

Die Lumpen hatten auch eine sehr reaktionäre Haltung gegenüber weißen Arbeitern. Sie nannten sich ›Lumpen-Nationalisten‹. Ihre Position gegenüber Marx lautete schlicht: »Marx ist ein ›honkey‹. Und von einem ›honkey‹ kann man nichts lernen.«[7] Und so studierten sie anstelle von Marxismus und Leninismus ›Schwarze Kultur‹, ›Schwarze Geschichte‹. Billy Holiday, John Coltrane und diese ganze Scheiße. Sie waren nicht gewillt, kontinuierlich an einem sozialistischen politischen Schulungsprogramm teilzunehmen. Außerdem war es schwierig für uns, mit ihrer Unzuverlässigkeit fertig zu werden. Die League hatte neun Büros über ganz Detroit verstreut. Und das bedeutet eine ganze Menge. Kleinigkeiten werden zu einem Problem. Häufig kam es vor, daß die Lumpen die Türen nicht abschlossen, so daß ihre Fixer-Freunde reinkamen und Sachen klauen konnten. Solcher Mist passierte ständig.

Ebenso war ihre Haltung gegenüber Frauen sehr reaktionär. Sie waren der Meinung, daß Frauen nur dazu da sind, dem Manne zu dienen. Sie waren nicht gewillt, die Unterdrückung der Frau zu verstehen. Sie bildeten sich ein, starke schwarze Krieger zu sein, für die die Frau die ganze Dreckarbeit macht, sie ernährt, umhegt, wie afrikanische Prinzen behandelt.

Es existierten also eine Menge Probleme, die die Organisation gewissermaßen zerstörten. Im ›Black Workers Congress‹ haben wir die Erfahrung gemacht, daß einige Probleme der League durch ein gut funktionierendes politisches Schulungsprogramm hätten gelöst werden können, im besonderen der ganze Problembereich, daß ein Revolutionär Vorbild sein sollte. Che Guevara sagt, daß ein Revolutionär derjenige ist, der am härtesten arbeitet, am unermüdlichsten dem Volke dient. Die League hatte wohl versucht, ein politisches Schulungsprogramm aufzubauen, aber das war der Punkt, wo kleinbürgerliche Opportunisten ins Spiel kamen. Unter den Schwarzen, die die League damals rekrutierte, befanden sich auch einige Intellektuelle, schwarze Akademiker, die von sich behaupteten, Revolutionäre zu sein. Und da die meisten der Gründer der League, ich meine damit Brüder wie Mike Hamlin, Ken Cockrel, John Watson, dermaßen mit täglicher Klein-

[7] ›Honkey‹ (auch ›hunkie‹), amerikanischer Slangausdruck, der sich von ›Hungarian‹ (Ungar) ableitet. Er hat zum Teil die Bedeutung von ›pig‹ (Schwein = Vertreter der herrschenden weißen Klasse) und bildet das Äquivalent zu ›nigger‹. Er kennzeichnet auf eine diskriminierende Weise die soziale und ideologische Distanz und Geringschätzung.

arbeit überlastet waren, mußten sie die innere Entwicklung der League einerseits den kleinbürgerlichen Opportunisten und andererseits den ›Lumpen-Nationalisten‹ überlassen. Die kleinbürgerlichen Opportunisten stellten sich nun mehr oder weniger offen auf den Standpunkt, daß Arbeiter nie lernen werden, dialektisch zu denken, da dies zu schwer für sie sei. Deshalb studierten sie nur mit einer kleinen ausgewählten Gruppe Marx, Engels, Mao und anderes gutes sozialistisches Material. Der Rest sollte ruhig mit seinen Traumtänzereien wie ›Black is beautiful‹ fortfahren.

So ging es mit der League abwärts und kam zur Spaltung. Die Brüder, die die Organisation ursprünglich gegründet hatten und die Hauptwidersprüche zwischen Lohnarbeit und Kapital sahen, statt allein zwischen Schwarzen und Weißen, beschlossen, daß sie nicht länger in einer Organisation arbeiten wollten, die an einem solchen Mangel an Disziplin litt. Sie waren der Meinung, daß man die Arbeit verdammt ernst nehmen muß, wenn man eine revolutionäre Organisation aufbauen will und sich diszipliniert verhalten können muß, wenn man ein Revolutionär sein will.

Ein weiterer Widerspruch bestand darin: Alle Lumpen-Brüder stammten aus Detroit. Ihr Block bedeutete ihnen alles, und sie waren sehr engstirnig in ihren Ansichten. Sie sahen nicht die Notwendigkeit, Arbeiter in New York oder Chicago zu organisieren, eine überregionale Organisation aufzubauen. Sie wollten einfach keine überregionale Organisation. Vielleicht hatten sie Angst davor. Ich weiß es nicht. Sie wollten jedenfalls nur in Detroit bleiben und dort in den Fabriken Arbeiter organisieren. Mit anderen Worten, sie hatten keine internationalistische Perspektive vom Klassenkampf. Deshalb gab es seit der Gründung der League einen Widerspruch zwischen den Meinungen: Wir wollen eine lokale Organisation bleiben, oder: Wir wollen eine überregionale Organisation aufbauen. Den Lumpen waren die neun Büros genug. Heroin schießen und Pot rauchen, das war das wichtigste. Denn von Grund auf eine überregionale Organisation aufbauen, das ist verdammt viel Arbeit.

Die Hauptakteure der League, die Marxisten-Leninisten, beschlossen aber, eine überregionale Organisation aufzubauen. Denn sie waren der Meinung, daß es nicht genügt, die Kapitalisten allein in Detroit zu bekämpfen, obwohl Detroit mit General Motors, Ford und all den anderen großen Industrien sehr wichtig ist. Aber die Arbeiterklasse wird so lange nicht wirklich befreit sein, wie Arbeiter irgendwo auf der Welt noch ausgebeutet und unterdrückt werden.

All diese Gründe führten zur Spaltung. Und sie vollzog sich in einem Verhältnis von 40 zu 60. Ungefähr 40 Prozent der

League organisierten sich im ›Black Workers Congress‹, und das waren alle die Leute, die wirklich aktiv in der League gearbeitet und viele Erfahrungen gesammelt hatten und nun die Arbeit des Black Workers Congress vorantreiben.
Der ›Black Workers Congress‹ ist eine Organisation revolutionärer Arbeiter der Dritten Welt. Doch auch im ›Black Workers Congress‹ beschäftigten wir uns noch intensiv mit den Lumpen. Wir arbeiten beispielsweise sehr eng mit der ›Harriett Tubman Gefängnisbewegung‹[8] zusammen. Wir schicken Literatur in die Gefängnisse von Kalifornien. Wir machen politische Schulung in den Gefängnissen. Wir tun das, weil wir die Erfahrung gemacht haben, daß sich die Lumpen nach ihrer Entlassung wieder gegen die Leute in ihrer Gemeinde wenden, solange sie nicht im Gefängnis eine richtige politische Erziehung durchmachen. Sie werden Frauen vergewaltigen, den Leuten einen über den Schädel hauen, ihren üblichen Hehlereien und Diebereien nachgehen und die Arbeiterklasse ausbeuten. Deshalb versuchen wir, den Leuten im Gefängnis etwas über Marxismus-Leninismus beizubringen, und wir schikken ihnen Literatur von Mao, Marx und Che Guevara. Wir versuchen, den Gefangenen das Bild eines wirklich sozialistischen Menschen zu vermitteln, der ausharren kann und nicht all dem Mist nachhängt wie: schlau sein und den andern übers Ohr hauen.
Allgemein machten wir auch die Erfahrung, daß selbst im Gefängnis eine Diskrepanz zwischen den Lumpen-Brüdern — den echten Zuhältern, den echten Hehlern, die selbst noch hinter Gittern ihr Spielchen betreiben — und den Brüdern, die in erster Linie Arbeiter sind, besteht. Es gibt Brüder im Gefängnis mit echtem Arbeiterbewußtsein. Nehmen wir nur einmal die ganzen Parks in Kalifornien, die Erholungszentren und Kinderspielplätze. Diese werden im wesentlichen von Gefangenen instand gehalten. Die müssen sich da für weniger als einen Dollar die Stunde dumm und dämlich arbeiten. Deshalb versuchen wir, den Jungens klarzumachen, daß sie schwarze Arbeiter sind, daß sie aus der Arbeiterklasse stammen, einmal Arbeiter waren und diese Gesellschaft mit ihrer brutalen Unterdrückung und Ausbeutung sie dazu gezwungen hat, ihr Überleben auf eine andere Art und Weise zu sichern.
Der Black Workers Congress soll die führende Kraft im Kampf der Arbeiter sein; der schwarzen Arbeiter im besonderen. Wir

[8] Harriett Tubman, ca. 1823–1913, berühmte schwarze Aktivistin, die über das Netz der ›Underground Railroad‹ Hunderten von entlaufenen Sklaven zur Flucht in den Norden verhalf. Durch die Verabschiedung des ›Fugitive Slave Law‹ 1850, das die Auslieferung im Norden eingefangener Sklaven zum Gesetz machte, wurden die Abolitionisten auch in den Nordstaaten zur geheimen Untergrundarbeit gezwungen. Dennoch funktionierte die ›Underground Railroad‹ in den Jahren vor dem Bürgerkrieg bis nach Kanada.

glauben, daß die Hauptwidersprüche zwischen Lohnarbeit und Kapital bestehen, und diese momentan am stärksten zwischen den Lumpen oder Gefangenen und der Kapitalistenklasse zum Ausdruck kommen. Aber wir sind der Ansicht, daß die Arbeiter die Staatsmacht kontrollieren müssen. Dann wird es auch keine Gefangenen, keine Prostitution, ja, selbst keine Lumpenklasse mehr geben. Um dieses System zu stürzen, besteht unsere Hauptaufgabe darin, die Arbeiter der Dritten Welt zu organisieren. Sie bilden das Rückgrat der Industrie. Nehmen wir beispielsweise diese Straße hier, die Kreuzung der 103. Straße und Wilmington, was genau das Zentrum von Watts ist: Innerhalb eines Umkreises von 5 Meilen liegen 60 der wichtigsten Industrien von Kalifornien. 29 bis 40 Prozent ihrer Arbeiter sind Schwarze und Chicanos. Wenn wir also an dieser Gesellschaft etwas ändern wollen, dann müssen diese Arbeiter die Kontrolle über die Fabriken und die Gesellschaft in die Hand nehmen. Die Arbeiterklasse ist die einzige Klasse, die diesen Kampf führen kann. Und die Lumpen können ein wichtiger Bestandteil dieses Kampfes sein.

ZIELE. Auszug aus dem Entwurf eines Manifests des Black Workers Congress

1. Kontrolle der Arbeiter über die Arbeits-, Produktions-, Transport- und Kommunikationsmittel, so daß der Ausbeutung von Arbeit ein Ende gesetzt wird und keine Person oder Korporation sich durch die Arbeit anderer bereichern kann, sondern alle Menschen für das gemeinsame Wohl der Menschheit arbeiten.
2. Beseitigung aller Formen von Rassismus und Gewährleistung des Rechts auf Selbstbestimmung für Afrikaner, Chicanos, Puertoricaner, Orientalen und Indianer, die in den Vereinigten Staaten und Puerto Rico leben.
3. Beseitigung aller Formen der Unterdrückung der Frau in allen Bereichen der Gesellschaft, am Arbeitsplatz und zu Hause.
4. Gewährleistung des Rechts aller Menschen, ihr kulturelles Erbe überall in den Vereinigten Staaten zu pflegen und weiter zu entwickeln.
5. Gewährleistung des Rechts aller Menschen, ihre kulturellen und religiösen Ansichten ohne Furcht vor Repressionen zu äußern und zu entwickeln.
6. Beendigung der wachsenden Unterdrückung und der zunehmenden Faschisierung der Vereinigten Staaten, der Militarisierung der Polizei, der Bewaffnung rechtsgerichteter Kräfte und die Abschaffung jeglicher repressiver Gesetzgebung, die den Menschen das Recht versagt, sich zu versammeln, frei zu reden, eine Privatsphäre zu haben und ihre politischen Ansichten zu veröffentlichen.
7. Ersetzung aller Klassenkollaborateure in den Gewerkschaften durch echte revolutionäre Führer, die für die internationale Solidarität aller unterdrückten Völker kämpfen werden und gegen alle Erscheinungsformen von Rassismus, Kapitalismus, Imperialismus und den Privilegien weißer Haut und die die wahre Gleichberechtigung der Frau am Arbeitsplatz fordern werden.
8. Schaffung revolutionärer Gewerkschaftsgruppen der Schwarzen, Chicanos und Puertoricaner innerhalb der Gewerkschaftsbewegung; Bildung von Bündnissen der Arbeiter der Dritten Welt; Bildung unabhängiger revolutionärer Gewerkschaftsbewegungen und anderer Formen revolutionärer Arbeiterverbände, die versuchen, sich aus dem Würgegriff der reaktionären Gewerkschaftsbürokra-

ten und der Kollaborateure der Kapitalistenklasse zu befreien und sich dafür einsetzen, daß man die Arbeiterklasse nicht länger daran hindert, ihre historische Rolle in bezug auf die Kontrolle der Produktionsmittel zu verstehen.

9. Einführung einer Zwanzig-Stunden-Woche, die allen Menschen in den Vereinigten Staaten Arbeit garantiert und ihnen die notwendigen Mittel für Nahrung, Kleidung und Wohnung gibt, sowie das Recht auf Verbesserung des Lebensstandards und den Genuß der Vorteile einer industrialisierten Gesellschaft.
10. Gewährung eines dreißigtägigen bezahlten Jahresurlaubs für alle Arbeiter einschließlich der Hausfrauen und die Nutzung aller Erholungsgebiete sowie die Schaffung neuer Erholungsgebiete für die Arbeiterklasse unter Wegfall aller Sonderprivilegien in Erholungsgebieten für irgendeine Gesellschaftsgruppe.
11. Abschaffung des überhöhten Arbeitstempos, der obligatorischen Überstunden, der unsicheren Arbeitsbedingungen, der unzulänglichen medizinischen Betreuung am Arbeitsplatz, der brutalen und terroristischen Arbeitsverhältnisse in den Bergwerken, Fabriken und Industriebetrieben in den Vereinigten Staaten und Puerto Rico.
12. Verpflichtung aller Menschen in den Vereinigten Staaten zu produktiver Arbeit zum Wohl aller Menschen in der Welt. Parasitäre, kapitalistische Blutsaugerei muß beseitigt werden, und alle Menschen, die nicht zur produktiven Arbeiterschaft gehören, müssen sich so betätigen, daß es keine Prostituierten, Zuhälter, Rauschgifthändler und Rauschgiftsüchtige, Spieler, Hehler und Alkoholiker zu geben braucht – Kreaturen des kapitalistischen Systems.
13. Beendigung der Verbreitung von Schund und Gewalttätigkeiten durch die Massenmedien und die Gewährleistung des Rechts für alle Menschen, das Rundfunk- und Fernsehnetz zu nutzen, um ihre kulturellen Güter darzustellen und zu entwickeln.
14. Beendigung der Luftverschmutzung, der Verschmutzung von Wäldern, Flüssen und Wohnbezirken der Menschen durch die Riesenkonzerne, die keine Rücksicht auf die Menschen nehmen und deren Eigentümer auf die Karibischen Inseln fliegen können, um der Umweltverschmutzung zu entgehen.
15. Entwicklung eines kostenlosen öffentlichen Gesundheitswesens in allen Gemeinden: angemessene kostenlose Krankenhäuser, kostenlose ärztliche Hilfe und verbesserte Arbeitsbedingungen für Schwestern und Krankenhausangestellte.

16. Einrichtung ausreichender Kindertagesstätten in allen Gemeinden, die 24 Stunden geöffnet sind, so daß Mütter und Väter in der Lage sind, sich anderer Arbeit und anderen Aktivitäten zu widmen. Die Erziehung der Kinder wird sozialisiert werden und soll sie dazu trainieren, für die Allgemeinheit zu arbeiten, statt für ihre selbstsüchtigen individuellen Interessen.
17. Einrichtung eines kostenlosen Bildungssystems von der Vorschule bis hin zu allen Stufen der College- und Universitätsausbildung und Kontrolle der Bildungseinrichtungen durch das Volk.
18. Bereitstellung von sicheren, sauberen, geräumigen Wohnungen, in denen es keine Ratten, kein Ungeziefer, keine brüchigen Wände, keine herunterfallenden Decken und keine Müllberge gibt, weil die öffentliche Müllabfuhr nicht funktioniert.
19. Abschaffung des brutalen Strafvollzugssystems in den Vereinigten Staaten und die Einrichtung von Reorientierungszentren des Volkes für diejenigen, die die Arbeitergesellschaft mißverstehen und Verbrechen gegen die Arbeitergesellschaft und das Volk begehen.
20. Sofortige Freilassung aller Gefangenen aus den archaischen Gefängnissen der Vereinigten Staaten, von denen viele politische Gefangene im traditionellen Sinn des Wortes sind, sich aber alle dort befinden aufgrund der ungerechten historischen Entwicklung und der ungerechten Praktiken der kapitalistischen Gesellschaft.
21. Rückzug aller Truppen der Vereinigten Staaten aus Übersee und totaler Abbau der Militärstreitkräfte der Vereinigten Staaten.
22. Auflösung des Federal Bureau of Investigation, der Central Intelligence Agency, der Anti-Aufruhr-Truppen und Einstellung der Geheimdienstaktivitäten, die die Völker Amerikas und der Welt terrorisiert haben.
23. Zerschlagung aller bewaffneten, brutalen, militaristischen Polizeistreitkräfte in den Vereinigten Staaten, die Menschen willkürlich töten und die Bevölkerung terrorisieren und Aufstellung einer Volksmiliz. Wenn die Arbeiter über die Kontrolle der Produktions-, Transport- und Kommunikationsmittel verfügen, sind bewaffnete Polizei, Militär, FBI und CIA nicht mehr nötig.
24. Forderung von Reparationszahlungen der amerikanischen Regierung und aller weißen rassistischen Institutionen in den Vereinigten Staaten. Weiter fordern wir, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Reparationen an die Völker Afrikas, Lateinamerikas und Asiens zahlt, die sie seit Jahrhunderten ausgebeutet hat.

25. Rückzug aller Investitionen der Vereinigten Staaten aus Südafrika.
26. Sofortige Beendigung des Aggressionskrieges in Indochina.
27. Anerkennung des Rechts des Palästinensischen Volkes auf sein Heimatland im Mittleren Osten.
28. Beendigung des Neokolonialismus in Afrika, Asien, Lateinamerika und auf den Karibischen Inseln.
29. Einstellung der Handelsblockade gegen Kuba.
30. Aufnahme der Volksrepublik China in die Vereinten Nationen und Kontrolle Formosas durch die chinesische Festlandregierung.
31. Rationale Planung eines Weltwirtschaftssystems, das Rassismus, Unterdrückung der Frau, Kriege, Hunger, Krankheiten, Wohnungsmangel, Klassenantagonismen und die Kriegstreiberei der großen Nationen ausmerzen wird.
32. Bildung einer echten revolutionären Arbeiterpartei in den Vereinigten Stataen unter der Führung von Arbeitern der Dritten Welt, Männern wie Frauen, Arbeitenden wie Arbeitslosen, die gelenkt werden von dem zusammengetragenen Wissen aller revolutionären Denker und unermüdlich daran arbeiten, die Ziele des International Black Workers Congress durchzusetzen.

Literatur

Allgemeine Literatur

Amendt, Gerhard (Hg.), Black Power, Dokumente und Analysen, Frankfurt/M. 1970

Baran, Paul A./Sweezy, Paul M., Monopolkapital, Frankfurt/M. 1967

Barbour, Floyd B. (Hg.), The Black Power Revolt, New York 1968

Black Panther Party, Part I, Investigation of Kansas City Chapter; National Organization Data, U.S. Government Printing Office, Washington, D.C. 1970

Boggs, James, Racism and the Class Struggle, New York 1970

– The American Revolution, New York 1963

Brandes, Volkhard/Burke, Joyce, USA — Vom Rassenkampf zum Klassenkampf, München 1970

Breitman, George (Hg.), Malcolm X Speaks, New York 1966; deutsche Ausgabe mit einem Vorwort von Michael Schneider, Frankfurt/M., Berlin 1968

Carmichael, Stokely/Hamilton, Ch. V., Black Power, Frankfurt/M. 1969

Cleaver, Eldridge, Nach dem Gefängnis, Hamburg 1970

– Zur Klassenanalyse der Black Panther Partei, Frankfurt/M. 1970

Davis, Angela, Materialien zur Rassenjustiz, Berlin 1972

Davis, Angela Solidaritätskomitee (Hg.), Am Beispiel Angela Davis, Offenbach 1971

– Am Beispiel Angela Davis. Der Kongreß in Frankfurt, Frankfurt/M. 1972 (Fischer Taschenbuch 1350)

Davis, Angela National United Committee to Free Angela Davis, ›Bail for Angela: Right without Remedy‹, San Francisco 1971

Debray, Regis, The Long March in Latin America, in: *New Left Review*, Sept./Okt. 1965

Detrez, Conrad (Hg.), Zerschlagt die Wohlstandsinseln der Dritten Welt, Reinbek 1971

Eckstein, George Günther, USA: Die Neue Linke am Ende?, München 1970

Fanon, Frantz, Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt/M. 1966

Foner, Philip S. (Hg.), The Black Panthers Speak, Philadelphia/New York 1970

Frazier, E. Franklin, Black Bourgeoisie, New York 1969

– The Negro in the United States, New York 1949

Gäng, Peter/Reiche, Reimut, Modelle der kolonialen Revolution, Frankfurt/M. 1970

Gerassi, John, Imperialismus und Revolution in Amerika, in: *Kursbuch* 16, Frankfurt/M. 1969

Goodman, Mitchell (Hg.), The Movement Toward a New America. The Beginnings of a Long Revolution, New York 1970
Guérin, Daniel, Die Amerikanische Arbeiterbewegung 1867–1967, Frankfurt/M. 1970
Guevara, Ernesto Che, Bolivianisches Tagebuch, München 1968
– Partisanenkrieg – eine Methode. Mensch und Sozialismus auf Cuba, Köln und München 1966
Hampton, Fred (Drei Reden), Peoples Information Center, Chicago
– (zur Ermordung siehe:) Report of the January 1970 Grand Jury, United States District Court, Northern District of Illinois, Eastern Division, Washington, D.C. 1970
Hayden, Tom, Der Prozeß von Chicago, Frankfurt/M. 1971
Hindkle, Warren, Guerilla-Krieg in USA, Stuttgart 1971
Horlemann, Jürgen, Modelle der kolonialen Konterrevolution, Frankfurt/M. 1968
Horowitz, David (Hg.), Revolutionary Karma vs. Revolutionary Politics (Weatherman), in: *Ramparts Magazine*, March 71
Jackson, George, In die Herzen ein Feuer, Bern, München, Wien 1971
Jacobs, Harold (Hg.), Weatherman, New York 1970
Jacobs, Paul/Landau, Saul, Die Neue Linke in den USA, München 1969
Kleemann, Susanne, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt/M. 1971
Kollektive Autobiographie der ›New York 21‹, Look for me in the Whirlwind, New York 1971
Le Duan, Die Vietnamesische Revolution, Berlin 1971
Lenin, W. I., Ausgewählte Werke in sechs Bänden, Berlin 1970
Lennhoff, Eugen, Politische Geheimbünde, München und Wien 1931 und 1966
Lewis, Oscar, Die Kinder von Sanchez, Frankfurt/M. 1967
– La Vida. Eine puertoricanische Familie in der Kultur der Armut: San Juan und New York, Düsseldorf und Wien 1971
Lipset, Seymour Martin/Wolin, Sheldon S. (Hg.), The Berkeley Student Revolt, New York 1965
Lockwood, Lee, Conversation with Eldridge Cleaver, New York 1970
Mailer, Norman, Nixon in Miami und die Belagerung von Chicago, Reinbek 1969
Malcolm X, The Autobiography of Malcom X, New York 1965; deutsch: Der schwarze Tribun: Eine Autobiographie, Frankfurt/M. 1966
Mao Tse-tung, Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft, Peking 1967
– Die chinesische Revolution und die kommunistische Partei Chinas, Peking 1968
Marighela, Carlos, Handbuch des Stadtguerillero, Juni 1969
Marx/Engels, Werke, Berlin 1966
Michels, Peter M., Die Schüsse von Kent. Dokumentarbericht über die Zerschlagung der amerikanischen Studentenbewegung (unveröffentl. Manuskript der gleichnamigen Hörfunksendung vom 8. 2. 1971 im SWF/SDR)
– Fuck The War. Dokumentarbericht über die amerikanische Anti-

Kriegs-Bewegung, Bad Homburg 1972 (identisch mit der Hörfunksendung: ›Schule der Nation oder Schule des Widerstandes‹, Erstsendung am 12. 2. 1971 im HR)
Myrus, Donald/Joseph, Burton (Hg.), Law & Disorder. The Chicago Convention and Its Aftermath, Chicago 1968
Newton, Huey P., Selbstverteidigung, Frankfurt/M. 1971
Ploski, Harry A./Brown, Roscoe C. (Hg.), The Negro Almanac, New York 1970
Royko, Mike, Boss. Richard J. Daley of Chicago, New York 1971
Schlesinger, Arthur M., Das erschütterte Vertrauen, Bern, München, Wien 1969
Seale, Bobby, Seize the Time, New York 1970 (deutsche Ausgabe: Wir fordern Freiheit, Frankfurt/M. 1971 – Fischer Taschenbuch 1198)
– Der Prozeß gegen Bobby Seale. Rassismus und politische Justiz in den USA, Frankfurt/M. 1970
Suttles, Gerald D., The Social Order of the Slum, Chicago und London, 1968
Tabor, Michael ›Cetewayo‹, Harlem: Kapitalismus + Heroin = Völkermord, Frankfurt/M. 1970
Thrasher, Frederic M., The Gang. A study of 1313 gangs in Chicago, Chicago 1927 (gekürzte Neuauflage 1963)

Erster Teil: Young Lords Party

Bücher:

Palante. Young Lords Party, Photographs by Michael Abramson, Text by The Young Lords Party and Michael Abramson, McGraw-Hill, New York 1971
Gordon K. Lewis, Puerto Rico. Freedom and Power in the Caribbean, New York and Evanston 1963

Zeitschriftenartikel und Broschüren:

›From Rumble To Revolution: The Young Lords‹, von Frank Browning, in *Ramparts Magazine*, Oktober 1970
›Puerto Rico: Our Backyard Colony‹, von Michael Meyerson, in *Ramparts Magazine*, Juni 1970
›The Young Lords in Newark‹, von Tony Mauro, aus ›All You Can Eat‹, Nachdruck in *Underground Press Digest*, New York, August 1971
Verschiedene Artikel über YLO und YLP in: The Movement Toward A New America. The Beginning of a long Revolution, hg. von Mitchell Goodman, New York 1970
Health Revolutionary Unity Movement. Ideology – History – Patients' and Workers' Rights – Ten Point Program. HRUM, 352 Willis Avenue, Bronx, New York 10454, Mai 1971
›Albizu Campos and the Ponce Massacre‹, von Juan Antonio Corretjer, World View Publishers, New York (o. J.)
Presente Y Futuro De Puerto Rico. La doctrina de la nueva lucha de independencia, hg. von MPI, Rio Piedras, Puerto Rico 1969
Independence, Socialism and Democracy: The only solution. A summary of the Program of the Puerto Rican Independence Party, hg. von PIP, Puerto Rico 1971

Zeitungen:

Palante (Newspaper of the Divided Nation), Young Lords Party, National Headquarters, 352 Willis Avenue, Bronx, New York 10454 (erscheint seit 1969 zweimal monatlich)
La Luchadora (Voz de la Union de Mujeres), Women's Union, P.O. Box 274, Bronx, New York 10451 (erscheint seit Sommer 1971 monatlich)
For the People's Health (Newspaper for patients and health workers), HRUM, 352 Willis Avenue, Bronx, New York 10454 (erscheint seit Februar 1970 monatlich)

YLO, Young Lords Organization, 834 W. Armitage, Chicago, Illinois (erschien Sommer 1969 bis 1970 unregelmäßig)

El Young Lord (Latin Liberation News Service), Young Lords Organization, Box 5024, Milwaukee, Wisconsin 53204 (erscheint seit April 1971 nach Möglichkeit wöchentlich)

Tondokumente:

The Young Lords Organization (Interview mit Felipe Luciano und Raphael Viera, YLO New York), Pacifica Tape Library, 2217 Shattuck Avenue, Berkeley, California 94704, Archiv-Nr. AP 1157

Palante: The Young Lords (Interview mit Felipe Luciano und Beschreibung der Besetzung der First Spanish Methodist Church), Pacifica Tape Library, Archiv-Nr. WU 0147.01

Palante: Women in the colonies, Pacifica Tape Library, Archiv-Nr. WU 0147.02

Young Lords. Die Partei der Puertoricaner in den USA. Ihre Geschichte und ihr Selbstverständnis, dargestellt mit Interviews von Peter M. Michels. Erstsendung am 5. 3. 1972 im *Hessischen Rundfunk*

Vom Sexualobjekt zur Revolutionärin. Die Frau in der antiimperialistischen Bewegung Amerikas. Von Heidi Knorr und Peter M. Michels. Erstsendung am 29. 1. 1972 im *Hessischen Rundfunk*

Zweiter Teil: Rising Up Angry

Firing Line, Zeitung der Young Patriots Organization, Chicago (erschien unregelmäßig bis 1971)

Rising Up Angry, Zeitung von Rising Up Angry, Box 3746, Merchandise Mart, Chicago, Illinois 60654 (erscheint etwa alle drei Wochen)

Verschiedene Artikel über Young Patriots und Rising Up Angry in: The Movement Toward A New America. The Beginning of a long Revolution, hg. von Mitchell Goodman, New York 1970

Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt/M. 1971 (darin: Die Gemeindearbeit des SDS, S. 104 ff.)

Dritter Teil: I Wor Kuen

Chinese Americans. A Brief History, von Larry Stevens, Stockton, California, 1970

Getting Together – I Wor Kuen, chinesisch-englischsprachige Zeitung von I Wor Kuen, 24 Market Street, New York City 10002 oder 850 Kearny Street, San Francisco 94108, erscheint monatlich

Vierter Teil: Chicano Power

Bücher und Zeitschriftenartikel:

The Chicanos. Mexican-American Voices, hg. von Ed Ludwig und James Santibanez, Baltimore, Maryland, 1971

La Raza, hg. von Stan Steiner, New York und Evanston, Harper and Row, 1970

Mexican-Americans in California, von Larry Stevens, Hammer Press, Stockton, California, 1970

La Raza! A Merit Pamphlet, Pathfinder Press, New York 1970

La Raza Unida Party in Texas, A Merit Pamphlet, Pathfinder Press, New York 1970

Basta Ya! The Story of Los Siete de la Raza, hg. von Research Organizing Cooperative, 340 Jones Street, San Francisco, California 94102

Ando Sangrando! (I am bleeding). A Study of Mexican American-Police Conflict and an Analysis of the East Los Angeles 1970 Riots, von Armando Morales, The Congress of Mexican American Unity Task Force on Police-Community Relations, März 1971 (ohne Ort)

›Los Siete de la Raza‹, von Marjorie Heins, in: *Ramparts Magazine*, März 1971

›Ford and la Raza: »They stole our land and gave us powdered milk«‹, von Rees Lloyd und Peter Montague, in: *Ramparts Magazine*, September 1970

Verschiedene Artikel über ›Brown Power‹, Los Siete de la Raza, Reies Tijerina u. a. in: The Movement Toward A New America. The Beginning of a long Revolution, hg. von Mitchell Goodman, S. 230 ff., New York 1970

Zeitungen und Flugschriften:

La Raza, P.O. Box 31004, Los Angeles, California 90031

El Grito Del Norte, Route 2, Box 5, Espanola, New Mexico 87532

Basta Ya!, P.O. Box 40040, San Francisco, California 94110 (Mission Community Newspaper, Zeitung von ›Los Siete de la Raza‹)

La Causa, P.O. Box 4972, Santa Fe Ave. Station, Compton, California 90221 (Zeitung der ›Brown Berets‹)

›Chicano Power Explained‹, von David Sanchez, Prime Minister Brown Berets, ohne Ort und Datum

La Chispa, Zeitung von ›El Partido Revolucionario Chicano‹, Oakland, California (im August 1971 eingestellt)

Fünfter Teil: Indian Power

Bücher, Zeitschriftenartikel, Tondokumente:

Alcatraz Panel With Indians From Various Tribes, Tonbandaufzeichnung einer Pressekonferenz auf Alcatraz im Dezember 1969, Pacifica Tape Library, Berkeley, California, Archiv-Nr. AP 409

The American Indian Today, hg. von Stuart Levine und Nancy Oestreich Lurie, Baltimore, Maryland, 1970

John Collier, Indians of the Americas, The New American Library Inc., New York 1947
Our Brother's Keeper: The Indian in White America, hg. von Edgar S. Cahn und Citizen's Advocate Center, New Community Press Inc., Washington 1969
Dee Brown, Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses, Hamburg 1972
›Genocide Against The Indians‹, von George Novack, in: *Merit Pamphlet*, Pathfinder Press, New York 1970
›Salmon Fishing in America: The Indians vs. the State of Washington‹, von Peter Collier, in: *Ramparts Magazine*, April 1971

Zeitungen:

Akwesasne Notes, hg. von Wesleyan University, Indian Studies Program, Middleton, Connecticut; Zeitung der Mohawk Nation, erscheint seit 1969
Alcatraz-Newsletter, hg. von Indians of All Tribes News, San Francisco
Warpath, Zeitung der United Native Americans, P.O. Box 26149, San Francisco, California 94126, erscheint seit 1968

Sechster Teil: Black Workers Congress

Bücher und Flugschriften:

›Our Thing Is DRUM!‹, Peace Press, ohne Ort und Jahr (Nachdruck aus *Leviathan*, Vol. 2, Nr. 2, Juni 1970)
Draft Proposal: Manifesto of the International Black Workers Congress, Peace Press, ohne Ort und Jahr
Control, Conflict and Change. The Underlying Concepts of the Black Manifesto, von James Forman, Black Workers Congress, ohne Ort und Datum
Interviews mit John Watson, in: The Movement Toward A New America. The Beginning of a long Revolution, hg. von Mitchell Goodman, S. 184 f. und 196 ff., New York 1970
Donna Shoemaker: DODGE-Fieber, in: Black Power, hg. von Gerhard Amendt, Frankfurt/M. 1970, S. 129 ff.
Volkhard Brandes/Joyce Burke: USA – Vom Rassenkampf zum Klassenkampf, München 1970 (darin: Die Organisierung des Widerstandes, S. 239 ff.)

Zeitungen:

Point of Production, offizielle Zeitung des Black Workers Congress, Western Region, hg. von Black Workers Congress, Los Angeles, P.O. Box 47775, Wagner Station, California 90047

Fischer Taschenbuch Verlag

›Informationen zur Zeit‹ — in 5 Jahren: 1,5 Millionen Gesamtauflage

Probleme der Gesellschaft

Christa Becker
Problem 218
Bd. 1310/Originalausgabe

Bürgerinitiativen
Schritte zur Veränderung
Hg. v. Heinz Grossmann
Bd. 1233/Originalausgabe

Ulf Homann
Das Haschischverbot
Gesellschaftliche Funktion und Wirkung
Bd. 1268/Originalausgabe

Kommunalpolitik — für wen?
Arbeitsprogramm der Jungsozialisten
Hg. v. Wolfgang Roth
Bd. 1272/Originalausgabe

Kriegsdienstverweigerer: Gegen die Militarisierung der Gesellschaft
Hg. v. Haug/Maessen
Bd. 1173/Originalausgabe

Sport in der Klassengesellschaft
Hg. v. Gerhard Vinnai
Bd. 1243/Originalausgabe

Sozialisation

Peter Brosch
Fürsorgeerziehung
Heimterror und Gegenwehr
Bd. 1234/Originalausgabe

Wilfried Gottschalch
Bedingungen und Chancen politischer Sozialisation
Bd. 1311/Originalausgabe

Schülerladen Rote Freiheit
Sozialistische Projektarbeit
Herausgeber-Kollektiv
Bd. 1147/Originalausgabe

Lutz von Werder
Von der antiautoritären zur proletarischen Erziehung
Bd. 1265/Originalausgabe

Hans-Jürgen Haug/
Hubert Maessen
Was wollen die Schüler?
Politik im Klassenzimmer
Bd. 1013/Originalausgabe

Hans-Jürgen Haug/
Hubert Maessen
Was wollen die Lehrlinge?
Bd. 1186/Originalausgabe

Schulreform
oder Der sogenannte Fortschritt
Hg. v. J. Beck und L. Schmidt
Bd. 1121/Originalausgabe

Fischer Taschenbuch Verlag

›Informationen zur Zeit‹ — Darstellungen, Materialien, Analysen

Veränderung der Gesellschaft

Veränderung der Gesellschaft
Sechs konkrete Utopien
Hg. v. Hendrik Bussiek
Bd. 1092/Originalausgabe

Wege zur veränderten Gesellschaft
Politische Strategien
Hg. v. Hendrik Bussiek
Bd. 1205/Originalausgabe

Theodor Ebert
Gewaltfreier Aufstand
Alternative zum Bürgerkrieg
Bd. 1123

Svetozar Stojanović
Kritik und Zukunft des Sozialismus
Bd. 1264

Weltfrieden und Revolution
Hg. v. Hans-Eckehard Bahr
Bd. 1102

Politik der BRD

Urs Jaeggi
Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik
[ersch. 1973 neu unter dem Titel ›Kapitalismus in der Bundesrepublik‹ als Bd. 6510]

Peter Brückner
Freiheit, Gleichheit, Sicherheit
Von den Widersprüchen des Wohlstands
Bd. 1324

Harold Rasch
Politik mit dem Osten
Von der Abschreckung zum Frieden
Bd. 1165/Originalausgabe

Probleme der Arbeiterklasse

Anpassung oder Widerstand?
Gewerkschaften im autoritären Staat
Hg. v. Sven Papcke
Bd. 1094/Originalausgabe

Schwarzbuch: Ausländische Arbeiter
Hg. v. Siegmar Geiselberger
Bd. 1325/Originalausgabe

Gewerkschaften und Klassenkampf
Kritisches Jahrbuch 1972
Hg. v. O. Jacobi/W. Müller-Jentsch/E. Schmidt
Bd. 1312/Originalausgabe

Fischer Taschenbuch Verlag

›Informationen zur Zeit‹ — die politische Reihe: aktuell, kritisch

Gewalt in der Politik

Am Beispiel Angela Davis
Der Kongreß in Frankfurt
Hg. v. A. Davis Solidaritäts-komitee
Bd. 1350/Originalausgabe

Georg Krämer
Mord & Terror
Britischer Imperialismus: Nordirland
Bd. 1300/Originalausgabe

Peter M. Michels
Aufstand in den Ghettos
Zur Organisation des Lumpen-proletariats in den USA
Bd. 1319/Originalausgabe

»Ich war gern in Vietnam«
Leutnant Calley berichtet
Aufgezeichnet von John Sack
Bd. 988/Deutsche Erstausgabe

Der Fall CSSR
Strafaktion gegen einen Bruderstaat
Bd. 964/Originalausgabe

Bobby Seale
Wir fordern Freiheit
Der Kampf der Black Panther
Bd. 1198/Deutsche Erstausgabe

Walter Hollstein
Kein Frieden um Israel
Zur Sozialgeschichte des Palästina-Konflikts
Bd. 1226/Originalausgabe

Dritte Welt

Che Guevara und die Revolution
Hg. v. H. R. Sonntag
Bd. 896/Originalausgabe

Das Rote Buch
Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung
Hg. v. Tilemann Grimm
Bd. 857/Originalausgabe

Heinz Rudolf Sonntag
Revolution in Chile
Bd. 1266/Originalausgabe

Chinas sozialistischer Weg
Berichte und Analysen der Peking Rundschau
Hg. v. F. R. Scheck
Bd. 1267/Originalausgabe